This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

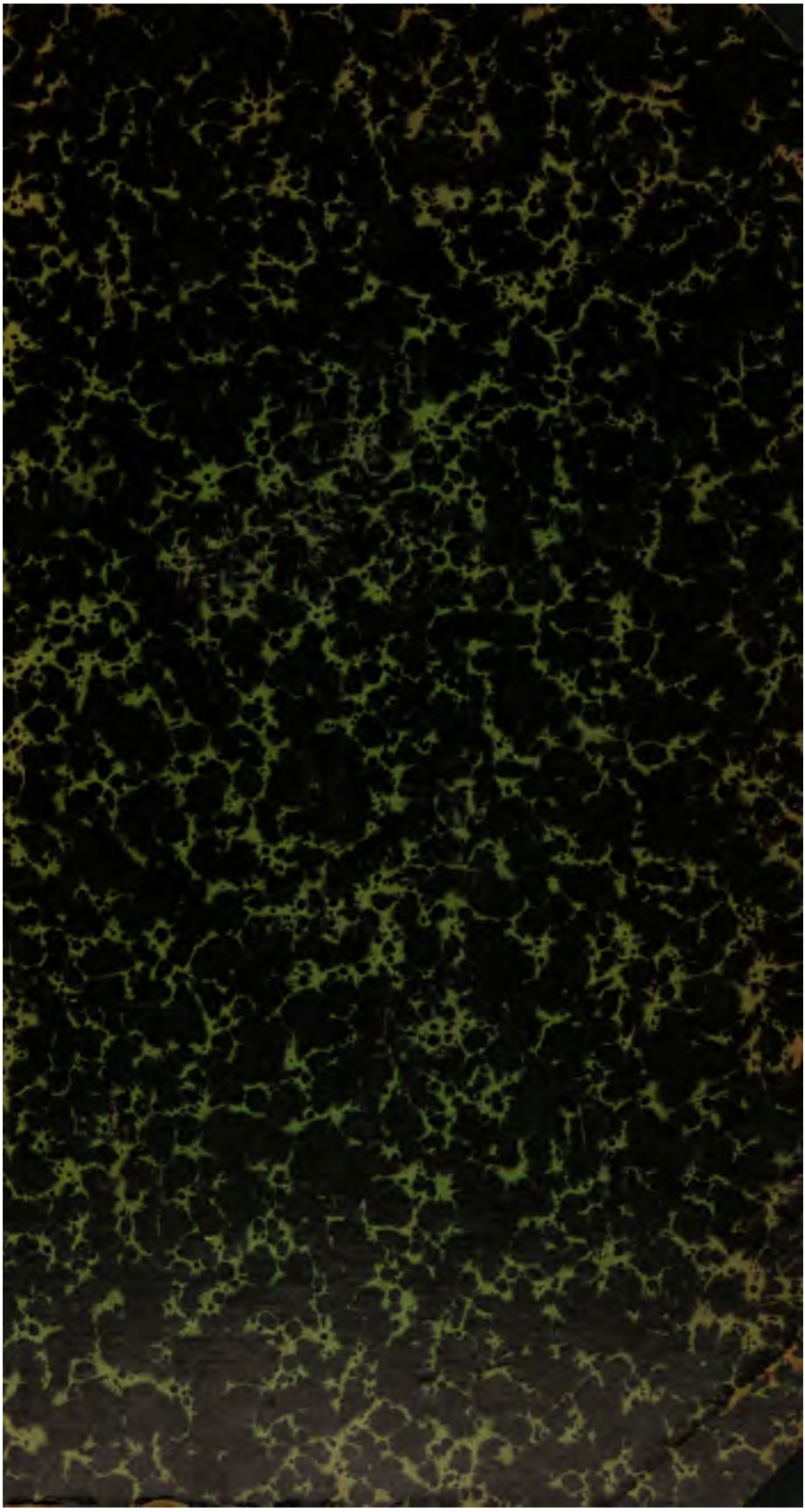
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

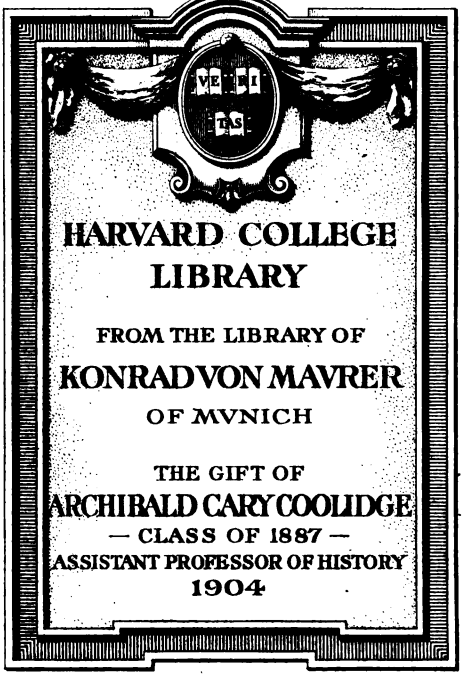
Über Google Buchsuche

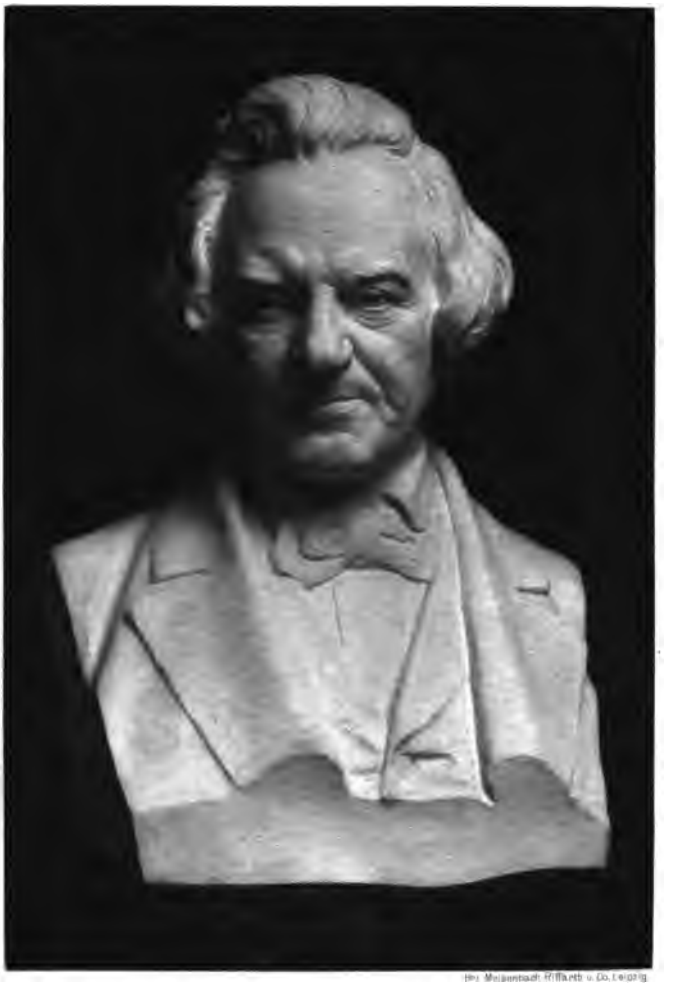
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



3485

Educ 4712.77





Karl v. Hase.

Nach der Büste von Karl Seffner.

Karl von Hase

ein deutscher Professor

Hubert Birkner

[illegible]

Karl von Hase
ein deutscher Professor

Von

Richard Bürkner

Mit 1 Bildniß in Heliogravüre und
8 Vignetten

Leipzig 1900
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

Educ 4712.77

Harvard College Library
Von Maurer Collection
Gift of A. C. Coolidge
July 18, 1904

Alle Rechte, insbesondere das der Ueberſetzung, vorbehalten.

3485

Inhalt.

Seite

I. Jugendzeit 1

Voreltern 1. — Vaterhaus in Steinbach 2. — Kinderjahre in Penig 4. — Schulzeit in Altenburg 4.

Student in Leipzig 7. — Burschenschaft 10. — „Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands“ 12.

Burschenleben in Erlangen 14. — Auszug nach Altdorf 16.

II. Akademische Anfänge 19

Examen 19. — Privatdozent in Tübingen 20. — „Vom philosophischen Glauben“ 21. — »De fide naturali« 21. — „Ueber die Empfänger des Briefes an die Hebräer“ 21. — „Des alten Pfarrers Testament“ 23.

Hohenasperg 24. — „Die Proselyten“ 27. — „Dogmatik“ 28.

Zwischenzeit in Dresden 28. — „Vom Justizmorde“ 29. — „Vom Streite der Kirche“ 29. — „Schutzgeist edler Jünglinge“ 29. — „Griechischer Robinson“ 30.

„Symbolische Bücher“ 30. — „Gnosis“ 30. — „Leipziger Disputation“ 31. — Privatdozent in Leipzig 31. — »Hutterus redivivus« 31. — Pauline Härtel 32. — „Leben Jesu“ 32. — Italienische Reise 32. — „Briefe an die künftige Geliebte“ 33 . — Verlobung 34. —

III. Der Jenaische Professor 36

Einzug in Jena 36. — Hochzeit 38. — Häusliches Leben 38. — Familie 40. — Geselligkeit 41. — Wohlstand 41. —

Das Haus 43. — Der Garten 43. — Das Auditorium 44. — Der Berg 44.

Inneres Leben 45. — Lebenskunst 46. — Religiöses 47. — Naturfreude 49. — Reisen 50. — Theater 51.

Schriftstellerisches 51. — Vorlesungen 52. — Fakultät 54. — Prorektorat 55. — Studentenschaft 56. — „Rosenvorlesungen“ 56. — Jubelfeste 57.

Redner 57. — Vereinsthätigkeit 58. — Kirchenpolitik 59.

Bürger der Stadt Jena 60. — Beziehungen zu den Thüringer Höfen 60.

Seite

IV. Streitschriften 62
1. Wider den vulgären Rationalismus 63
„Streitschriften 1. Heft“ 66. — „Ami Reh“ 67. — „Untergang des Rationalismus“ 71.
2. Wider den orthodoxen Pietismus 72
„Entwicklung des Protestantismus“ 76.
3. Wider den Tübinger Liberalismus 78
„Die Tübinger Schule“ 80. — „Das ganze Recht des Supranaturalismus“ 84. — „Das Historische und Uebernatürliche in der Religion“ 84. — „Unsere Stellung zur Orthodoxie“ 84.
4. Wider den römischen Katholizismus 86
„Polemik“ 86.
V. Lehrbücher 96
1. Glaubenslehre 96
»Hutterus redivivus« 97. — „Dogmatik“ 100. — „Gnosis“ 103.
2. Leben Jesu 109
„Lehrbuch“ 110. — „Vorlesungen“ 116.
3. Kirchengeschichte 121
„Lehrbuch“ 123. — „Heilige und Propheten“ 127. — „Vorlesungen“ 129.
VI. Der Romfahrer 135
Reisen in Italien 135. — Römisches Tagewerk 138. — Kunstbetrachtung 140. — Karneval 142.
Geselligkeit 143. — Beziehungen zur Hierarchie 145. — Konzilsjahr 146. — Roms Umgebung 148.
Neapel 150. — Heimkehr 151.
VII. Vaterländisches 153
1830 154. — „Sachsen und seine Hoffnungen“ 154. — „Das junge Deutschland“ 155. — 1848: „Das Kaiserthum des deutschen Volkes“ 156. — „Die Republik des deutschen Volkes“ 157. — „Das deutsche Reich und seine Staaten“ 158. — „Preußen und Oesterreich“ 158. — „Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reiches“ 160. — „Jenaisches Fichtebüchlein“ 161. — 1866. 162. — 1870 163. — Der Krieg 163. — Das neue Reich 164.
VIII. Ruhm und Ende 167
Der alte Hase 167. — Selbstbekenntnisse 168.
„Ideale und Irrthümer“ 171. — Letzte Reisen 172.
Doktorjubiläum 173. — 50 Jahre in Jena 174. — Goldene Hochzeit 175. — Letzte Vorlesung 176.
Tod der Gattin 178. — Stilleben 179. — Heimgang 180.

I. Jugendzeit.

„Es ist auch eine Gottesgabe, einer Familie anzugehören und ihre Geschlechter zu übersehen, die seit drei Jahrhunderten in ihrer bürgerlichen Einfachheit sich ehrlich durchgeholfen hat.“ Mit diesen Worten sprach Karl v. Hase seine Freude aus über den von ihm auf Kinder und Kindeskinder übergehenden echten Familiensinn, der im Kreise der Seinigen schon oftmals gar freundlich in Erscheinung getreten war und nun im Jahre 1878 in der von einem der Söhne verfaßten „Familie Hase“ einen gedruckten Ausdruck gefunden hatte. Er hätte getrost von vier Jahrhunderten sprechen können, denn das nachmals aufgefundene kleine vergilbte Blatt im Kirchenbuche von Auma, welches die erste Kunde von unseren Hasen überliefert, stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, und die darin genannten Eltern des Pfarrers Paul Hase, der dies geschrieben, würden mit ihrem Leben demnach in den Anfang dieses Jahrhunderts zu setzen sein. Er als katholischer Priester ist kinderlos gestorben, aber die Glieder seines Hauses sind fort und fort verzeichnet, und der urkundliche Nachweis unmittelbarer Reihenfolge reicht bis zu dem Rathsherrn Georg Hase in Auma, einem Zeitgenossen und Anhänger Luther's. Dessen Sohn Martin hat in Jena studiert als zu den ersten dortigen Studenten gehörend, und so schon in den Anfängen der Universität den Zusammenschluß von Jena und Hase begründend. Er ist Rektor in Auma gewesen; sein ältester

Sohn Immanuel zu Beginn des 17. Jahrhunderts Schulrektor und Universitätslehrer Professor in Jena zuletzt Archidiakonus an der dortigen Stadtkirche. In den Nöthen des dreißigjährigen Krieges ist sein Haus furchtbar heimgesucht worden. Von zwölf Kindern sind elf verdorben und gestorben, nur einer blieb übrig: Samuel. Der wurde kursächsischer Amtmann in Tautenburg, und ihm nach eine Reihe Söhne und Enkel treue Beamte ihrer Landesherren. Doch hat sich sein ältester Sohn Zacharias in Erinnerung an den Großvater wieder das theologische Studium erwählt und ist später Gräflich Solms-Wildenfels'scher Hofprediger in Hartensdorf mit Wildenfels geworden.

Als dessen dritter Sohn, Gottlob Friedrich, 1736 die Pfarrstelle zu Steinbach, richtiger Niedersteinbach, einem kursächsischen Dorfe am Abhange des sächsischen Erzgebirges an der altenburgischen Grenze, übernahm, hat er nach einer Ueberlieferung dahin aus Thüringen ein Lindenreis mitgebracht und in den Pfarrgarten gepflanzt, das zum weithin schattenden Baume erwachsen ist. In dem 1710 erbauten, von Epheu dicht umsponnenen und von Bäumen freundlich umschatteten Pfarrhause hat er fast ein halbes Jahrhundert gelebt und ist — wie das Kirchenbuch meldet — „ein Muster eines treuen Lehrers und rechtschaffenen Mannes allgemein beklagt und beweint" den 18. Januar 1786 achtzigjährig gestorben.

Von seinen zehn Kindern ist der 1751 geborene Karl Friedrich, schon seit neun Jahren sein Amtsgehilfe, sein Nachfolger geworden. Er hatte eine heitere gesellige Weise und eine volksthümliche Beredsamkeit, mit Anklängen an Klopstock und Lessing, die er besonders verehrte; auch war er ein tüchtiger Landwirth. Seine Gemeinde hat sein Andenken noch lange nach seinem Tode in Ehren gehalten. Er war bereits 38jährig, als er sich entschloß zu heirathen. Nur einmal hatte er die 18jährige Christiane Concordia Wilhelmine Dominicus, die jüngste Tochter des Pfarrers von Windischleuba, gesehen, als er für sie entschieden war. Es hat eine Weile gedauert, bis der verwitwete Vater, der die Tochter als seine Stütze für unentbehrlich hielt, darin einwilligte, sie ziehen zu lassen. Doch hat der geduldige Bewerber nach manchem in

der Sitte der Zeit etwas überschwenglich empfindsamen Briefe endlich das Jawort erhalten. Er schrieb: „Der 14. Januar, der glücklichste Tag meines Lebens, ist mir jetzt mehr noch als mein Geburtstag, denn seit jenem Augenblick, da Ihr Kuß mir es sagte: ‚Ich liebe dich und ewig will ich dich lieben', seit jenem seligen Augenblicke fühle ich erst ganz was Leben heißt." Die Hochzeit wurde am 26. Mai 1789 in Windischleuba gefeiert; das Hochzeitskarmen trug die Ueberschrift:

Ich liebe die Dominica
Jetzt und in alle Säcula.

Als dem Paare nach fünf Töchtern am 25. August 1800 der erste Sohn geboren ward, war die Freude groß, und der Vater ließ bei der Taufe des kleinen Karl August voll Dank und Zuversicht aus dem Schütz'schen Liede „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" den Vers anstimmen:

Was unser Gott erschaffen hat,
Das will er auch erhalten . . .

mit dem Kehrreime: Gebt unserm Gott die Ehre! Dieser Gesang ist ein Lieblingslied des Täuflings geblieben bis ins Greisenalter und er hat ihn noch manchmal sich und den Seinigen in den Feierstunden des Lebens anstimmen lassen.

In dieser Zeit begann der Vater an einem schweren Magenleiden hinzusiechen. Er nahm mit zitternder Hand brieflich Abschied von seinem Schwager und bestellte sich bei seinem Amtsnachbar die Leichenpredigt mit der Bitte: „Sorgen Sie für meine Frau! Und meine Kinder? Die Welt ist groß und Gott überall." Im 52. Lebensjahre ist er gestorben, den 28. März 1803. Das Kirchenbuch sagt: „Er hinterläßt eine jammernde Frau Witwe und sechs fast unerzogene Kinder, als vier Töchter und zwei Söhne." Die haben ihm auf den Leichenstein setzen lassen mit nicht eben geschmackvollem, eigenem Zusatze das Wort des Wandsbecker Boten:

Ach, sie haben einen guten Mann begraben!
Und uns war er mehr als dieß.

Wie so oft, löste auch hier der Tod des Landpfarrers das gesammte Familienleben. Auch von der alten lieben Linde, die 67 Jahre die Familie in ihrem Schatten gesammelt hatte, mußte Abschied genommen werden:

Freundliche Linde, leb' wohl! Biete uns nicht deinen Schirm!
Ach dort das Grab hat die Freuden geendigt, die Runde gelöset!
Schirme nun den, der hinfort ehrend das Alter dich hegt.

Die 32jährige Witwe zog mit ihren sechs Kindern in das nahe Fabrikstädtchen Penig an der Mulde. Das Erbe vom Vater her wurde für jedes Kind durch den Vormund auf fünfzig Thaler festgesetzt. Aus ihrem eigenen Vaterhause hatte die Mutter ein bescheidenes Vermögen, von dem sie anspruchslos gerade leben konnte. Da ihr's aber zu schwer war, alle Kinder heranzuziehen, so nahm ein Freund des Vaters, Dr. Dienemann, ein angesehener Advokat, dessen Frau des Sohnes Karl Pathin war, diesen zu sich. In seinem Hause hat der Knabe in schöner Genossenschaft mit den Töchtern, die alle älter waren als er, eine unverkümmerte Kindheit verlebt, wenn auch mitunter im Gefühl des angenommenen Kindes, dazu von der Mutter etwas unfreundlich abgeschlossen.

Diese hat sich nach sechsjährigem Witwenstande in zweiter Ehe vermählt mit dem praktischen Arzt und Besitzer der Apotheke zum Goldenen Löwen Dr. med. Agner in Penig, der selbst aus erster Ehe fünf Kinder hatte. Er ist als preußischer Spitalarzt in den Kriegsjahren kurz vor der Leipziger Schlacht dem Lazarethfieber erlegen, seine Witwe in dürftigen Verhältnissen zurücklassend.

Inzwischen war Karl 10jährig zu dem Onkel Hofadvokat Gottlob Friedrich Hase in Altenburg gebracht worden; dem alten gutmüthigen Manne führte die Tochter die Wirthschaft mit rauher und harter Gutherzigkeit, unter der der Knabe manches leiden mußte. Er besuchte dort zunächst die Winkler'sche Schule, in der er bald in den Ruf der Unaufmerksamkeit und Ausgelassenheit, wenn auch der Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck kam. Als der Onkel 1812 gestorben war und sein Hauswesen sich auflöste, hatte die Mutter

den Muth, den jungen Sohn in Altenburg zu lassen, wo er von Ostern 1813 an das Gymnasium besuchte. Er wohnte für jährlich acht Thaler bei voller häuslicher Freiheit bei bürgerlichen Familien, wo er ein Dachkämmerchen hatte und in der Familienstube einen Tisch und Stuhl; zuerst bei einem Gensdarm, dann bei einem Klavierlehrer, nachher mit noch einem Schüler bei einem Fleischer, in dessen Stube zwar die Wurst gehackt wurde, bei dem aber auch schöne Markknochen zu Fleischbrühe abfielen. Als er Michaelis 1813 mit noch zwei Schülern im Häuschen eines Schusters sich Stube und Dachkammer gemiethet hatte, wurde ihnen, als vor der Schlacht bei Leipzig die Stadt voll Russen lag, Einquartierung von zwei Soldaten angesagt, deren Ernährung ihnen doch so unmöglich erschien, daß sie kurzweg ihre Wohnung verließen und in die Heimat davon liefen. Nach seiner Rückkehr ergriff den Knaben ein schleichendes Nervenfieber, das ohne Krankenlager und Arzt überwunden wurde; dem Genesenden hat es dann aber einige Noth gemacht, den frischen Appetit zu befriedigen.

Ein Stipendium der verwitweten Gräfin von Schönburg als Grundherrin von Penig, deren Sohn in den Schulferien Karl's Spielkamerad war, im Betrage von 50 Thalern für die Zeit seiner Studien ausgesetzt, half bei den einfachen Altenburger Zuständen bestens zum Unterhalt, wozu noch der Lohn für ertheilten lateinischen und griechischen Privatunterricht in einem Privatinstitut kam: für die Stunde 18, für die bloße Aufsichtsstunde 6 Pfennig. Die Ferien verlebte er in Penig, wo nun erst sich die innigen Bande mit Mutter und Schwestern knüpften, die der Kinderzeit gefehlt hatten, und in dem nahen Glauchau, hier im Hause einer verheiratheten Tochter seines ehemaligen Pflegevaters Dienemann. Ein enger Freundschaftsbund umschloß ihn mit zwei Mitschülern, Ferdinand Herbst und Robert Müller; der erstere schon damals Vater Herbst genannt, von ernstem, sinnigem Wesen, der zweite ein munterer Junge, zu frohen oder thörichten Streichen allezeit wohl aufgelegt, und an denen hat im Jugendübermuth der begabte und lebhafte Karl gern theilgenommen. Ihre Losungsworte schnitten sie in feierlicher Stunde in einen jungen

Baum, jeder nach dem ersten Buchstaben seines Namen: Fides — Constantia — Robur, Glaube — Standhaftigkeit — Kraft, für: Ferdinand, Carl, Robert. Davon schrieb nachmals der Greis: „Ahnungsvoll hat sich's erfüllt in unserem Leben. Für Vater Herbst lag die Entscheidung im Glauben, in der Ueberschwenglichkeit seines Glaubens, der ihn zur katholischen Kirche geführt hat*. Robert ist am Uebermaß seiner Kraft uns verloren gegangen**. Ich aber durfte wohl mein Leben in seiner stetigen Entwickelung durch die Beständigkeit bezeichnet achten, abgesehen davon, daß mir Constanz noch besonderes Glück gebracht hat."

Der drei Verbundenen Meinung ist damals gewesen, die freie ästhetische Weltansicht der Griechen mit christlicher Andacht und treuem deutschen Sinn zu vereinigen zu einer naturgemäßen vollen menschlichen Bildung, das freilich etwas unklar mit jugendlicher Schwärmerei und mit nicht ungesundem Ehrgeiz vermischt. Dabei wurde ernst und mit Lust gearbeitet, vor Allem bei dem würdigen Direktor Kirchenrath Matthiae, bei dem die drei Freunde schließlich auch Wohnung genommen hatten. In den oberen Klassen zeigte sich bei Karl bald eine besonders hohe geistige Begabung, besonders im Verständniß der alten Tragiker und der großen Dichter der neuen Zeit; und wie die Lust zur Poesie erwacht war, so wurde dem Jünglinge bald Alles zum Gedicht. Vieles waren kleine Gelegenheitsgedichte, doch ging sein eigentliches Absehen auf die Tragödie. Sein erstes Stück war ein „Koriolan", später verfaßte er ein Schauspiel aus der niederländischen Geschichte „Die Wage", das Müllner, der Dramatiker und Kritiker jener Zeit, nicht ungünstig beurtheilt hat. Beim Schulactus am Jubelfeste der Reformation 1817 wurde ihm ein deutsches Gedicht zur Feier Luther's übertragen; er hat es mit der Lutherliebe verfaßt, die ihm zeitlebens eigen geblieben ist und die ihn oft genug getrennt hat von dem, was sich gern Lutherthum nannte.

---

* Und in der er nachmals Priester wurde, als Pfarrer der schönen Aukirche in München wiederholt von Hase besucht.

** Er ist nach einer brausenden Jugend außer Landes gegangen und verschollen, jedenfalls früh und ruhmlos untergegangen.

Bei der Wahl des zukünftigen Berufes hat er lange geschwankt zwischen Jurisprudenz und Theologie. Das Gewicht der ersteren lag im Vorbilde und im Zureden seines Pflegevaters, der des Juristen Bildung, Beruf und Ruhm vor dem des schlichten Landpfarrers lockend zu schildern wußte; die natürliche Neigung gehörte mehr der Theologie d. h. eben dem Leben eines solchen Landpfarrers, und doch auch ohne besondere Begeisterung, wie es so bei dem Sohne eines alten Theologengeschlechts wie von selbst entstehen mochte. Heiße religiöse Kämpfe, die manches jugendlich strebende Herz durchwogten, sind in ihm nicht zu verspüren gewesen. Er fand seine Natur gleich so angelegt, daß sie eine mächtige Zeitströmung der Zukunft schon in sich tragend, wenn auch in Zeiten großer Geisteskämpfe davon nicht unberührt, doch im innern Frieden sich gleichmäßig zu ihrer Bestimmung entwickelte. Er war nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen erzogen, doch in frommer christlicher Sitte. Sein Denken über die großen Gegenstände des Glaubens hatte sich ihm ungehemmt entwickelt, und nach einem kurzen Zweifel in der Konfirmationszeit über das Abendmahl hat er sich immer heimisch im Christenthum gefühlt nach seiner milden menschlichen Seite hin. Noch aus der ersten Zeit seines Tagebuches, das er am 9. Juni 1817 begonnen hatte mit der Absicht, als eine Ohrenbeichte vor ihm selbst sich kennen zu lernen, findet sich zu dem Tage, als das Gymnasium gemeinsam zum Abendmahl ging, bemerkt: „Wie muß ich Gott danken, daß ich ein Christ bin, und geboren in dieser Religion, die allein den Menschen mit den Menschen, mit der Natur und mit Gott versöhnt.“

Dr. Dienemann's väterlicher Einwirkung nachgebend, hat er sich in Leipzig, nachdem er 1818 als Primus des Gymnasiums seine Schülerlaufbahn vollendet hatte, als Student der Rechte einschreiben lassen, wiewohl ihm gerade damals durch die aushelfende Arbeit in der Expedition seines Pflegevaters die Juristerei schon gründlich verleidet worden war, und mit dem festen Willen, Theologie zu studieren.

Der junge Student bezog zunächst die „Finkenburg" im alten Paulinum, wo er für zehn Thaler jährlich mit einem älteren Studenten zusammen ein sonnenloses Stübchen nebst Kammer bewohnte. Da er nur auf die 50 Thaler der Schönburg'schen Zuwendung angewiesen war, hat er anfangs Armuth und Hunger reichlich kennen gelernt, doch seine frische Laune sich dadurch nicht verkümmern lassen. Auch hat er später in ein freundlich nach dem Garten gelegenes Zimmer ziehen können, ein königliches Stipendium von 30 Thalern jährlich bekommen, und viel freien Tisch erhalten im Konvikt und bei befreundeten Familien. Honorar für Vorlesungen hat er nie zu zahlen gehabt.

Zeitlebens ein rechter Frühaufsteher hat er sein Tagewerk im Sommer zumeist nach 3, im Winter nach 4 Uhr begonnen, und so eifrig war er im Abhärten des Körpers, daß er nicht nur fleißig focht und turnte, sondern auch eine Zeitlang neben dem Bett auf dem Boden schlief, den Kopf auf einer umgelegten Stuhllehne lagernd.

Die Vorlesungen besuchte er wenig; der gute Wille kam gewöhnlich nicht über den Anfang seiner Verwirklichung hinweg. Doch sind ihm einzelne Professoren sehr werth gewesen, und Winer's Dogmatik hat er emsig gehört.

Um so fleißiger war er daheim. Er hatte sich stolze Ziele gewählt und schrieb in sein Tagebuch: „Dichter, Philosoph und Theolog, alle drei wollen ja eigentlich Eins, nur auf verschiedene Weise, Lebensherrlichkeit, Wahrheit und Frieden der Welt zu bringen." Das Dichten hat er dann freilich bald als eigentlichen Beruf aufgegeben, wiewohl ihm allezeit die Verse leicht aus der Feder flossen und es auch nie gebrach an Schwung der Phantasie und an stimmungsvollen Gefühlen, die nach dem Wortausdrucke riefen. Aber die philosophischen Studien trieb er dauernd mit Eifer. Sie begannen mit Krug's „Fundamentalphilosophie" und führten rasch zu Kant, dessen „Kritik der reinen Vernunft" mit ehrfurchtsvoller Scheu studiert wurde, wovon sorgfältige lateinische Auszüge Zeugniß ablegten; dann seine anderen Werke. Danach Fichte und Schelling. Diese und andere philosophischen Studien füllten eine lange Zeit und wollten sich schließlich zu einer eigenthümlichen philosophischen Anschauung gestalten, welche nieder-

geschrieben wurde als „Andeutungen zu einer auf das Kantische System gegründeten Harmoniologie". Dann kamen staatsrechtliche Forschungen an die Reihe, mit Macchiavell anhebend alle Hauptwerke über Politik, Staatsrecht und Staatswissenschaft, die unverdrossen nach einander gelesen und im Auszuge aufbewahrt wurden. Schließlich wurde deutsche Geschichte getrieben, zuerst nach einem alten Werke von Schmidt, dann beeinflußt von Arndt und Fichte, so daß die Gedanken über Recht, Staat und Vaterland bald zu einiger Klarheit gediehen.

Dabei wurde doch die Theologie nicht vernachlässigt, wenn sie auch erst in zweiter Linie stand; dogmatische und exegetische Studien wurden getrieben. Schon am Ende des ersten Semesters hat der damals noch als Jurist inscribirte Student gepredigt, in Dölzig bei Leipzig, wo ihm das Pfarrhaus befreundet war; um zu sehen, wie er das lernen könne und wie das ihn anspreche, was er so gar nicht verstand, und darum nur gehörte Predigten nachahmend. Doch hat er in rechter Bewegung dem Tag entgegengesehen, wie aus einem Brief an seine Mutter vom 17. März 1819 hervorgeht: „Wenn Sie, liebes Mutterchen, heut über 8 Tag zu Mariä Verkündigung mit meinen guten Schwestern bei Ihrem freundlichen sparsamen Mittagsessen sitzen, sprechen Sie zu ihnen: Heut hat unser Karl auch das erste Mal gepredigt. Schließen Sie mich, gute Mutter, an diesem Festtag meines Lebens mit in Ihren Morgensegen ein, thun Sie's doch wohl so manchmal. Haben Sie keine Sorge um mich, ich habe auch keine, aber eine rechte fromme heilige Freude geht durch mich, wenn ich an den schönen Tag denke (es ist auch der Geburtstag unseres Franz [des Bruders]), wo ich zum ersten Mal vor der Gemeinde Jesu das Wort der Liebe verkünden werde, wenn ich denke, wie mein Vater und Großvater auch als kräftige Jünglinge zum ersten Mal Gotterfüllt die heilige Kanzel betraten, und nun ihr ganzes segensreiches Leben dem göttlichen Amte widmeten, bis der Herr, dessen Lehre sie auf Erden seinen Kindern predigten, sie zu sich rufte, und nun der Segen der frommen Männer noch auf ihren Kindern ruht. O wahrlich, es ist des Menschen höchster und schönster Beruf, der Vater und Engel seiner kleinen Gemeinde zu sein, die

Herzen der Fröhlichen zu Gott zu lenken, Weinende zu trösten, Liebende zu segnen, Sterbende zu weihen, Menschen zu retten und zum Himmel zu führen. Diesem Gottesrufe ist mein Leben geweiht, allein darin finde ich Freude und Frieden, ich werde dabei nicht Ehre und Gut erwerben, aber genug, um zufrieden zu leben und Ihre alten Tage, gute Mutter, zu erfreuen und fromme, glückliche Menschen um Euch her zu machen. Während meines Aufenthalts bei Ihnen will ich auch einmal in Steinbach predigen und das Andenken meines redlichen Vaters feiern."

Er hat für sich selbst mit rechter Andacht geredet, den Versuch aber sobald nicht wiederholt, da ihn bald die Theilnahme an der allgemeinen deutschen Burschenschaft ganz in Anspruch nahm.

Die Burschenschaft, 1815 gegründet und rasch auf den meisten deutschen Universitäten verbreitet, wollte sämmtliche ehrenhafte Studenten in ihr Recht aufnehmen, den Gegensatz der einzelnen Landsmannschaften, ja der Konfessionen zu überbrücken, und eine Einheit aller Hochschulen darstellen. Sie hatten den von Jena ausgegangenen Wahlspruch angenommen: Ehre, Freiheit, Vaterland; wozu man denn in Leipzig in stilistisch nicht ganz reiner Zusammenstellung den lieben Gott vorgesetzt hatte: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland. Das sollte auf den christlichen Grundcharakter der Verbindung hinweisen, wie denn die ganze Genossenschaft jeweils auch zum heiligen Abendmahle ging. Als Zweck war in der Leipziger Urkunde angegeben: „Volksthümliche Ausbildung für den Dienst des Vaterlandes, Aufrechthaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung, sowohl in Beziehung auf die inneren Verhältnisse der Burschenschaft unter sich, als auf die Verhältnisse zu den bestehenden Behörden und zu allen Nichtstudierenden."

Das Wartburgfest hatte damals schon eine mächtige Partei gegen die Jugend aufgereizt, doch hatte die Burschenschaft als solche nichts unmittelbar Politisches an sich; nur daß ihre Mitglieder in der frohen Hoffnung lebten: von ihnen, die sie nach wenig Jahren die Staaten und die Herzen lenken würden, werde der Sieg gesetzlicher Freiheit und die wahre Einigung des deutschen Volkes ausgehen. Dabei hat das gesucht altdeutsche Wesen in

seinen Uebertreibungen auch manche Lächerlichkeit gezeitigt, doch ist es von seinen Trägern als ein ideales Jugendleben gefühlt und geschildert worden. Etwa 300 bis 400 junge Leute gehörten in Leipzig dem Bunde an.

Hase wurde bald in den Vorstand gewählt und darin zum Führer der auswärtigen Angelegenheiten. Da die Karlsbader Beschlüsse die Burschenschaft verboten hatten, die vor Allem erstrebte Verbindung der Hochschulen dadurch also vereitelt war, erbot er sich, dem die Reiselust im Blute lag, auf seine Hand die südlichen und rheinischen Universitäten zu besuchen, um für den Herbst einen allgemeinen Burschentag nach Dresden heimlich zusammenzurufen. So traf eine burschenschaftliche Unternehmung mit einer alten Sehnsucht nach dem Süden und dem Vater Rhein zusammen, und der junge Bursch machte sich, nachdem er das Reisegeld durch Verkauf und Versetzen fast alles seines Besitzthums mühsam zusammengescharrt hatte, auf die Wanderschaft. Durchs Osterland und Voigtland war's eine Freundes- und Vetternstraße; dann immer zu Fuß mit dem leichten Ränzchen auf dem Rücken, auch meist allein bis auf das Geleite ein Stück Wegs von den Universitäten aus, ging die Frühlings-Wanderung in echter goldener Jugendlust nach Erlangen und Tübingen, den Neckar herab nach Heidelberg, von Mainz zu Schiff nach Bonn, von Bonn bis zum Kölner Dom, dann wieder rheinaufwärts nach Frankfurt, durch den Spessart nach Würzburg, über den Thüringer Wald nach Jena und zurück nach Leipzig. Am Rhein, wo so viel zu genießen war, war bereits das letzte Goldstück aus seiner ledernen Hülle geschält, und so begann der jugendfrohe Wanderer als Bettelstudent die Pfarrer zu besuchen, katholische wie protestantische, und hat auch da keine Noth gelitten.

Sich genügen lassend mit Allem, was Gott im Frühling geschaffen, war er vorübergegangen an Allem, was Kunst und Wissenschaft auf diesem Wege geboten hätte. Doch hat er in Stuttgart die berühmte Sammlung Boisserée's geschaut; in Bayreuth ist er an die Stätten gepilgert, die ihm durch seinen Halbgott Jean Paul geweiht waren, den selbst zu besuchen er doch nicht den Muth fand; in Jena hat er eine Vorlesung bei Fries gehört und

den 18. Juni mitgefeiert als heimliches Fest der aufgelösten Burschenschaft.

Bald nach dieser herrlichen Rundreise unternahm Hase einen neuen Spaziergang, dieses Mal nach Berlin; wiederum zu Fuß, nur ein Taschentuch im Rock. Dort hat er Hegel gehört und den Berliner Genossen den Auftrag gebracht, die Botschaft nach Breslau und den nordischen Universitäten weiter zu geben.

Auch in Leipzig war die Burschenschaft verboten, doch wurde dessen nicht groß geachtet. Man trug öffentlich das schwarz-roth-goldene Band, bei akademischen Feierlichkeiten den deutschen Rock mit der dreifarbigen Schärpe und dem befiederten Barett. Jedermann kannte das Burschenhaus, in dem die vielverzweigte Verbindung offen tagte bald zu frohen Trinkgelagen, bald zu ernsten Versammlungen. In dieser Zeit hielt auch Hase 1820 seine Ansprachen, zwölf „Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands", gegen die herrschende Unfreiheit und Zerspaltung für ein freies und einiges Vaterland, die Jugend als die Herrscher der Zukunft mahnend, daß sie lebensfroh, aber auch todesmuthig ihrer großen vaterländischen Aufgaben sich würdig mache. Diese Reden, in flammender Begeisterung und erstaunlicher Redekunst, wenn auch nicht ohne Ueberschwang des Pathos gehalten, sollten öffentlich verbreitet werden. Der erste Bogen war schon in Straßburg gedruckt, da hat die Obrigkeit das Unternehmen vereitelt. Als Hase sehr viel später die Handschrift zurückerhielt, wollte ihm das Werk zur Veröffentlichung nicht mehr genügen. Doch sind die Reden nachmals mit Recht in seine gesammelten Werke aufgenommen worden (Band 12), als so recht eigentlich das Buch der alten Burschenschaft. Sie haben politisch nichts gefordert, das nicht bereits als anerkanntes Recht oder als berechtigte Sehnsucht aller freisinnigen Parteien gegolten hätte.

Zum heimlichen Burschentage ging Hase mit den beiden alten Freunden Herbst und Müller. In Dresden hat man in idealer Jugendbegeisterung und heißer Sehnsucht nach dem einigen Vaterlande etliche Tage dem Polizeiamt fast gegenüber getagt und dabei mit Absicht und Lust ein munteres Studentenleben geführt, das über jeden Verdacht geheimen Verbindungswesens erhaben war.

Nach der Rückkehr wurde Haſe der Sprecher ſeiner Burſchenſchaft und hatte als ſolcher Vielerlei zu thun bei der Auseinanderſetzung mit den Landsmannſchaften, mit denen ein ſtudentiſches Verhältniß anſtatt der bisherigen gegenſeitigen Nichtachtung angebahnt werden ſollte. Da hat ſich der Einfluß ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit oft als ein ſehr gewichtiger, vielfach mäßigender geltend gemacht. Doch bot die Polizei nur zu bald dem Treiben ein Ende. Zuerſt erhielt Herbſt Stadtarreſt, dann wurden Haſe und er aufs Karzer gebracht, wo denn Weihnachtszeit und Jahreswechſel in einſamer Haft verlebt wurde, in der Stimmung, die das Tagebuch ausſpricht: „Es iſt das erſte Opfer, das ich der guten Sache bringe, und ich denke, es ſoll nicht das letzte ſein, darum bring' ich's mit heiterm Muthe. Aus meiner ſchönen Bahn bin ich wahrſcheinlich herausgeriſſen, doch mein Vaterland iſt groß, nur um die Mutter iſt mir's leid, tröſte ſie Gott!"

In der unfreiwilligen Muße wurde Allerlei geſchrieben, vor Allem auch ein humoriſtiſcher Reiſebericht über die ſchöne Lenz- und Rheinfahrt. Faſt zwei Monate dauerte die Haft; dem Befreiten war es ſeltſam genug, als er mit unſicheren Knieen ſeine Stube wieder betrat, in der die Blumen erfroren waren, die er ſo gern gepflegt hatte. Die Unterſuchung währte noch eine Weile und endete erſt am 3. April 1821 mit dem Conſilium abeundi wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen, alſo mit dem Rath, die Univerſität Leipzig zu verlaſſen, der freilich binnen 24 Stunden befolgt werden mußte.

Daheim ſchloß er den zweiten Band des Tagebuchs, überſchrieben „Burſchenleben" mit der Betrachtung: „Theure Hoffnungen ſind vergangen als ſchöne Träume, weder in Kunſt noch in Wiſſenſchaft bin ich zu dem geworden, was ich erwartete: doch bin ich getroſt in der Ueberzeugung, daß mein Leben eine Richtung genommen hat, in der ich würdig leben und ſterben kann. Dieſer Zeit können nicht Stubengelehrte helfen, ſondern Männer, weiſe und ſelbſtändig durch die Wiſſenſchaft, vielleicht auch durch ſie angeſehen im Volk, aber nicht minder thatkräftig im Leben .... Viele frohen Stunden liegen hinter mir, und liebe Genoſſen laſſe ich zurück, die meiner gedenken werden. Mein Herz

aber gehört dem Vaterlande. Unser schönstes Glück ist nur ein Traum! das war das Gefühl, mit dem ich einst von dem Orte früheren Jugendglücks schied. Ich glaube noch immer an diesen Traum, aber ich glaube auch, daß jeder große Gedanke, jedes hohe Gefühl und jede schöne That eine Wahrheit ist und bleibt auf ewig."

Noch am Schluß des Semesters hatte Hase in Schönefeld bei Leipzig gepredigt; in der Heimat hielt er nun die Charfreitagspredigt in Steinbach über den Spruch: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen" (Sprüche Sal. 10, 7), dabei die eigentlichen Festgedanken begreiflicherweise verknüpfend mit den naheliegenden Empfindungen des Sohnes, dem die alten Leute dann die Hand drückten in Erinnerung an den alten Pfarrer.

Die Lust an süddeutschem Wesen, die dem Studenten bei der vorjährigen Wanderung gekommen war, zog ihn jetzt nach Erlangen, wo denn freilich bei bescheidenster Barschaft wieder nur ein etwas kümmerliches Leben geführt werden konnte, zumal als plötzlich die Schönburg'schen Zuwendungen aufhörten und nun allerlei Kredit in Anspruch genommen werden mußte. Doch ließ sich's thatsächlich dort gar billig leben, und Hase verstand diese Kunst gründlich.

Mit Eifer wurde das theologische Studium wieder aufgenommen, und zwar zunächst die Kirchengeschichte, die bis dahin seltsamerweise ganz vergessen gewesen war. Besonderen Einfluß gewann Heinrich von Schubert, Professor der Naturgeschichte, einer der Stillen im Lande von mystisch-pietistischer Richtung, doch auch von heiterstem Humor und grenzenloser Gutmüthigkeit. Die Berühmtheit der Universität war Schelling, zwar nur als Gast anwesend wegen seiner Gesundheit, doch in jedem Semester kurze Vorlesungen haltend, die dann etwas staunend und unverstanden gehört wurden. Er stand damals zum zweiten Male auf der Höhe seines Ruhms, dessen gewiß, daß sein System die reife Frucht der ganzen philosophischen Entwickelung darstelle und daß er die Geheimnisse des Universums zu offenbaren verstände.

Die Griesbach'ſche Ausgabe des Neuen Teſtaments wurde mit weißem Papier durchſchoſſen und mit einer Art Kommentar in lateiniſcher Sprache verſehen, gedacht als ſpäter vermehrt ein Schatz für das paſtorale Leben zu werden. Denn die Luſt wuchs über dem theologiſchen Fleiße, das Wort vom Reiche Gottes zu verkünden, und zwar wie das Tagebuch es ahnungsvoll ausdrückt: „Es ſcheint die aus meinem Charakter hervorgehende Beſtimmung zu ſein, den Rationalismus mit dem Schwunge der Phantaſie und mit der Wärme des Herzens zu verbinden.“ Daneben wurde emſig hebräiſch getrieben, vor Allem aber in früheſten Morgenſtunden die Dogmatik gründlichſt ſtudiert. Die Bücher von Ammon, Bretſchneider, Wegſcheider und Schleiermacher dienten als Unterlage einer eigenen „Glaubenslehre“, die eifrig und ohne Unterbrechung niedergeſchrieben wurde, zunächſt mit der Abſicht, ſelbſt klar zu werden, dann in dem wachſenden Gefühl, daß der junge Theologe eine Dogmatik zu ſchreiben ſo gut den Beruf habe wie jene Anderen, zumal er neben der klaren Vernunft noch den Tiefſinn der alten Kirchenlehre und die geſchichtlichen Thatſachen des Chriſtenthums zu ihrem Recht kommen laſſen wollte. In ſolcher ernſter Thätigkeit ging er allgemach dem Examen entgegen.

Dabei kam doch das fröhliche Burſchenleben nicht zu kurz. Das ſtudentiſche Treiben in Erlangen war überaus traulich, und neue Jugendfreundſchaften mit tüchtigen Naturen ſpannen ſich raſch an. Auch wurde nun der altdeutſche Rock angelegt, den in dem feinen Leipzig zu tragen der rechte Muth gefehlt hatte. Doch ſtatt des Baretts zierte das Haupt ein rothes Käppchen mit Goldborte, unter dem dann freilich das etwas widerſpenſtig lockige Haar nicht ſo ſchön glatt geſcheitelt herabhängen wollte, wie es wohl Wunſch geweſen wäre.

In die Burſchenſchaft, die verboten, aber geduldet war, wie in Leipzig, trat Haſe ſelbſtverſtändlich ſofort ein. In harmloſer Heiterkeit gründete er in ihr mit den Freunden einen Scherzſtaat, mit allen möglichen Reichs- und Hofämtern bis herab zum Reichsbettler und Reichsbettelvoigt, ihn ſelbſt wählten die ſieben Kurfürſten zum Kaiſer: und als Kaiſer Karl der Rothbart iſt er ſo in Erlangen bekannt geweſen und geblieben, ſo daß er noch

1843 beim Universitäts-Jubiläum als „der Kaiser" begrüßt und bejubelt worden ist. Als solcher hat er allerlei Maskeraden, wie Krönungsfeste, Reichstage und Revolutionen mit gefeiert, und diese Würde bot auch die Veranlassung zu seinem ersten gedruckten Werke: Hase's lustige und vielfach witzige Beschreibung eines solchen Festzuges nach Bubenreuth ist auf Wunsch der Nürnberger Zuschauer und Erlanger Bürger in Bayreuth gedruckt worden und hat reißenden Absatz gefunden. F. v. Hofstadt hat ihn damals gezeichnet in der kaiserlichen Rüstung mit dem goldenen Vließ und dem Barett, ein Bild, das noch vorhanden ist und hinter der Maskerade doch das geistvolle Auge zeigt.

Der Reiselust wurde nachgegeben in einer Wanderung nach München und Tirol bis Bozen, wo dann freilich eine schon alte Sehnsucht mächtig schwoll, als an einem Straßensteine zu lesen war: „Weg nach Italien", und die Reise doch wieder dem Norden zugehen mußte. Im Hause des Sandwirths zu Passeier, wo die Witwe Hofer's und seine jüngste Tochter Nannele noch lebten, wurde gerastet in innigem Gefühle der Ehrfurcht vor dem schlichten Bauer, der mit seinem Volke sich als Erster dem Kaiser von Europa entgegengestellt hatte.

Auf dieser Reise hatte einer der vier Genossen etwas vom „Jugendbund" verlauten lassen. Halb ins Geheimniß gezogen, wäre es dem eifrigen Burschenschafter als Kleinmuth erschienen, wenn er der Aufforderung, dem Bunde beizutreten, ausgewichen wäre. Gegen einige Satzungen zwar sprach er sich von vorn herein entschieden aus, über die sollte in der nächsten Versammlung verhandelt werden und, wenn deren Beseitigung nicht zu erreichen wäre, der Austritt ihm freistehen; denn daß er in keiner Lage des Lebens zum Verräther werden würde, wußten die Freunde. Und so ist er denn bald ausgetreten, weil er wohl die öffentliche Freiheit über Alles liebte, aber ein Feind aller gewaltsamen Revolution war.

In die Zeit des Erlanger Aufenthalts fiel jener berühmt gewordene Auszug der Studentenschaft. Es waren zwischen Bürgersöhnen und Musensöhnen allerlei wüste Schlägereien vorgekommen, mit der Schuld auf beiden Seiten. Zur Herstellung

der Ordnung war Militär herbeigezogen worden. Darüber erzürnt zogen die Studenten davon nach Altdorf, wo einst die Universität der Reichsstadt Nürnberg gewesen war. Unter die Vertreter der Studenten, welche die neue Gelehrtenrepublik regieren und mit dem Erlanger Senat die nöthigen Verhandlungen betreiben sollten, wurde auch Hase gewählt, und er hat auch diese Vertrauensstellung mit Ueberlegenheit und Geschick auszufüllen gewußt. Es gelang ihm unschwer, unter der munteren unbeschäftigten Jugend acht Tage lang leidlich gute Ordnung zu halten, und auch seine Bemühungen, den Friedensschluß mit den Behörden zu erlangen, wurden mit schönem Erfolge gekrönt.

So konnte er die Studentenschaft beim Hörnerklang der Nürnberger Postillone wieder heimführen an der Spitze von 87 Wagen und 20 Reitern, vor dem Thore erwartet von einer Abordnung des Senats, und in den Straßen mit Blumen und Kränzen begrüßt. Auf dem Markte brachte er inmitten der akademischen Schar das erste Hoch aus auf König, Vaterland und Konstitution. Als dann zwischen Stadt und Universität ein Streit darüber ausbrach, wer die Kosten tragen müsse für die requirirte Soldateska, hat man sich dahin verglichen, einen halben Pfennig auf die Maß Bier zu legen; und Bürger und Studenten haben sich gleichmäßig beeifert, die Schuld so abzutragen.

Das letzte Semester erhielt noch seine besondere Freude durch Vater Herbst, der inzwischen in Göttingen und Jena gewesen war, nun aber mit dem alten Jugendfreunde noch einmal zusammenleben wollte. In einigen kleinen Gartenhäuschen auf dem Altstädter Berge haben da etliche gute Gesellen mit einander gehaust, fröhlichen Sinnes und doch der Arbeit fleißig ergeben. Doch wurde das Bergstillleben durch die Obrigkeit gestört, die eine langwierige Untersuchung begann wegen der Theilnahme am Dresdner Burschentage, die auf unerklärliche Weise herausgekommen war, und wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben. Als so in Hangen und Bangen der Schluß des Semesters herankam, wurde das alte Reich auf einem letzten Hoftage feierlich begraben, dann wurde Abschied genommen von den Burschen mit dem Dank und Zeugniß, was die Burschen-

ſchaft, die nimmer aufhören möge dem Vaterland Männer zu ſenden, an ihm gethan, „daß ich nun weiß was ich will und will was ich kann".

Am 21. Auguſt 1822, als Haſe ſich gerade zum theologiſchen Examen für den 9. Oktober vorbereitete, wurde ihm als Urtheil ſeine Entlaſſung von der Univerſität eröffnet, binnen 8 Tagen auszuführen. Am 27. Auguſt hielt Schelling die letzte Vorleſung, und ſchloß in erhebenden Worten über die Bedeutung des akademiſchen Lebens, und wie Alles, was ſich nachmals im Leben entwickle, da mindeſtens die Knoſpe der Ahnung treibe. Am nächſten Tage zog der Student von der Hochſchule, ein langer Zug von Wagen und Reitern folgte ihm zum Geleite bis Streitberg. Man trank ihm den Abſchiedstrunk zu und ſang die Lieder von Scheiden und Meiden, und die Sonne war ſchon im Untergehen, als er einſam weiter zog.

II. Akademiſche Anfänge.

Am 9. Oktober 1822 beſtand Haſe vor dem Oberkonſiſtorium in Dresden das theologiſche Examen — damals nur eine mündliche Prüfung in lateiniſcher Sprache — nicht ſchlecht, aber auch nicht ausgezeichnet. Darauf hielt er in der Hofkirche die Examenpredigt über des Paulus Rede in Athen (Apoſtelgeſch. 17) mit dem Thema: Wo ſollen wir Gott ſuchen? in der Natur, in der Geſchichte, im eigenen Herzen. Die Predigt war kurz, und zu des Kandidaten Verwunderung durfte er ſie bis zu Ende halten, da der richtende Oberkonſiſtorialrath doch ſonſt ſehr bald mit dem Taſchentuche das Abbrechen zu winken pflegte.

Es folgte eine kurze, in Folge der argen Geldklemme etwas kümmerliche, doch von treuer Schweſterliebe verſchönerte Kandidatenzeit, die in Dienemann's Dachſtübchen zu Penig verlebt wurde, und während der es oft galt, in benachbarten Pfarrhäuſern mit einer Predigt auszuhelfen. Die Erlanger Glaubenslehre wurde druckfertig gemacht und unter dem Titel „Theologiſche Verſuche" vergeblich zum Verlage ausgeboten; ſpäter iſt die „Gnoſis" daraus geworden. Schon winkte das bis dahin lebhaft erſehnte Ziel: das Landpfarrhaus, zunächſt in Kauffungen, doch mit der Anwartſchaft, es ſpäter mit dem in Steinbach vertauſchen zu können; nur die Jugend Haſe's und ſeine „myſtiſche" Richtung, die dem herrſchenden Rationalismus etwas verdächtig ſchien, haben damals das Einlaufen in dieſen ſicheren Lebenshafen vereitelt.

Eine Wanderung führte nach Altenburg und Leipzig. Dort iſt ihm plötzlich aufgegangen, was er nun eigentlich zu thun habe. Nicht daß er dauernd auf der Univerſität zu bleiben gedachte; aber die Jahre bis zum Eintritt ins geiſtliche Amt beſchloß er, ſich ſelbſt zur weiteren Ausbildung, als Privatdozent an einer Hochſchule zuzubringen, und zwar bei der vorhandenen Neigung für Süddeutſchland in Tübingen, wo es ihm vor zwei Jahren ſo wohl gefallen hatte. Freilich von den akademiſchen und theologiſchen Zuſtänden dort wußte er nicht das Geringſte, und er beſchloß deßhalb, bei der leichten Möglichkeit gänzlichen Mißlingens, keiner menſchlichen Seele etwas von ſeinem Vorhaben zu ſagen.

Der Mutter wurde vorgeredet, es gälte den Beſuch eines Freundes; ſie hat mit rechter Mühe 50 Thaler zuſammengebracht, gleichſam das väterliche Erbe. Damit iſt Haſe im Frühling 1823 von dannen gezogen, voll froher Hoffnungen, doch auch im Herzen recht unglücklich, um einer Jugendneigung willen, die damals zum Traum geworden war, weil die Geliebte nicht den Muth hatte, dem zielunſicheren Wanderer ſich unbedingt zu verbinden.

Der Weg ging über Eiſenach, Meiningen und Würzburg, und wo die Gaſtfreundſchaft aufhörte, ſuchte der Wanderer, um ſein Kapital möglichſt unverſehrt zu erhalten, eine Streu in einer Dorfſchenke. Am 24. April ſtand er auf der Höhe von Tübingen. Dort war der Anfang ſehr glücklich, da er ganz unvermuthet ein Zuſammentreffen mit dem Freunde Herbſt brachte. Doch kamen bald genug Schwierigkeiten aller Art. Hierüber ſchrieb er an den Bruder Franz im Juli: „Meine hieſigen Ausſichten waren höchſt miſerabel. Seit Menſchengedenken war kein Ausländer aufgekommen. Das Inſtitut der Dozenten kannte man gar nicht auf die Weiſe anderer Univerſitäten, aus dem hieſigen (proteſtantiſchen) Kloſter zog man nach einer Jahrhunderte lang erhaltenen orthodoxen Schule die theologiſchen Profeſſoren hervor, und der jedesmalige erſte Repetent war zugleich, aber vom Staat ernannter und beſoldeter, Privatdozent. Hätte ich irgend gewußt wohinaus, ſo wäre ich umgekehrt; indeß gedachte ich zu

thun, was ein Menſch vermag und das Andere Gott anheimzuſtellen.“ Schließlich glückte es doch beſſer, als es anfangs ſchien, und Haſe wurde am 4. Juli in aller Formalität Magiſter der ſieben freien Künſte mit einer lateiniſchen Abhandlung „Vom philoſophiſchen Glauben“, darin er darthun wollte, daß alle philoſophiſchen Syſteme im letzten Grunde auf dem Glauben beruhten, nämlich auf dem Vertrauen des denkenden Geiſtes zu ſich ſelbſt hinſichtlich ſeiner als nothwendig erkannten Denkgeſetze. Nun galt es noch, ſich auch bei der theologiſchen Fakultät zu habilitiren. Auch das geſchah, und der junge Privatdozent nennt dieſe Feierlichkeit in einem Briefe nach Haus einen „ſchönen, unvergeßlichen, mitunter auch pudelnärriſchen Tag“. Seine Abhandlung lautete wieder vom Glauben: „de fide naturali, vom natürlichen Glauben; erſtes Buch“. Das Ziel war die Nachweiſung der naturgemäßen Entſtehung aller Religion, zugleich mit der Unterſuchung ihres Verhältniſſes zu den verſchiedenen Geiſteskräften. Die Arbeit vermittelte die erſte perſönliche Bekanntſchaft mit den Kirchenvätern, beſonders mit den Alexandrinern und mit Auguſtin. Das verheißene und geplante zweite Buch iſt nicht geſchrieben worden, weil ſich die Ueberzeugung des jungen Theologen inzwiſchen umgebildet hatte. Doch iſt das erſte in die Oeffentlichkeit ausgegangen, vom Buchhändler Oſiander verlegt.

Von dem Gedanken an eine urſprünglich geplante Vorleſung über die hebräiſche Geſchichte, als rein menſchlich dargeſtellt, aber in ihrer weltgeſchichtlich religiöſen Bedeutung von Haſe noch rechtzeitig aufgegeben als des großen Stoffes nicht gewachſen, war ihm Zweierlei im Kopfe geblieben: der Hebräerbrief, der mit ſeinen Citaten fortwährend auf das Alte Teſtament hinweiſt, und der hohe Schlußpunkt eben jener Geſchichte, das Leben Jeſu. Die Studien zum Hebräerbrief führten zu einer Abhandlung „Ueber die Empfänger des Briefes an die Hebräer“, die Winer dann in ſeiner Zeitſchrift abdruckte, gleichſam ſtatt des Honorars für ſeine dogmatiſchen Vorleſungen, mit dem ihm Haſe bisher wegen Unvermögen im Rückſtande geblieben war. „Es war der Anfang der Bezahlung meiner Schulden in Naturalien.“

Das Leben Jeſu war eine glückliche Eingebung, bedingt durch

den Wunſch, nach dem Sinne der theologiſchen Fakultät möglichſt wenig in das bisherige Vorleſungsrecht einzugreifen, denn bisher hatte noch nie Jemand in Tübingen dieſe hohe Aufgabe zum Gegenſtand einer Vorleſung gewählt. Haſe ſah ſich daher auch ganz auf ſich ſelbſt geſtellt; doch da er's mit großer Liebe that, iſt's ihm nach Wunſch gelungen, dieſes Leben darzuſtellen in einer rein menſchlichen Entwickelung, und doch mit ſeiner religiöſen Höhenlinie als das wahrhaft Göttliche.

Zwölf Zuhörer ſammelten ſich zum Hebräerbrief, einige dreißig zum Leben Jeſu. Außerdem wurde ein vielbeſuchtes Examinatorium über die Dogmatik abgehalten, das den Anlaß gab, das eigene dogmatiſche Syſtem zu ſeiner vollen Beſtimmtheit zu entwickeln, als eine Verſöhnung der damals ſtreitenden Schulen, wiefern Haſe erkannte, daß zwar alle Religion aus der Tiefe des Menſchengeiſtes entſpringe, aber ihr Weſen ſei, über alles Natürliche hinweg ſich unmittelbar in die Arme der Gottheit zu werfen. Bei dieſen Studien erkannte der junge Dozent deutlicher als zuvor die Bedeutung von Schleiermacher's „Glaubenslehre", deren innerſte Kerngedanken ihn doch aufrichtiger und kühner in den „Reden über die Religion" und in den „Monologen" anſprach. Noch näher kam ihm ein Anderer, „damals ſchon Unſterblicher": Herder; es ſchien, als käme nur darauf an, für das, was dieſer in ſeinen beſten Stunden ahnungsvoll geweisſagt hatte, den klaren Begriff zu ergründen.

Als der Pedell ein ganzes Säckchen Geld brachte als Honorar für die Vorleſungen, hat das Haſe als das erſte ordentlich verdiente mit lebhaftem Behagen empfangen und daraus ein frohes Bewußtſein erlangter Selbſtändigkeit genommen.

Im nächſten Semeſter las er die Apoſtelgeſchichte und Dogmatik. Die Zahl der Zuhörer hatte ſich in beiden Vorleſungen anſehnlich vermehrt. Dazu geſtaltete ſich das Verhältniß zu den Profeſſoren der Fakultät, die den Eindringling erſt etwas ſcheel angeſehen hatten, immer achtungsvoller, theilweiſe freundſchaftlich.

Weit ausſehende litterariſche Pläne wurden gefaßt; mit Oſiander ein Vertrag für die Herausgabe der Dogmatik, um künftig alles Diktirens überhoben zu ſein, alſo ein Lehrbuch; mit Cotta

für den Verlag der Vorträge über das Leben Jeſu. Zudem war ein kleiner Roman entſtanden „Des alten Pfarrers Teſtament", unter der anmuthigen Form einer romantiſch-idealen Liebesgeſchichte, die mit dem frühen Tod der Geliebten endet und in einem idylliſchen Pfarrleben ausklingt, an Schelling's theoſophiſch-kosmologiſches Syſtem anknüpfend, und auch im Gegenſatz zu ihm den Grundgedanken der abſoluten Gottesliebe lehrend, die bedürfnißlos das Univerſum ins Daſein gerufen hat und in ſeinen verſchiedenen Individualitäten vom Felſen bis zum Geiſte, vom Erdplaneten bis zur Milchſtraße ſich ſelbſt darſtellt. Das Büchlein, das dem Inhalt und mehr noch der Form nach die romantiſchen Züge der damaligen Litteraturperiode an ſich trägt und die Gevatterſchaft Jean Paul's nicht verleugnen kann, iſt damals gern geleſen worden, hat den jungen Gelehrten zuerſt in litterariſche Kreiſe eingeführt und ihm viel perſönliches Wohlwollen erworben, wenngleich ſein Verfaſſer noch nicht ahnen konnte, daß es ſein eigenes Teſtament ſein werde hinſichtlich der Hoffnungen eines ſtillen Landpfarrlebens. Auch Geld brachte das Büchlein, und ſchon berechnete der arme Theologe ſeine Einnahme für die nächſten Jahre auf die faſt rieſengroße Summe von 1000 Gulden jährlich.

So ſchien Haſe's Leben die rechte Bahn gefunden zu haben. Um ſo mehr, als auch die äußere Lebensführung ſich immer behaglicher geſtaltete. Das häusliche Leben war in Tübingen noch ſehr einfach. Einladungen in die Familien waren ſelten. Man traf ſich an öffentlichen Orten; die Repetenten und jüngeren Profeſſoren Samstag Abend im Ballhauſe. Den Mittelpunkt der Geſelligkeit bildete das Muſeum, ein ſtattliches Haus für Konzerte und Bälle. Wie Haſe einem fröhlichen Leben nie abhold war, ſo hat er auch damals rege an alle dem theilgenommen, was davon in der kleinen lebensfrohen Univerſitätsſtadt geboten wurde, auch an den Bällen — und dies ganz gegen die Sitte, die den Württemberger Theologen das Tanzen unterſagte. Und wie ſo allmählich die erſt ein wenig verſchloſſenen Schwaben zu dem muntern und geiſtvollen Privatdozenten Zutrauen faßten, er alſo in der neuen Wirkungsſtätte immer heimiſcher wurde, kam es

bald genug, daß sich ihm das gute Schwabenland in einem liebenswürdigen Schwabenmädchen repräsentativ darstellte. Des Jünglings Herz war allezeit leicht durch mädchenhafte Anmuth angezogen und zu starker Empfindung entflammt gewesen; dieses Mal wollte sich aus der entkeimenden Neigung ein Bund fürs Leben gestalten. Es war ihm wie voller Ernst zu Muthe und die Verhältnisse schienen freundlich Amen zu sagen. Im nachmaligen Büchlein „Die Proselyten" hat er die Geliebte als Gräfin Julie ziemlich treu dargestellt.

Da wurde das Gleichmaß der Tage noch einmal widrig gestört durch eine Anzeige aus Sachsen, welche in dieser traurigen Zeit der Karlsbader Beschlüsse den Verdacht der Württembergischen Regierung gegen ihn als alten Burschenschafter und einstiges Mitglied des Jugendbundes weckte. Der ihm wohlgesinnte Kanzler der Universität, von Autenrieth, mußte ihm eröffnen, daß er, um seiner Theilnahme an der Burschenschaft willen und wegen des Verdachtes, dem Jugendbunde anzugehören, zu verhaften sei. Die ihm so gebotene Gelegenheit zur Flucht in die nahe Schweiz oder nach Straßburg benutzte Hase im Bewußtsein seiner wesentlichen Schuldlosigkeit nicht. Am 29. September 1824, als noch die ganze Freude des Wiedersehens mit der gestern von einer längeren Reise zurückgekehrten Geliebten auf seinem Antlitze schwebte, erfolgte die Verhaftung, und dann die Ueberführung nach dem Hohenasperg, der kleinen württembergischen Festung, auf einem Bergkegel gelegen, der aus ziemlich ebenem Lande aufsteigt, bis an die Festungsgräben mit Weinbergen bedeckt; vornehmlich bekannt durch das, was der Dichter Schubart einst dort erduldet hatte. Mit aller Förmlichkeit, wie ein gefährlicher Staatsgefangener, wurde Hase in ein Zimmer installirt, die Thür verschlossen, doch das Fenster nicht vergittert. Von der Außenwelt bis auf die Festungsbeamten war er abgeschnitten, doch war bald zu bemerken, daß er Genossen hatte; sie sind allmählich auf der Festung versammelt worden, Referendare, Rechtskonsulenten, Pfarrer und Pfarrvikare, ihrer 16 Württemberger.

Aus der Stimmung jener Feſtungszeit iſt uns ein ausführlicher, an den Bruder Franz gerichteter Brief erhalten, dem wir ein paar beſonders kennzeichnende Sätze entnehmen.

„Leicht in meine Weiſe Dich hineinfindend, weißt Du, daß, nachdem ich einige Nebenumſtände, die mir den Spaß verbitterten, raſch hinuntergeſchluckt hatte, als die da ſind unſere gute Mutter, und mein, weil ich's noch nicht hatte, wahrſcheinlich auf immer verlorenes Suevenkind, dann alsbald mir die ganze Geſchichte wie ein romantiſches Abenteuer erſchien, bitterſüß und intereſſant in der Gegenwart, allerliebſt in der Erinnerung. Uebrigens außer den 8 verdämmerten Monaten hab' ich nie unangenehm gelebt. Erſt, als die Welt mich ganz verließ, nahm mich gaſtfreundlich die poetiſche Gemüthswelt wieder auf, in der meine erſte Jugend geträumt hatte, und die ſeitdem, erſt durch den Burſchenſchaftslärm, dann durch den gelehrten Eifer in Tübingen, ins Hintertreffen gerathen war. Ich habe manchen Tag lang ohne Bücher, oder weil's zu dunkel war zum Leſen, aufs glücklichſte verträumt, und während ich ſonſt im Schlafe faſt nie träume, waren jetzt dies wahre Träume, alles Vergangene zurückbringend, die eigentliche Lichtſeite des Lebens, gegen welche die wachenden Träume, aus denen künſtlich manch heiteres Gebild die Freunde erfreuen ſoll, zurücktraten .... Meine Angelegenheiten ſind natürlich in raſender Verwirrung, und ich habe ebenſo natürlich keine Sorge darüber, da im Nothfall mich meine Feder überall ernährt. Als caſſirt bin ich zwar vom Staatsdienſt ausgeſchloſſen, aber ich glaube, daß, wenn ich ein gutes Wort darum gebe, meine Anſtellung zwar nicht ſogleich bei der Univerſität, aber bei irgend einer anderen Stelle, vielleicht einer Bibliothek ſich durch allerlei Verwendung machen ließ .... Im unglücklichen Falle, welcher höchſt wahrſcheinlich iſt, muß ich nothwendig in den Sturm des Lebens, und geh' auf einige Jahre nach Paris und London, wie ſich das durch meine litterariſchen Verbindungen jetzt wohl arrangiren läßt. Hoffentlich nicht, ohne Dich vorher geſeh'n zu haben... Von der Faſſung der Mutter, die mir die letzte Sorge vom Herzen nahm, wirſt Du gehört haben ... Nun, mein guter Franz, mir hat's in der Seele wohl gethan, Dir wieder einmal ins treue

Auge zu ſehen. Mag's um uns her wechſeln und branden, die Herzen bleiben ſich treu, und zuweilen findet man ſich unverſehens wieder. Wer's uns in unſerer Kindheit geſagt hätte, daß noch einmal über meinen Tod vor Gericht geſtimmt werden ſollte, wie es aus Formalität wirklich geſchehen iſt — und daß ich zur ſelben Zeit mit aller früheren Jünglingsſehnſucht heiter und muthig die Arme der unbekannten Zukunft entgegenbreiten würde!"

An die Schweſtern ſchrieb er: „Eine Revolution hab' ich nie gewollt, ſo wenig als die meiſten meiner Gefährten, aber dazu beitragen, daß nach drei Jahrhunderten des Verfalls die politiſche Größe Deutſchlands ſich erneue durch Ausbildung eines großen Nationalgeiſtes ... Was mir geſchehen, geht aus meiner Zeit und aus meinem Charakter mit ſolcher Nothwendigkeit hervor, daß ich darüber mich ſo wenig betrüben kann, als daß im Herbſt die Blätter fallen, wenn man's auch zuweilen mit Wehmuth anſieht. Aber es iſt nicht der Mühe werth, viel Aufhebens davon zu machen."

Die Unterſuchung über den Hochverrath, in der ſich Haſe den Spitznamen des feinen Sachſen und Doctor subtilis erwarb, zog ſich ſehr in die Länge und wurde mehrfach von Zwiſchenfällen unterbrochen. Am 24. Mai 1825 wurde das Urtheil des Eßlinger Gerichtshofes ausgeſprochen. Es lautete auf Amtsentſetzung und zweijährige Feſtungsſtrafe, und war doch eine harte Sache, wenn auch nicht ſo hoch, wie damals aus gleichem Anlaß in anderen Staaten: in Preußen meiſt fünfzehnjährige Feſtungsſtrafe, in Sachſen vier Jahre Zuchthaus. Während allerdings in Bayern ſämmtliche Angeklagte freigeſprochen wurden. Haſe nahm das Urtheil an und richtete ein Gnadengeſuch an den König von Württemberg, welches in männlicher Offenheit ſeiner früheren Theilnahme an der Burſchenſchaft und ſein Verhältniß zum Jugendbund, wie ſeine Lebensumſtände zur Zeit ſeiner Verhaftung darlegte. Da der König verreiſt war, verzögerte ſich die Antwort.

Inzwiſchen hatte das äußere Leben des Gefangenen mancherlei Wandlungen durchgemacht. Die erſte leidliche Zelle hatte er, in den falſchen Verdacht der Meuterei gerathen, mit einem Kerker

vertauſchen müſſen, der nur hoch in einer dicken Mauer ein Fenſter hatte, das kellerartig ſich verengend vorn verwahrt war durch eiſerne Spitzen, vor dem Fenſterglaſe durch die gewöhnlichen Eiſengitter, dahinter noch durch ein Drahtgeflecht. Zehn Wochen, Weihnachten und den Neujahrstag brachte er in dieſer Behauſung zu, nur heraustretend, wenn er ins Verhör geführt wurde. Erſt im Februar kam er wieder in ein „ziemlich menſchliches" Zimmer, immer ohne Meſſer und Schreibzeug, die Abende erſt ganz, dann großentheils ohne Licht, dazu nur wenig Bücher zum Leſen. Doch geſtalteten ſich die Tage allmählich freundlicher, wozu die Fenſternachbarſchaft ein paar munterer Bäckerstöchter das Ihrige beitrug. Nach dem Urtheilsſpruche wurde die geſammte Lage der nur zu Gefängniß Verurtheilten günſtiger, ſie lebten anfangs ſogar etwas ausgelaſſen, nachher wurde in ſchwäbiſcher Gemüthlichkeit ein reger Verkehr auch mit auswärtigen Gäſten gepflogen, die zum Beſuch auf die Feſtung kamen. Am erſten Sonntag nach dem Spruche gingen ſie Alle zur Kirche. Bei dem Liede „Befiehl du deine Wege" ſind dem jungen Theologen die Augen naß geworden; über der Predigt wurden ſie wieder trocken, denn der Pfarrer brachte gar ſo viel Teufel und Beſtien aller Art mit hinein. Er hielt das wegen der Züchtlinge, die auch zur Gemeinde gehörten, für nothwendig.

Wie der Gefangene nun die liebe Feder wieder in der Hand hatte, hat er alsbald die Muße des Feſtungslebens zu allerlei Arbeit verwendet. Damals ſchrieb er „Die Proſelyten", in Romanform gekleidet die Briefe zweier Brüder aus gemiſchter Ehe, die, der eine katholiſch, der andere proteſtantiſch erzogen, ſich gegenſeitig zu bekehren ſuchen, was denn ſo gut gelingt, daß der Katholik proteſtantiſch, der Proteſtant katholiſch wird. Der Buchhändler Franckh zahlte als Honorar ſofort hundert Gulden, doch iſt das Buch erſt 1827 erſchienen, namenlos, um wirklich unbeſtimmt zu laſſen, aus welcher Kirche ſie ſtammten. Haſe urtheilte ſpäter über die Schrift: „Sie iſt doch ſchon die Grundlage meiner „Polemik" und iſt in heiterſter, faſt übermüthiger Stimmung geſchrieben" — was nicht ausſchloß, daß ſie all jene empfindſame Ueberſchwenglichkeit zeigte, die dem Verehrer Jean Paul's

damals ſelbſtverſtändlich war und die der herrſchenden romantiſchen Zeitſtimmung durchaus entſprach.

Da er das griechiſche Neue Teſtament, Schleiermacher's Glaubenslehre und Spinoza's Ethik mit ins Gefängniß genommen hatte, warf er ſich von Neuem auf die „Dogmatik", wieder möglichſt mit der Sonne aufſtehend, in ernſter freudiger Arbeit. Der Verlag des Buches ging auf den Metzler'ſchen Verlag über.

Am 8. Auguſt trat der Platzadjutant raſch mit den Worten ein: „Sie ſind frei." Das war die Antwort des Königs. Doch hatten ſeine Miniſter die ſüße Freiheit etwas bitter verklauſulirt: Haſe ſolle das Königreich verlaſſen, Stuttgart und Tübingen nicht berühren, ſich nach ſeiner Heimat verfügen. In einem Dorfe vor Tübingen hat der Freigewordene von den Freunden, die zu ihm hinausgekommen waren, unter ihnen auch der Kanzler der Univerſität, Abſchied genommen. Das Losreißen von Schwaben, das ihn ſo traurig ankam, zerriß auch das unſichtbare Band, das ihn in dieſer Zeit ſo beglückt hatte.

Im Wagen des Kommandanten, mit deſſen Kindern, die einen Beſuch in Nürnberg machen ſollten, verließ er Hohenasperg. Vom Walle winkten die Tücher der zurückbleibenden Genoſſen und es ſchallte feierlich dem Scheidenden nach:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!

Nach kurzem Beſuche in der Heimat ließ ſich Haſe zunächſt in Dresden nieder, einmal weil er hoffte, im perſönlichen Zuſammentreffen mit den höchſten Behörden den wenig verdienten demagogiſchen Ruf eher los zu werden, als wenn er ſich ſofort wieder auf eine Univerſität wagte; ſodann, um wenngleich in ſehr beſcheidener Lage, die Gaben einer großen Stadt zu genießen, was nach dem Gefängnißwinter ſehr zuträglich ſchien. Er iſt dort geſellig dem Tieck'ſchen Kreiſe nahe getreten, jener Hochburg der

Romantik, der er ſelbſt noch weſentlich in der Stimmung angehörte. Neben der Erquickung an der Bildergalerie hat er vor Allem das Theater genoſſen, das ihm ja bis ins Greiſenalter hinein die liebſte abendliche Zerſtreuung geblieben iſt, wenn er ihrer auf Reiſen zu Theil werden konnte. Während des Dresdner Aufenthalts hat er, wie er ſelbſt angiebt, ſo ziemlich Alles an Dramen und Opern genoſſen, was damals über die deutſche Bühne ging.

Dabei iſt er trotz der ſtrengen ſächſiſchen Cenſur ſehr fleißig geweſen. Zunächſt wurde der „Dogmatik" gelebt, für die die Verlagsbuchhandlung das Honorar zur Verfügung geſtellt hatte und die in Dresden gedruckt wurde. Da der cenſirende Oberhofprediger Ammon zu ſeiner Bequemlichkeit nicht die Handſchrift, ſondern erſt die Korrekturbogen las, ließ er auch geſchehen oder überſah, daß Haſe in etwas boshafter Schalkheit die geſtrichenen Stellen leer ließ, und ſo ſeinem Buche dieſe Wundmale der Cenſur blieben, die, unerhört in einem rein wiſſenſchaftlichen Werke, nicht geringe Verwunderung erregten. Die Vorrede des vollendeten, den Erlanger Profeſſoren Schubert und Winer gewidmeten Buches ſtammt vom 25. Auguſt 1826.

Eine kleine Schrift, als Nachklang von der Feſtung her unter dem Titel „Vom Juſtizmorde", die ſich heftig gegen die unchriſtliche Barbarei der Todesſtrafe wandte, fand viel Theilnahme von Zuſtimmenden und Gegnern, und führte den Verfaſſer nach Pillnitz zum Prinzen Friedrich Auguſt, dem nachmaligen Könige, der um die Unterredung bat, weil er ſelbſt einen Abſcheu vor geſetzlichem Blutvergießen hatte.

Ein anderes Büchlein, das kirchenpolitiſche Jugendwerk Haſe's, namenlos ausgegeben unter der Maske eines Staatsmannes und von Rom 1826 datirt, wohin doch damals nur die Sehnſucht zog, „Vom Streite der Kirche, eine Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation", eine Art Gegenſtück zu den „Proſelyten", behandelte die Stellung des Staates zu den beiden Kirchen, lebhaft bemüht jedem Theile gerecht zu werden.

Das Jugendbuch „Der Schutzgeiſt edler Jünglinge, eine Mitgabe beim Abſchied aus dem Vaterhauſe in die Welt" iſt als eine erbauliche Schrift idealen Inhaltes damals geſchrieben,

aber zunächſt aus unbekannten Gründen nicht gedruckt, wenn auch vom Verleger angenommen und honorirt worden; ſpäter wurde es in anderem Verlage unter dem Namen eines damals bekannten Jugendſchriftſtellers herausgegeben.

Auch der in dieſen Jahren entſtandene „Griechiſche Robinſon" iſt für die Jugend geſchrieben, die Geſchichte des griechiſchen Freiheitskampfes in zwei Bänden. Der perſönliche Träger als erdichteter Held der Geſchichte war eigentlich der Freund Robert Müller, den man damals in Griechenland kämpfend und gefallen glaubte.

Im Oktober 1826 zog Haſe wieder nach Leipzig, um der Univerſität nahe zu ſein, wenn auch zunächſt immer noch ein geiſtliches Amt im Sinne. Der erſte Winter, den der „Streit der Kirche" und der „Griechiſche Robinſon" ernährten, wurde ziemlich einſam verlebt. Inzwiſchen war die „Dogmatik" vom theologiſchen Publikum mit einiger Verwunderung aufgenommen worden, weil ſie, zwar durchweg von einem rationalen Princip ausgehend, doch in ihrem philoſophiſchen Ernſte, in ihrer gefühlsmäßigen Auffaſſung der Religion und in ihrer Achtung vor den geſchichtlichen Mächten des Chriſtenthums dem herrſchenden Rationalismus widerſprach, auch ſich nicht in eine der hergebrachten Klaſſen unterbringen ließ — was denn dieſem Theologen bis an ſein Lebensende angehaftet hat und von Verſtändigen ihm allezeit als Verdienſt angerechnet worden iſt. Damals kamen achtungsvolle Angriffe von allen Seiten und zu ſeiner eigenen Verwunderung ſah ſich Haſe faſt plötzlich aus der Zahl der Demagogen unter die Theologen der proteſtantiſchen Kirche verſetzt.

Die Herausgabe der „Symboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche", dem Könige der Union, Friedrich Wilhelm III., zugeeignet, war eine Zwiſchenarbeit. Der größte Eifer galt der „Gnoſis oder evangeliſche Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde", die in drei Bänden erſchien, ſobald ſich — was nun ſchon leicht geſchah — ein Verleger dazu fand mit ſtattlichem Honorar. Es iſt ein Lieblingswerk Haſe's

geblieben und der Greis hat es noch einmal in die Welt ausgehen lassen.

Als mit dem Superintendenten Hahn aus Königsberg in die theologische Fakultät Leipzigs ein Bekämpfer des Rationalismus berufen worden war, hat Hase wider ihn und seine Schmähreden eine Gegenschrift ausgehen lassen „Die Leipziger Disputation", in der er gegen das unprotestantische Verlangen des Ausstoßens der Rationalisten — denen er doch selbst nicht angehörte — aus der Kirche heftig protestirte. Sie war namenlos erschienen, doch wurde der Verfasser bald herausgefühlt — und das hat ihm viel Freunde in der Stadt erworben. Freilich auch etliche Gegner, von denen einer, ein gereizter Professor, beinahe seine Ausweisung aus der Stadt durchgesetzt hätte, als eines weggewiesenen und noch nicht wieder zurückgerufenen Leipziger Studenten.

Am 17. Februar 1828 kniete Hase am Sarge seines geliebten Lehrers und väterlichen Freundes, des Professor Tzschirner. „Da hab' ich ihm geschworen, seine Bahn zu gehen, wie er für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu werden", sagt das Tagebuch jener Tage.

Mit altsächsischer Feierlichkeit hat er sich noch einmal als Privatdozent in der philosophischen Fakultät habilitirt und dann Vorlesungen gehalten über den ersten Theil der Dogmatik unter der Bezeichnung Christliche Philosophie vor 43, über das Leben Jesu vor 168 Zuhörern. Im folgenden Semester folgte der zweite Theil der Dogmatik und die Apostelgeschichte, auch mit großem Erfolge. Dazu wurde ein dogmatisches Examinatorium gehalten.

Damals erschien auch das Buch, von dem Hase später bescheiden gesagt hat, daß es von allen seinen Büchern am wenigsten von seinem Eigenen enthalte und doch am meisten verbreitet sei: der „Hutterus redivivus", der im engsten Raume, in lauter Abkürzungen bei erstaunlich geschickter und erschöpfender Darstellung eigentlich die gesammte Theologie umfaßt und im Lauf der Jahrzehnte vielen Studenten zur Weisheit verhalf, wenn auch nur in der letzten Examennoth. Es war das letzte Buch, was Hase um Geld und Gut geschrieben hat.

Die äußere gesellschaftliche Stellung begann sich nun für den

jungen namhaften Gelehrten mit der erfolgreichen akademiſchen Thätigkeit auf das angenehmſte zu geſtalten. Der damals auftauchende Plan einer Berufung nach Berlin in glänzende Stellung ſcheiterte zwar im letzten Augenblick dort an elenden polizeilichen Bedenken. Doch fand er in Leipzig hierfür einigen Erſatz an der Achtung, die man ihm entgegenbrachte und an der edlen Geſelligkeit, geſchmückt mit allen Gaben der Kunſt und Wiſſenſchaft, in die er hineingezogen wurde. Da erfaßte ihn eine tiefe Leidenſchaft zu der jugendlichen Pauline Härtel, deren älteſter Bruder Dr. Hermann Härtel, ein junger kunſtſinniger Rechtsgelehrter und Leiter der alten angeſehenen Verlagsbuchhandlung Breitkopf und Härtel, ihm innig befreundet geworden war. Obgleich ihm nach bisherigen Herzenserfahrungen vor vergeblichem Herzenskummer graute, zudem ihm allerlei Schwierigkeiten voraus verkündet waren, hat er von dieſer Liebe doch nicht laſſen mögen und hat ſtill und emſig um die Geliebte geworben. In dieſer Zeit forderte ihn Dr. Härtel, der die Neigung des Freundes zur Schweſter nicht kannte, auf, mit ihm auf ein Jahr nach Italien zu gehen. Bei all ſeiner Sehnſucht nach Rom mußte das Haſe erſcheinen als ein volles Glück, doch wagte er nicht zuzuſagen im Hinblick auf ſeine Mittelloſigkeit. Da hat der Armenadvokat, wie er um ſeines milden Herzens wegen im Freundeskreiſe genannt wurde, in zarteſter Liebenswürdigkeit und hochherzigſter Geſinnung ſeinem theologiſchen Freunde aufgedrängt, die Auslagen für ihn mit übernehmen zu wollen; und der hat nach einigem Zögern ſolchem Edelmuthe doch die Gewährung nicht abſchlagen mögen. Später iſt es ihm möglich und lieb geweſen, dieſe Auslagen zurückzuerſtatten.

Nun galt es die Reiſerüſtung zu betreiben, Italieniſch und etwas bildende Kunſt zu lernen. Darüber iſt die Semeſterarbeit ein wenig zu kurz gekommen. Doch wurde ein fleißig beſuchtes Kollegium über das Leben Jeſu gehalten. Dafür wurde ein Auszug aus den Vorleſungen als Lehrbuch gedruckt, deſſen Bogen die Zuhörer einzeln, wie ſie aus der Preſſe kamen, erhielten; die erſte rein wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſer neuen Wiſſenſchaft vom „Leben Jeſu", in der Ahnung ihrer großen, ſtürmiſchen Zukunft.

Mitten hinein in die Vorbereitungen zur italieniſchen Reiſe

fiel unvermuthet die Berufung nach Jena, wohin das von Goethe verwaltete weimariſche Miniſterium Haſe eine außerordentliche Profeſſur mit dreihundert Thalern Gehalt anbot. Selbſt von Herzen bereit, dem Rufe Folge zu leiſten, wurde er darin noch beſtärkt durch das faſt unbewußte Zureden der Freundin. Doch mochte er darüber Italien nicht aufgeben, und ſo ging die etwas kühne und wunderliche Bedingung nach Weimar: das Amt erſt antreten zu wollen mit einjährigem Urlaub und doch mit der Beziehung des Gehaltes, der dem damals ſtudierenden Bruder überlaſſen werden ſollte. Nach einigem Zögern und mit einiger Beſchränkung iſt man darauf in Thüringen wirklich eingegangen.

Beim Abſchiedsfeſte gab die Geliebte dem Freunde heimlich die längſt erbetene Locke als Unterpfand ihrer Liebe. Er hat ſie jubelnd angenommen als Talisman und ſie in einem Medaillon auf der Bruſt getragen in Italien, durchs Leben. Und auf dieſe Weiſe geſtärkt und des ſicheren Beſitzes der Freundin für ſich gewiß, iſt ihm die Trennung von ihr und von Leipzig leichter geworden.

Von den Zurückbleibenden wurden Reiſeberichte erbeten. Haſe erklärte, an einen ganzen Freundeskreis zu ſchreiben verſtehe er nicht, wohl aber an ein Ideal, eine künftige Geliebte. Das wurde ſcherzend angenommen; ein Komité von drei Damen, in dem auch Pauline Sitz und Stimme haben ſollte, wurde zur Kontrole und zum Empfang der Briefe beſtimmt. So war die dauernde — wenn auch nur einſeitige — breifliche Verbindung mit der ſtill Geliebten geſichert, und es entſtanden die „Erinnerungen aus Italien in Briefen an die künftige Geliebte“, von denen der Verfaſſer einſt gemeint hat, nie Beſſeres geſchrieben zu haben und ſicher nie etwas mehr con amore, und die in ihrer jugendfrohen Lebendigkeit und geiſtvollen Beobachtung wie Darſtellung den Vergleich wohl aushalten dürfen mit der italieniſchen Reiſe Goethe's. Sie ſind nach Haſe's Tode, ſechzig Jahre, nachdem ſie geſchrieben, zum erſten Male, Vielen zur Freude, veröffentlicht worden.

„Als wir am klaren Montagsmorgen des 21. Auguſt [1829] aus dem Thore des durch den Goethe'ſchen Bericht über Gottſched's Perrücke und ausgetheilte Ohrfeige wohlbekannten Goldenen Bären fuhren, gaben wir einander die Hand, Hermann und ich, keiner ſagte etwas, aber wir wußten, daß wir die höchſten Freuden, allenfalls auch einige Noth mit einander theilen wollten." Das ſtumme Gelöbniß iſt treulich gehalten worden. Es hat an mancherlei Noth nicht gefehlt, wie ſie das damalige Reiſen im wälſchen Lande mit ſich brachte, noch verſtärkt durch eine ſchwere Krankheit Hermann's, der in Florenz an den Blattern erkrankte und dann auch ſpäter je und je etwas kränkelte. Und die höchſten Freuden ſind rein und reichlich zuſammen genoſſen worden auf dieſer langen Fahrt durch das Land der deutſchen Sehnſucht, deſſen durch Natur, Kunſt und Geſchichte geweihten Stätten faſt alle beſucht wurden bis nach Sizilien hinein. Den längſten Aufenthalt nahm man natürlich in Rom, wo der Winter in reicher Thätigkeit und Lebensherrlichkeit verlief. In Neapel trennten ſich die Freunde, weil Haſe's Reiſezeit abgelaufen war, während Härtel, deſſen Schweſtern mit dem jüngſten Bruder Raymund eine Reiſe durch das ſüdliche Frankreich vorhatten und den Herbſt in Florenz, den Winter in Rom zu verleben gedachten, mit den Geſchwiſtern noch ein Jahr in Italien verweilen wollte. Was der Liebende ſtill hoffend berechnet hatte, ſollte ihm auf der Rückreiſe wirklich zu Theil werden: das Wiederſehen mit der Geliebten. In Schaffhauſen erfuhr er, daß kürzlich ein Reiſewagen mit zwei jungen blonden Damen eingefahren ſei nach dem unteren Hôtel. Er eilte hin, erfuhr daß ſie's waren und rief jauchzend ins Zimmer hinein: „Guten Tag, Vielliebchen!" So war die in Leipzig ausgemachte Wette durch ihn gewonnen. Am anderen Tage in Konſtanz ward Pauline ſeine Braut. Da iſt er mit den Geſchwiſtern wieder ein Stück Wegs zurückgekehrt und iſt einige Tage mit ihnen durch die Schweiz gezogen im vollſten Glücke der Gegenwart. Doch ſollte das Geheimniß dieſes Glückes bis zur Härtel'ſchen Rückkehr aus Italien übers Jahr gewahrt bleiben.

In Bern galt es Abſchied zu nehmen. Ueber Tübingen und die alte Heimat zog Haſe von dannen. Mit dem glücklichen

Gefühl, die ferne Geliebte ſicher zu beſitzen, mit dem Schatz der Erinnerungen an Italien im Herzen, und zugleich mit der vollen Freudigkeit zur Rückkehr in das gelehrte akademiſche Tagewerk iſt er am 15. Juli 1830 bei Abendanbruch in den Saalgrund hinabgefahren, in dem vor ihm die kleine ruhmvolle Stadt ſeiner Zukunft lag.

Schon hoch im Semeſter konnte er in Jena nur noch eine kurze öffentliche Vorleſung halten bei gefülltem Auditorium über das Leben Jeſu. Am 30. Geburtstag ſchrieb er an ſeine Braut: „Was hat Gott mir nicht gegeben in dieſem Jahre! Die beiden großen Wünſche, die durch meine ganze Jugend ziehen, ſind erfüllt: Italien und die Geliebte!“

III. Der Jenaiſche Profeſſor.

Nach den ſtürmiſchen Lehr- und Wanderjahren, in denen der junge Theologe von drei Univerſitäten aus ihren Mauern gewieſen worden war, begann nun das gelehrte Stillleben eines deutſchen Profeſſors: mehr als hundert Semeſter hat Haſe auf demſelben Katheder in Jena Vorleſungen gehalten.

An ſeiner Entſcheidung für Jena hatte das zuredende Wort der Freundin einigen Antheil gehabt. Nach langen Jahrzehnten ſchrieb er in dankbarer Freude: „So hat denn mein Genius durch ihren Mund geſprochen, und ich habe nie einen Tag erlebt, an dem ich dieſe jungfräuliche Entſcheidung zu bereuen hatte. Vielleicht daß ich in Leipzig oder anderwärts intereſſantere Verwickelungen, größere Anregungen gefunden hätte; wohl nirgends hätte ich freier und friedlicher meinem Amte und meiner Wiſſenſchaft leben können.“ Als darum nach Bern und Zürich Berufungen an die dortigen Hochſchulen ergingen, hat er dem Rufe nicht Folge geleiſtet, ſondern iſt in ſeinem jenaiſchen Behagen gern geblieben. Ihm wurde die kleine Stadt nie zu eng, weil er die hohe Kunſt meiſterlich verſtand, auch aus dem beſchränkteren Kreiſe heraus den fruchtbringenden Zuſammenhang mit der Wiſſenſchaft und dem was man die große Welt zu nennen gewohnt iſt, zu wahren.

Schon der landſchaftliche Reiz des anmuthigen Saalgrundes zog den Naturfreund an, zumal er ihm gute Gelegenheit bot, der lieben Wanderluſt zu fröhnen. Haben Andere um der kahlen Berge

willen Jena gar ein wenig mit Rom vergleichen zu dürfen gemeint, ſo fand doch auch Haſe, daß ihm die freundliche Au nach Heſperiens Herrlichkeit wohl gefallen könne und ſchrieb von ihr: „Ein Flußthal faſt wie Florenz, nicht durch zwei zuſammenhängende Gebirgsketten gebildet, ſondern durch einzelne herumgeworfene Berge, ſo daß zwiſchen denſelben ſich mehrere einzelne Thäler an das Hauptthal heranziehen, jedes ein kleines hübſch beſchränktes Ganze, und wiederum das Ganze ſo frei und vielſeitig, wie ein freiſinniger und vielſeitiger Menſch.“

Der erſte Ausflug galt Weimar. Dort wurde Herder's Nachfolger, der Generalſuperintendent Röhr beſucht, und dann ſchritt Haſe etwas ſtürmiſch bewegten Herzens in das Haus am Frauenplane, von dem aus der Weiſe von Weimar noch die Univerſität Jena lenkte. Der Eindruck, den Goethe in ihm hervorrief, war ſtreng und impoſant, wie der einer großartigen Ruine. Der anfangs angeſchlagene etwas ſteif-miniſterielle Ton wich doch bald weicheren Klängen, als die Rede auf Italien kam.

Auch dem Hofe mußte die Aufwartung gemacht werden und der Hochverräther von Hohenasperg fand, daß ſich's da recht hübſch leben laſſe, knüpfte auch freundliche Beziehungen mit dem jungen Erbgroßherzoge an.

Kurz vor Weihnachten warf ihn mitten aus den Vorleſungen heraus ein heftiger Gelenkrheumatismus aufs Bett. Unter großen Schmerzen waren Arme und Füße meiſt bewegungslos, jeder Löffel Suppe mußte ihm eingeflößt werden. Da haben die Zuhörer ihren Lehrer Tag und Nacht abwechſelnd treu wie eine Familie gepflegt, und dann ſeine Geneſung recht ſtudentiſch nach Jenaiſchem Brauche durch einen fröhlichen Kommers auf dem Markte gefeiert. Mitte Februar konnte er ſeine Kollegien wieder aufnehmen.

Anſtatt eines geträumten Wiederſehens mit der Geliebten in Italien waren der jungen Liebe dunkel drohende Gewitterwolken aufgetaucht. Mißverſtändniſſe und Verdächtigungen führten mancherlei Wirrungen herbei. Und wiewohl die Braut wohl feſten Vertrauens blieb, mußten doch auf Drängen der Familie die Briefe eine Zeit lang aufhören. So lagen die Alpen

abermals ſtumm zwiſchen den Liebenden. Doch hat ſich Alles bald freundlich aufgeklärt und im Juni konnte in Leipzig ein ſeliges Wiederſehen mit der aus Italien Heimkehrenden gefeiert werden. Die Verlobung wurde nun veröffentlicht, Haſe ſtellte die Braut ſeiner hocherfreuten Mutter vor. Am 12. September 1831 war die Hochzeit. In der nahe Leipzig auf einem Hügel maleriſch gelegenen Theklakirche, die der Bräutigam einſt oftmals als Ziel ſeiner Wanderungen gewählt hatte, wurde auf ſeinen Wunſch das junge Paar getraut; dann führte Haſe unter Verzicht auf jede Hochzeitsreiſe die Gattin nach Jena in ſeine Studentenwohnung.

So begann der Lebensbund, der beglückend und geſegnet beide Gatten bis ins hohe Greiſenalter einte. Auch ſie haben anfangs bei allem Glück der Flitterwochen erfahren, daß dieſes eng verbundene Miteinandergehen erſt erkämpft werden muß. Kleine Stürme blieben ihnen nicht unbekannt, denn ſie waren beide von zarter Haut, bei aller Gutherzigkeit heftig und von heftigen Wünſchen. Da haben ſie unter einander ausgemacht, wenn das Eine ſage: „Thu mir's zu Gefallen!“ ſo müſſe das Andere es womöglich thun; wenn aber: „Thu mir's zu Liebe!“ dann unbedingt; und das iſt unter ihnen nie gebrochen, aber auch nie gemißbraucht worden.

Jahr um Jahr hat ſich ſo dieſer Bund immer glücklicher gefeſtigt, und wahrhaft ergreifend klingt dieſe ſich immer mehr zur treuſten und innigſten Lebensgemeinſchaft verklärende Liebe aus den Briefen des gereiften und des alternden Mannes, faſt noch rührender aus denen des Greiſes wieder. Seine künftige und immerdar Geliebte nennt er gelegentlich die Gattin und preiſt ſie als die geliebte Einigung alles Idealen und Realen ſeiner Neigungen. War er gewohnt, ihr aus dem Blumengarten ſeines Berges heimkehrend eine Blüthe zu überreichen, ſo ließ er auch auf Reiſen nicht von der lieblichen Sitte und ſandte ihr gern aus den Lenzgefilden Italiens die erſten Frühlingszeugen. Und wie köſtlich lauten ſeine Glückwünſche zu den Geburtstagen der geliebten Frau, wenn er ſie fern von ihr auf der Wanderung der

Oſterferien verlebte. So etwa zum 12. April 1854 aus Rom: „Und käme dieſer Gruß erſt nachträglich, da doch mancher Fluß und Berg ihn aufhalten kann, ſo weißt Du ja auch ungeſchrieben, daß meine Gedanken von früh an, wo ich Dir ſonſt den erſten Wunſch bringen konnte, bei Dir ſind ... Ich habe ſchon einmal Deinen Geburtstag in Rom gefeiert, was hätte ich nicht darum gegeben Dir auch nur ein Veilchenſträußchen geben zu können, wie Jahres vorher; ich mußte damals Alles in meinem Herzen verſchließen: nun will ich Gott herzlich danken, daß Du ſeitdem, ein Vierteljahrhundert faſt, mein geweſen biſt, zwar in verſchiedener Geſtalt, in Freud und Leid, aber immer mein Liebſtes auf dieſer Welt.“ Und im April 1870 von Neapel aus: „Unter den Nahen und Fernen, die Dir zum 12. Glückwünſche bringen oder ſenden, laß Dir auch den herzlichen guten Wunſch gefallen von dem jetzt vielleicht Fernſten und doch durch Deinen eigenen freien Willen Dir Nächſten jetzt und in alle Ewigkeit.“ Endlich von eben dorther ſechs Jahre ſpäter: „Es iſt ſchon das dritte Mal, daß Dein Mann in dieſer ſchönen Welt herumlaufend Dir zu Deinem Ehrentag nur aus der Ferne Grüße und Wünſche ſchicken kann. Aber Du trägſt ſelbſt Schuld daran, daß mir die goldenen oder doch papiernen Flügel gewachſen ſind, die mit dem kommenden Frühling ſo verführeriſch aus der lieben Heimat hinaustragen. Ich brauche Dir's nicht zu ſagen, daß Dein Glück mein Glück iſt, Dein Leid mein Leid, und ſo ſei das Nähere wie wir's meinen, ſtill in ein vertrauensvolles Gebet verſchloſſen.“ Und mit wie großem Stolz und frohem Danke hat der Greis einſt in Rom, da man den ſtets allein Reiſenden für einen Witwer gehalten hatte, auf die Frage: „Und Sie haben noch Ihre erſte Frau?“ geantwortet: ja, die Frau meiner Jugend! Aus ſolcher Glücksempfindung heraus ſchrieb er am frühen Morgen der ſilbernen Hochzeit ins Tagebuch: „Wir haben Alles gemeinſam getragen, das Glück der Jugend, deſſen Silberblicke bis in dieſe Tage fallen; wie das Leid, das uns nicht erſpart worden iſt ... Das beßre Theil liegt freilich in der Vergangenheit, ein ſichres Beſitzthum, dieſes feſte Wiſſen, daß Gott uns zuſammengefügt hat, will doch auch faſt ebenſo viel ſagen wie das ſüße Genießen des Weibes ſeiner Jugend.“

Am 3. August 1832 wurde dem jungen Paare das erste Kind geboren, ein Mädchen. Beglückt ging noch am selben Tag die Nachricht zur Mutter nach Penig, die darauf in herzlicher Freude erwiderte: „Wie soll ich die Freude schildern, mein guter Karl, die Du uns durch Deinen gestrigen lieben Brief gabst, welchem wir mit froher, aber auch banger Hoffnung sehnsuchtsvoll entgegensahen. Dein Brief kam, als ich eben im Begriff war, in die Kirche zu gehen, und so bin ich voll Freude durchdrungen dahin gegangen, habe Gott so recht von Grund des Herzens gedankt und um Euer Glück gebetet."

Noch sechs Mal kehrte das frohe Ereigniß im Hause wieder. Doch ist eins der Kinder, ein Knabe, nicht lange nach seiner Geburt gestorben, und den Eltern ist der herbe Schmerz geworden, den ältesten Sohn, Victor, der sich der Rechtsgelehrsamkeit zugewendet hatte und bereits die Beamtenlaufbahn begonnen hatte, am Nervenfieber zu verlieren. Darüber das Tagebuch von 1860: „So endete der Traum vom 3. November 1834! Es ist hart, unnatürlich den Sohn begraben zu müssen, der nun fest und mannhaft an der Schwelle eigner männlicher Wirksamkeit stand. Ein Vierteljahrhundert hatte Gott uns denselben gelassen."

So sind fünf Kinder herangewachsen, drei Söhne, der medizinischen, theologischen und philosophischen Fakultät zugewendet, und zwei Töchter. Und damit ward viel Glück und Freude heimisch im Hause, und manch großes und kleines Leid. Krankheiten und Sorgen anderer Art haben das Herz der Eltern oftmals beschwert, doch immer hat die Sonne wieder die Nebel verscheucht. Es blieb ein wahrhaft beglücktes, trautes Familienleben. Und mit frohem Stolze sahen die Gatten, wie aus den Knaben Jünglinge und Männer wurden, tüchtig und angesehen in ihren beruflichen Stellungen, glücklich am eigenen Herde, und wie die Töchter den eigenen Hausstand gründeten, so daß bald eine Schar von Enkeln die Großeltern fröhlich umspielte.

Lange hat sich Hase's Mutter an dem festen und frohen Glück ihres Sohnes nicht freuen können. 1837 bereits ist sie, sanft wie sie gelebt hat, gestorben. Bei allem Schmerz hat er damals doch schreiben können: „Gott hat mir's gegeben, daß ich

in den letzten acht Jahren, weniger noch durch mein Zuthun, als durch mein eignes Haus- und Herzensglück, ihr das Herz erfreut habe."

Die drei unverheirathet gebliebenen Schweſtern haben es trotz dringenden Zuredens verweigert, ſich bei dem Bruder in Jena häuslich niederzulaſſen, und zogen es vor, in Penig, wo ſie einmal feſtgewurzelt wären und theure Gräber zu hüten hätten, zu bleiben; doch ſind ſie jeden Sommer zu Beſuch gekommen, und wenn Haſe mit ſeiner Gattin in den Ferien umherſtreifte, haben ſie das Haus und die Kinder bewahrt, denen ſie wiederum die lieben Tanten wurden. Als die älteſte betagt geſtorben war, haben die zwei überlebenden doch dann zugeſagt, nach Jena zu ziehen, wo für ſie ein Häuschen behaglich eingerichtet wurde. Ehe es zur Ausführung kam, ſind ſie raſch nach einander geſtorben, die letzte 1862. Haſe hat von ihnen gerühmt: „Sie haben mich geliebt, die Schweſtern, unbedingt, wie ich war, immer gleichmäßig."

Das Haſe'ſche Haus iſt immer bekannt geweſen als gaſtfrei und von froher, edler Geſelligkeit. Und wie in der kleinen Stadt bei zumeiſt beſchränkten Mitteln dieſe Art eines heiteren offenen Hausweſens erſt faſt unbekannt geweſen war, hat man anfangs in einigem Staunen das Haſe'ſche Ehepaar Herzogs von Jena geheißen. So ſcharte ſich um ſie ein weiter Kreis guter Bekannter und Freunde, die heiter und geiſtig angeregt im Hauſe verkehrten. Dabei hat es in allem geſelligen Getümmel nicht an vertrauterer Gemeinſchaft gefehlt. So wurde eine Zeitlang mit vier Genoſſen, unter denen ſich der beſonders befreundete und geliebte Theologe Schwarz befand, ein philoſophiſches Abendkränzchen gehalten, bei deſſen Nachtiſch über Vieles im Himmel und auf Erden geſprochen wurde; und ſpäter wurde, um im Latein gewandter zu werden, mit anderen Kollegen ein lateiniſches Kränzchen gegründet, bei dem ein lateiniſcher Autor geleſen und eine Taſſe Thee mit Zukoſt genoſſen wurde.

Aus dem armen Jungen war nicht nur ein gelehrter und berühmter Theologe, ſondern auch ein wohlhabender Mann geworden. Obgleich daran auch die anſehnlichen Schriftſtellerhonorare ihren

guten Theil hatten, ſo hat er die reicheren Mittel doch zumeiſt dem zu verdanken, was ihm ſeine Frau mit der Breitkopf und Härtel'ſchen Buchhandlung einbrachte, von der ihr ein entſprechender Theil der Einnahmen zuſtand. Es hat dabei freilich auch nicht ſelten ſchlechte Jahre und manche Sorge gegeben und der Ertrag hat unter ſchwankender Verwaltung ſehr gewechſelt, ſo daß Haſe's 1844 ſich einmal vornehmen mußten, jährlich nicht mehr als eine beſtimmte immerhin nicht ganz geringe Summe auszugeben; zu welcher Einſchränkung verurtheilt zu ſein er denn freilich in ſeiner Jugend nicht erwartet hatte. Doch hatten viel Sorgen um Andere, Familienglieder und ferner ſtehende Bedürftige, ſich inzwiſchen an ihn gehängt, die man nicht kürzen konnte, dazu die nun einmal getroffene Einrichtung des Hausſtandes. Dieſe Zeit der Bedenklichkeit iſt auch vorüber gegangen und als nachmals der ältere Härtel'ſche Bruder in die Geſchäfte eingetreten war, begann die Handlung ſogar eine große Rente zu geben. Den jährlichen Ertrag ſeiner Schriften, die von ſeiner Verheirathung an alle bei Breitkopf und Härtel verlegt und gedruckt worden ſind, berechnete Haſe einmal durchſchnittlich auf 400 bis 500 Thaler.

In dankbarer und unbefangener Weiſe hat Haſe dieſe goldene Zugabe zu ſeinem häuslichen Glücke hingenommen und in wahrhaft nobler Geſinnung das anvertraute Gut verwaltet. So ſchreibt er einmal in rührend fürſorglicher Sohnesliebe an die Mutter: „Ihr Segen, mein Mütterchen, hat mir ein Haus gebaut und es iſt Alles drin, was eines Menſchen Herz erfreuen kann ... Laſſen Sie Mittags das Glas Wein nicht fehlen auf Ihrem Tiſche, mir würde ſonſt mein Glas weder ſchmecken noch bekommen, des Kelleramtes will ich ſchon weiter walten; vergeſſen Sie nicht, daß Sie jetzt einen reichen Sohn haben." Und wie hübſch klingen die Worte an die Frau von einer Reiſe aus, auf der er einmal eines Abends fahrende Leute etwas glänzend bewirthet hatte: „Als ich mich zu Bett legte, freute ich mich doch, durch Gottes und unſerer lieben Frauen Huld wohlhäbig genug zu ſein, um auch einmal ein bischen verſchwenden zu können, nicht als ob ich das nicht auch einmal gethan haben würde in meiner gelehrten Armuth, aber ſo, daß es nachher nicht ſchwer fällt und reuig

wird.“ Und ein anderes Mal aus Rom ſo recht Haſiſch in der Miſchung von Humor und geiſtreichem Ernſte: „Du biſt doch ſelbſt mit Deines ſeligen Vaters Arbeit Schuld daran, daß ich umherſchweife. Hätte ich ein Nähtermädchen geheirathet oder etwas der Art, ſo würde ich immerdar in Löbſtedt vergnügt ſchlechten Kaffee trinken und das ſtattliche Honorar für die 7. Ausgabe der Kirchengeſchichte wäre eine erſehnte Hülfe für die Kinder zu erziehen und auszuſtatten. Aber ein frommer Grieche oder Römer in alter guter Zeit würde geſagt haben: Laßt uns den Göttern danken und heimgekehrt ihnen reiche Opfer darbringen, daß ſie uns vergönnt haben, frei von der Angſt des alltäglichen Bedürfniſſes das Haupt zu erheben und gelegentlich durch die Anſchauung des Schönſten, was die Erde bietet, uns zu erfriſchen und zu ſtärken auch für die Pflicht und das Glück des alltäglichen Lebens. Ich ſehe nicht ein, warum ich nicht Aehnliches bei mir ſprechen ſollte in meiner Sprache, und zu Dir, durch welche die Himmliſchen es verliehen haben.“

Als es galt, für ſich und die junge Frau ein Neſt zu bauen, und eine gute Miethwohnung in der kleinen Stadt nicht raſch zu beſchaffen war, hatte Haſe den Muth gehabt, ſich ein häusliches Beſitzthum käuflich zu erwerben. Es war das ſogenannte Kaffeehaus, in deſſen Saale 1817 die allgemeine deutſche Burſchenſchaft gegründet worden war, ein geräumiger Bau in der Unterlauengaſſe, mit der Schauſeite nach dem in Anlagen verwandelten alten Feſtungsgraben gelegen. Das Haus war ſehr verwildert und bedurfte vieler baulicher Veränderungen, bis es hinreichend wohnlich war. Nicht lange darauf kaufte Haſe den durch die ſchmale Gaſſe von dem Hauſe getrennten, alſo günſtig gelegenen Garten mit dazu, als er gerade feil war. Dazu gehörte ein Häuschen, das für die Gäſte hergerichtet wurde, die im Hauſe ſelbſt nicht mehr Platz fanden; ſpäter iſt's die Studentenwohnung der Söhne geworden.

Nun begann ein fröhliches Säen und Pflanzen in dieſem Stückchen Erde, für deſſen Grünen und Blühen Haſe ſtets die

regſte Theilnahme behalten hat. Aus der Frühlingsherrlichkeit der Ferne wird doch auch der ſtille Seufzer laut: „Doch ſäh ich gern unſer Gärtchen ſich putzen", und wenn im ſonnigen Süden die Mandelbäume blühen und Alles in goldener Lenzherrlichkeit prangt, dann denkt der dankbar in dem Gottesgarten Wandelnde doch ſorglich des Gartens am Hauſe, wie da die gelben Crocus als Frühlingsboten aus der Erde erſtehen werden: „Der goldene Ring in unſerm Garten wird nun auch blühen", ſchreibt er an ſeine Frau, und ein anderes Mal von Rom aus: „Und wenn unſer Crocus ſein Goldgewand anlegt, verſchweige mir's nicht." Auch der ſtattliche Birnbaum iſt ihm an das Herz gewachſen; das Töchterlein bekommt von Paris aus die Weiſung: „Dem Birnbaum aber ſage: er möge nicht zu ſchnell aufblühen, denn ich ſäße auch gern noch auf dem Balkon unter ſeiner Blüthe." Der Mutter aber trägt der ſorgliche Gatte von Rom aus die Bitte vor: „Das Frühbeet könnteſt Du nun wohl beſtellen und Gartenarbeiten anfangen, die Bretter des Kirſchlorbeers lüften laſſen."

Es war alte Jenaiſche Sitte, daß bei dem Mangel eines eigentlichen Univerſitätsgebäudes die Profeſſoren ihre Vorleſungen in den eigenen Räumen hielten. Das Auditorium im Haſe'ſchen Hauſe erwies ſich bald als zu klein; ſo wurde es ſchon 1838 erweitert durch die Unterſtube eines Neubaues, der das kleine Nebenhäuschen der Höfe mit den Wohnzimmern verband. Und als 1859 ſich die abermalige Vergrößerung des Vorleſungsſaales nothwendig machte, iſt das neue Auditorium auf einem kleinen ſtillen Gartenplatze hinter dem Wohnhauſe errichtet worden. In ihm hat Haſe bis zum Aufhören ſeiner akademiſchen Thätigkeit ſeine Vorleſungen gehalten, ein Vorrecht, das dem Senior der Fakultät und ſpäter der Univerſität gern gewährt wurde auch dann noch, als ein Kollegiengebäude erbaut war, in deſſen Räumen die Profeſſoren nun zu leſen veranlaßt waren.

1852 erweiterte ſich das Haſe'ſche Beſitzthum durch den Ankauf eines vor der Stadt gelegenen Berggartens, den man in Jena einen Berg nennt, was denn von der Familie auch innegehalten wurde. An der Lehne des Landgrafenberges frei gelegen mit weitem und doch durch die Burgen des Saalthals ſchön

begrenztem Fernblick in die bei Jena zuſammentreffenden Thäler iſt es allmählich unter der fürſorgenden Pflege Haſe's ein wirklich ſchönes Beſitzthum geworden, und ihm allezeit ein Lieblingsplatz geblieben, auf dem zu weilen und zu wandeln ihm bis ins höchſte Greiſenalter ein lieber täglicher Genuß war. Die urſprüngliche Abſicht, ihn als „ſeinen Pfarrgarten" ſo ländlich wie möglich zu laſſen, ihn nur mit Obſtbäumen, Kartoffeln und Gemüſe zu bepflanzen, wurde freilich bald aufgegeben. Es wurden auch noch Ziergewächſe gepflanzt und bequeme Pfade angelegt, in ſpäteren Jahren wurde auch noch der Nachbarberg hinzugekauft, ſo daß es ein gar ſtattliches Anweſen ward.

Einen beſonderen Schmuck erhielt der Berg durch eine kleine Villa, die „im rein griechiſchen Stil nach dem Vorbilde des Erechtheums" erbaut und weil mit antiken Säulen geſchmückt von den Jenenſern beharrlich der Tempel genannt wurde. In einer heiteren improviſirten Feier ward ſie eingeweiht, als gerade ein großes Kirchenkonzert eine Reihe von Künſtlern nach Jena geführt hatte. Liſzt mit ſeinem Anhang war dabei; Ernſt und Herman Förſter improviſirte; ebenſo verfaßte Peter Cornelius ein Gedicht, das Hans von Bronſart komponirte und das ſofort vierſtimmig geſungen wurde. Am 15. Juli 1855, genau fünfundzwanzig Jahre nach Haſe's Einzug in Jena, ſammelten ſich die Jenaer Freunde dort zum erſten Male. Einige Jahre lang wurde im Sommer jeden Mittwoch von 6 Uhr an ein gaſtlicher Abend für alle Bekannte auf dem Berge gehalten, und bei ſchönem Wetter ſind bis hundert Perſonen oben zugegen geweſen, die dieſe Gaſtfreundſchaft im großen freien Stile gern genoſſen. Auch der Großherzog Karl Alexander war dort oben Gaſt und hat im ernſtern Geſpräche mit dem Hausherrn die edle Geſinnung bekundet: er wiſſe, daß er die Univerſität nicht mit äußeren Mitteln groß machen könne, aber durch Freiheit.

Eine Weile ſchien es als ob der Schienenweg, der ja freilich in Jena ſehnlichſt erwartet wurde, das Bergidyll zerſtören ſollte; doch wurde die Saal-Eiſenbahn ſchließlich unten ins Thal gelegt und das Häuschen war gerettet. Zur Feier dieſer Rettung hat Haſe durch den Profeſſor Theodor Große aus Dresden vier anmuthige

Figurengruppen in Temperafarben auf die Wände malen laſſen: den Morgen und den Abend, die Poeſie und die Caritas.

Es iſt Haſe's Meinung geweſen, daß die reine Menſchlichkeit durch die Religion nicht nur keinen Abbruch zu erfahren habe, ſondern erſt durch ſie zur wahren Vollendung geführt werde. Das iſt ihm ein unverbrüchlicher Lebensgrundſatz geblieben, wie er ihn gleichſam als eine heilige Loſung ausgeſprochen hat in jenen köſtlichen an die Geliebte gerichteten Worten vom Jahre 1831, die den romantiſchen Ueberſchwang des Ausdrucks noch nicht völlig abgeſtreift haben, auch etwas ſtark zugeſpitzt ſind, die aber in ihren Grundgedanken die geſammte religiöſe Lebensauffaſſung Haſe's enthalten: „Neulich hab ich mir's auch noch überlegt, wie es denn mit meiner Frömmigkeit ſtünde, und habe gefunden, daß in dem, was die Mutter V. geſagt hat, doch etwas Wahres iſt. Daß ich nämlich mein Leben nicht einer Sache widmen könnte, ohne liebevolle Begeiſterung dafür, dies verſteht ſich von ſelbſt bei mir. Wenn ich aber die chriſtliche Frömmigkeit in ihrem eigenthümlichen geſchichtlichen Charakter nehme als das alleinige Hängen am Ewigen, eine überirdiſche Sehnſucht, der das Erdenleben nur eine Pilgerſchaft zum Himmel iſt, ſo verſtehe ich wohl eine ſolche Stimmung recht gut und weiß ſie zu achten, wie Alles, wo nur Eins recht tüchtig gewollt und Eins über Alles geliebt wird; aber in mir ſelbſt iſt doch auch ein gutes Stück Heidenthum, das die Welt lieb hat, in ihre Schönheit und in ihren Schmerz ſich hineintaucht, und zwar nicht, wie es die Frommen insgemein auch thun, unwillkürlich, halb mit böſem Gewiſſen, ſondern ohne Reue, abſichtlich und beſonnen, weil ich das Gegentheil für eine Einſeitigkeit halte, wie erhaben ſie auch oft geweſen ſei. Wäre ich einſt in Athen geboren, ich hätte mich ſicher zu Themiſtokles und Alcibiades geſellt; im Zeitalter der Apoſtel hätte ich mich hoffentlich auch nicht geſcheut um die Palme des Märtyrerthums zu werben; aber in unſeren Zeiten, meine ich, könne nur die Vereinigung des altgriechiſchen und chriſtlichen Sinnes zur Lebens-Schönheit und Einigkeit führen."

Wie nach ſolchen Worten Haſe's Leben ſich thatſächlich und abſichtlich darſtellt als ein ſchöner Zuſammenklang von reiner Weltfreude mit chriſtlicher Glaubensgeſinnung, hat man mit gutem Rechte davon reden können, daß durch eben dieſe innere Einheit des Lebens bei der Hingabe an die ihn umgebende Außenwelt und ſeiner treuen Stellung in den Dienſt der Wahrheit, ſein Leben ſich zu einem Kunſtwerke geſtaltet habe ähnlich dem Goethe's. Nur daß bei dem Gelehrten doch der Wahrheitsdrang vor der Freude an der Schönheit einſeitiger den Vorrang hatte als bei dem Dichter, und daß in des Theologen Leben das Religiöſe eine weit bewußter treibende Grundkraft war als in dem des Poeten. Er hat in ſeiner Perſon thatſächlich jenes hohe, aber nicht leicht rein durchzuführende Leitbild verwirklicht: die Vereinigung lebendigen Chriſtenthums mit ſchönem ungebrochenen Menſchenthum, einer tiefgründigen Frömmigkeit mit dem Reichthum weltlicher Bildung, der nichts Menſchliches fremd iſt. Welch eine Fülle religiöſer Kraft und inniger Frömmigkeit klingt aus den Betrachtungen, die Haſe in den frühen Morgenſtunden des anbrechenden Jahres beim Schein der Lampe in ſein Tagebuch ſchrieb, oder aus den Gebeten, die an den Geburtstagen in verſchwiegener Stille ſich dankbar gläubig aus dem Herzen rangen. Hiervon zum ſchönen Beweiſe nur einige Beiſpiele!

„Ich ſchied von den dreißiger Jahren mit dem Gebet, Gott möge erhalten, was er mir reich gegeben, und doch mit einem drängenden Gefühl, wie es einer Raupenpuppe vor dem Frühling zu Muthe ſein könnte, ohne doch etwas zu wiſſen, was als ein großes erweckendes Ereigniß auf erwünſchte Weiſe den ſtillen Gang eines gemeſſenen würdigen Lebens unterbrechen könnte (1. Jan. 1840)."

„Wiederum ſitz ich im ſtillen Morgen bei der Studierlampe ohne ein Leid, mit mancher Sorge, mit mäßiger Hoffnung; zum Glück liegt das Alles in Gottes milder Hand (1. Jan. 1866)."

„Im Hochwald unter dem blauen Himmel, als die Morgenſonne durch die Bäume glitzerte, konnte ich diesmal ein dankendes Herz Dem darbringen, der das Lebensjahr gegeben hat ohne Nothfall im Kreiſe der Getreuen, geſund, in heiterer Wirkſamkeit ....

Wäre mir vergönnt, mit meiner Line, die auch hier in der Fremde [Ilmenau] das Tiſchchen mit Geſchenken geſchmückt hat, in friſcher Geiſteskraft fortzuleben, möchte ich mir zum 67. Geburtstag die neue Gnoſis beſcheeren, oder doch ein Stück davon. Iſt mir früher ein irdiſches Ziel beſtimmt, ſo war's doch ein individuelles Leben, in welchem ſo ziemlich Alles entwickelt, auch gutentheils genoſſen war, wozu es die Anlage in ſich trug, und trauernde Freunde dürften ſingen: Nun danket Alle Gott (25. Aug. 1866)."

„Wie voriges Jahr ſitz ich wieder hier an den friſchen Quellen, nur diesmal einſam wie 1861, nur geiſtig umgeben von denen ich gewiß weiß, daß ſie meiner Gutes wünſchend gedenken. Ich komme vom Morgenſpaziergang zurück, und was die Frommen etwas über das Maß fordern, das ganze Leben ſolle ein Gebet ſein, könnte halbwegs von dieſem Spaziergang durch den Wald gelten, es iſt ſo viel zu danken und zu bitten (25. Aug. 1867)."

„Rückert predigte heute, daß Alles neu werde! Ich möchte lieber, was mich und meine Line betrifft, daß es noch eine Weile beim Alten bliebe, und auch für die Kinder nur eine freundliche Entwickelung. Das alte iſt in dieſer Art ein gutes Jahr geweſen — wie wird es übers Jahr ausſehn! Das wollen wir dem lieben Gott denn befohlen ſein laſſen (1. Januar 1870)."

Es iſt ja freilich eine rechte Gottesgabe geweſen, daß dem für alles Schöne empfänglichen Manne auch jene ſtählerne Geſundheit beſchieden war, die ihm ermöglichte, alles Das in erwünſchter Körperkraft und fröhlicher Rüſtigkeit auszuführen und zu genießen, wohin ihm der Sinn ſtand. Nur ſelten iſt er ernſtlich krank geweſen und immer wieder bald zu voller körperlicher Friſche geneſen. Doch hat er auch trotz all ſeiner gelehrten Arbeit, die ihn ſchon in früheſten Tagesſtunden nach dem Morgenſpatziergang an den Schreibtiſch trieb und ihn von da zumeiſt nur zu den Familienmahlzeiten, der kurzen Nachmittagswanderung und zur kurzen abendlichen Raſt entließ, nie verſäumt, in mäßigem Genießen und regelmäßiger einfacher Lebensweiſe auch der Erhaltung ſeiner Geſundheit zu leben. Allezeit ein rüſtiger wegeluſtiger Wanderer iſt's ihm eine reine Freude geweſen, durch Feld und Au zu ſtreifen, wo immer er war, und es hat ihm nur Spaß gemacht, etwa

nach einer mehrmonatlichen italieniſchen Reiſe den letzten Weg nach Haus von der Eiſenbahnſtation Apolda an auf der ſtaubigen Landſtraße zu Fuß zurückzulegen. Auch die Reitkunſt hat er gern und geſchickt ausgeübt, eine Zeitlang ſogar ein eigenes Pferd, eine der Iſabellen aus dem Allſtedter Geſtüt, ſein Eigen genannt, und die edle Roskana hat ihn raſch auf die ſchönen Stellen der Gegend tragen müſſen, wenn ſie nicht im Winter junge oder alte Damen im Schlitten zu ziehen hatte.

Wenn übrigens Haſe einmal ausgeſprochen hat, er ſei trotz all ſeiner Lebensfreude und Genußfähigkeit im Grunde und in der Praxis eine mäßige Natur, ſo iſt er mit dieſer Selbſtbeurtheilung im vollſten Recht geweſen. Seine Hauptfreude iſt ihm doch die gelehrte am Arbeitstiſch geweſen, die ihm in allererſter Linie ſtand noch vor der Liebe zur Gottesnatur und zur Menſchenkunſt.

Die Natur in ihrem großen und kleinen Leben hat er immer mit liebevoll beobachtendem Auge und weit offenem Sinn angeſchaut und ſich an ihr zu erquicken gewußt, gleichviel ob er auf den grünen Halden des Thüringer Waldes wanderte oder durch die Wunder der Hochgebirgswelt, ob er am Meeresſtrande ſtreifte oder im Sonnenzauber Italiens. Wie anſprechend ſind ſeine mit echt Haſe'ſcher Schönheitsfreude und Schalkheit entworfenen Naturſchilderungen in ſeinen Briefen nach Haus, z. B. von Elgersburg aus: „An einem Morgen wie heut iſt es eine Wohnung ſo ſchön wie ich ſie ſeit Hohenasperg nicht gehabt habe, nach Norden und Oſten die weite Ausſicht über Wälder und Felder, nach Süden die grüne Bergwand, an deren Abhange Elgersburg liegt, und unmittelbar in der Tiefe ringsherum das Dorf in weiße Blüthenbäume eingewickelt. Für dieſe Bäume erlebe ich hier noch einen zweiten Frühling, da ſie erſt im Aufblühen waren, der Birken erſter grüner Schimmer, die Buchen meiſt noch Beſenreiſig, und das fehlt noch der Gegend; aber was ſicher demnächſt kommt, fehlt Einem kaum, und die jungen Triebe der Fichten machen mir immer das Nadelholz erſt recht lebendig wie Laubholz.“ Und von eben dorther ein anderes Mal: „Die Bäume ſtehen doch auch voll Knospen, etwas ſpröd verſchloſſen backfiſchmäßig, und die Wieſen ſind nur grün ohne den Schmelz der

Blumen, der mich das letztemal hier ſo erfreut hat; indeß da die Vegetation doch vorherrſchend immergrün iſt wie in Italien, wenn auch ein wenig anders, ſo vermißt man nur Einiges, und es macht mir wieder großes Behagen, ſo einſam, nichtsthueriſch und träumeriſch in dem grünen Wald herumzuſchweifen, und ich habe gute Hoffnung, daß das hieſige Quellenſtudium mir viel zuträglicher ſein wird als das zur Kirchengeſchichte."

Daß ihm die Freude an der goldenen Herrlichkeit Italiens nicht den Sinn raubte für die beſcheideneren Reize der Heimat, zeigt ſein Jauchzen, als er einmal im Albanergebirge hinter Marino in den frühlingsgrünen Buchenwald kam: „Thüringer Wald und Italien zugleich!"

Alljährlich, wenn gegen Oſtern hin und dann im Hochſommer die Ferien kamen, zog es Haſe mächtig aus der ſtillen Gelehrtenklauſe mit ihren Bücherhaufen und Manuſkripten hinaus, und ſo iſt er in den langen Jahren ſeines Lebens viel und weit gereiſt, auch in der rechten genußverſtändigen und frohlaunigen Art des Reiſens ein wahrer Künſtler. Am häufigſten durchwanderte er natürlich die Thüringer Berge und Thäler; Reinhardsbrunn vor Allem iſt ihm im Heimatlande immer der Lieblingsaufenthalt geweſen. Aber auch über die heimiſchen Höhenzüge hinüber ging der Weg; gern führte er nach dem Süden Deutſchlands, wo im Schwaben- und Frankenlande die alten Stätten wieder beſucht wurden, und in München wohnten viel getreue Freunde. Der Rhein mit ſeinen grünen rebenumſäumten Fluthen und die Schweizer Berge waren häufige und hochgeſchätzte Reiſeziele. Nach Leipzig zogen vielmals die mannigfachen verwandtſchaftlichen Beziehungen dort, auch die da heimiſche Pflege der Muſik; in Dresden wurde oft längerer Aufenthalt genommen, weil's da ſo viel zu genießen gab an Kunſt und Natur. Nach Berlin führte manches Mal Neigung und Beruf. Paris wurde wiederholt beſucht, einmal in Anknüpfung hieran auch die liederreiche Provence; nach London lockte und führte die erſte große Weltausſtellung. Nördlich ging die Fahrt bis Kopenhagen, damit Thorwaldſen's Werke geſchaut würden, und das Seegeſtade von Sylt wurde eine ganze Reihe von Jahren regelmäßig als ſommerliches Ziel längerer Wochen gewählt. Auch iſt's nicht nur einmal vorgekommen, daß der

Romfahrer des Frühlings im Herbſt noch einmal die italieniſche Grenze überſchritt, ein wenig an den Seeen und in den nördlichen Städten zu weilen, wovon dann freilich ſtets das Tagebuch beſonders dankbare Kunde aufnahm, als etwas was doch nicht leicht einem Profeſſor beſchieden ſei.

Hatte der Reiſetag Kunſt- und Naturgenuß reichlich genug gebracht, ſo galt es als eine beſonders willkommene Reiſefreude, wenn der Abend einen Theaterbeſuch bringen konnte, und wenn irgend möglich jeder Abend. „Die Abende gehören natürlich dem Theater", ſchreibt er aus Paris; und in ähnlichen Wendungen kehrt dieſelbe Rede in den Briefen aus jeder größeren Stadt wieder. Und ſo lieb war ihm dieſe Theaterfreude, daß noch der an der Schwelle des Greiſenalters ſtehende Mann in München einmal lieber Redwitz's „Philippine Welſer" von einem mühſeligen Stehplatze aus ſich anſah, als daß er auf das Schauſpiel verzichtet hätte. Wenn aber irgendwo einmal allerlei officielle geſellige Pflichten ihn in Abendgeſellſchaften zwangen, die er nicht gern beſuchte, ſo flog wohl auch der Seufzer nach Haus: „Sonſt habe ich zu meinem Mißbehagen noch nicht ins Theater kommen können." Als die Eiſenbahn nach Weimar eröffnet worden war, hat Haſe gern von dieſer Erleichterung Gebrauch gemacht und iſt oft herüber gefahren, um dort die Vorſtellungen des Hoftheaters zu beſuchen. Noch im höchſten Alter hat er mit vieler Freudigkeit die Paſſionsſpiele in Oberammergau und den Parſifal in Bayreuth geſehen; vierundachtzigjährig in Weimar zum letzten Mal den Genuß eines Theaterabends gehabt.

Die Arbeitsſtube Haſe's lag hoch im zweiten Stock des Hauſes, ein mäßig großes Erkerzimmer, das man auf einer ſteilen Treppe durch einen Vorraum erreichte. Hier oben in gelehrter Einſamkeit hat er am gleichen Arbeitstiſch durch die Jahrzehnte geſeſſen und alle die Bücher vollendet, die nun die lange Reihe ſeiner Werke bilden. Sein „ſchriftſtelleriſches Herz" war nie ohne Pläne. Kaum daß eine Schrift im Manuſkript beendet und der Druckerei übergeben war, ſo trat ſofort an ihre Stelle ein anderes litterariſches

Vorhaben. Manchmal wurden die Aufgaben freilich nur durch den Verlagsfreund (in ſpäteren Jahren der eigene jüngſte Sohn) beſtimmt, der den völligen Vertrieb eines Buches anzeigte und eine neue Bearbeitung zu neuer Auflage erbat, und ſo kam es wohl, daß zu gleicher Zeit mehrere Werke in Arbeit und Vorbereitung waren, ſo 1836 vier: Dogmatik 2. Auflage, Symboliſche Bücher 2. Auflage, Kirchengeſchichte 3. Auflage und dazu neue Streitſchriften. Als ihm zur ſilbernen Hochzeit von einer Schwägerin ein Lorbeerkranz von Silber überreicht wurde, jedes Blatt mit dem Titel eines ſeiner Bücher beſchrieben, war es ſchon ein großer Blätterreichthum, da jede Auflage ihr beſonderes Blatt hatte; jede Auflage iſt aber doch auch eine neue Arbeit geweſen, denn ohne ſorgfältige Verbeſſerungen und Ergänzungen ging kein Buch von Neuem in die Welt hinaus.

Für den, der ſich an den wiſſenſchaftlichen und ſchriftſtelleriſchen Meiſterleiſtungen Haſe'ſcher Werke zu erquicken gewohnt iſt, klingt es faſt ſeltſam, daß er ſelbſt dieſe ſeine, doch im höchſten Sinne klaſſiſch-vollendete, litterariſche Thätigkeit geringer geachtet hat, gegen die, die er als Profeſſor in ſeinen Vorleſungen ausübte. An dieſen hing ihm zeitlebens vor Allem das Herz.

Im erſten Winter in Jena las er Dogmatik, Evangelium und Briefe des Johannes und Kirchenrecht, dazu ein dogmatiſches Examinatorium; nach ſeiner Krankheit täglich 6 bis 7 Stunden vortragend. Zur Kirchengeſchichte drängte ihn damals nicht die Neigung, ſondern der Umſtand, daß ſie durch einen Profeſſor allein vertreten war, was doch nicht ausreichte. So hat er im Sommer 1831 zum erſten Male Kirchengeſchichte geleſen, den erſten Theil; daneben Matthäusevangelium. Während im Laufe der Jahrzehnte die kritiſche Auslegung der neuteſtamentlichen Schriften von anderen Profeſſoren immer häufiger und ſtets tüchtig übernommen wurde, ſo daß ſich Haſe von dieſen Vorleſungen allmählich ganz zurückziehen konnte, waren in der Kirchengeſchichte Alle, die ſie neben ihm laſen oder leſen wollten, nach und nach verſtummt, ſo daß ſich für ihn ſchließlich die Ordnung durchſetzte, daß er (ſeit 1845) die Kirchengeſchichte in drei Semeſter gliederte und dann das Leben Jeſu in einem vierten Halbjahr dazwiſchen

ſchob, dazu aller zwei Jahre im Winter noch die Dogmatik, die ſo gemeinhin mit der Geſchichte des Erlöſers zuſammenfiel, die beiden beſonders „gewiſſensſchweren" Vorleſungen. Dadurch wurde es für ihn etwas bequemer als in den erſten Jahren, in denen er eine geradezu unerhört hohe Stundenzahl auf dem Katheder ſtand; doch hat er zumal in den Dogmatik-Semeſtern noch bis hoch ins Greiſenalter 16 bis 18 Stunden wöchentlich Vorleſungen gehalten. Dazu leitete er das kirchengeſchichtliche Seminar, das ihm allezeit deßhalb beſonders werth war, weil er dadurch am beſten die Art und die wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe der jungen Leute kennen lernte. Als er es in hohen Jahren einmal in einem Sommer aus einer Art — gewiß berechtigter — Bequemlichkeit ausgeſetzt hatte, fand er, daß ihn das den Studenten entfremdete, und er hat es wieder aufgenommen.

Im Laufe der langen Jahre ſehr wechſelnd, wie die Schickſale der Fakultät, iſt die Zahl der Studenten geweſen, die zu ſeinen Füßen ſaßen. In den erſten Semeſtern war der Beſuch der Vorleſungen ſehr gut, dann war — wohl durch Röhr's und ſeiner Partei Einwirkung — einige Male der Zulauf geringer, faſt nur Ausländer. 1838 hatte er doch wieder einmal ein Kollegium beiſammen über Hundert; die Röhr'ſchen Einflüſſe waren aufgehoben, ſo daß das Auditorium von nun an immer verhältnißmäßig voll war. In der Revolutionszeit ſank die Zahl der Studenten insgeſammt, damit natürlich auch die der Theologen, und zwar dieſe bis auf 78. Mitte der fünfziger Jahre begann ein neuer Aufſchwung, 1858 waren's wieder über hundert Zuhörer. So ging es mehr als ein Jahrzehnt. Dann kam der große Niedergang im theologiſchen Studium, der mit dem Höhepunkt des wiſſenſchaftlichen Materialismus zeitlich zuſammenfiel, wenn auch durch ihn keineswegs allein hervorgerufen; ſo hatte Haſe 1869 im Leben Jeſu nur 38 Zuhörer, „wie wohl noch nie erlebt"; und: „Die Univerſität im Sommer wieder etwas geſunken, man muß die Ohren recht ſteif halten, den friſchen Muth nicht zu verlieren." Am 1. Januar 1870: „Die Univerſität iſt wieder einmal im Sinken, meine Vorleſungen ſo gefüllt als eben möglich, doch merkt man die Abnahme." Und ſo iſt auch ſeine Tagebuch-Bemerkung

von 1877 — man möchte fast sagen: leider — richtig: „Meine Schriften sind einige Male in sehr günstige Zeiten gefallen: Dogmatik, Hutterus, Kirchengeschichte, Polemik. Im Allgemeinen war meinem theologischen Standpunkte die Zeit nicht günstig. Bis um die Mitte der sechziger Jahre stand ich mit Wenigen einsam für die freie Entwickelung der Theologie, während doch schon die Tübinger Schule über diese Freiheit hinauswuchs. Dann als meine Richtung emporkam, ist das theologische Studium durch innere und äußere Gründe gesunken. Wir haben diesen Winter nur noch 66 Theologie Studierende und die Pfarrer können nicht mehr Bücher kaufen." Kurz darauf, und bis zu dem Schluß seiner Vorlesungen anhaltend, hat Hase doch noch einmal einen nicht unbeträchtlichen Aufschwung der Studentenzahl in seiner Fakultät erlebt.

Die Regierung hatte Hase nach Jena berufen, ohne nach gutem Herkommen die theologische Fakultät und den Senat deßhalb zu befragen. Das hatte Anlaß zu allerlei Verstimmungen gegeben, und als bald darauf die Absicht bestand, Hase eine ordentliche Honorar-Professur zu ertheilen, hat der Dekan darüber einen boshaften Bericht abgefaßt und der Regierung zu bedenken gegeben, Hase habe zwar manches Theologische geschrieben, doch sei dies „in unfreiwilliger Muße" geschehen. Doch sind diese Mißhelligkeiten vorübergegangen und Hase hat bald das von ihm gesuchte achtungsvolle Verhältniß zu den Amtsgenossen gewonnen. 1836 kam er in die Fakultät selbst als vierter ordentlicher Professor mit 500 Thalern Gehalt. Als solcher wurde er im folgenden Jahre Dekan und mußte so zum ersten Male nach den Erlanger Kaisertagen wieder den alterthümlichen Staat anlegen. 1844 rückte er in die zweite Fakultätsstelle (700 Thaler), nicht lange darauf in die erste. Ohne einer bestimmten Partei anzugehören, und ohne eine eigene Schule gründen zu wollen, hat er es doch stets als den nothwendigen Beruf der Jenaischen theologischen Fakultät aufgefaßt, gegen alle Verdunkelung eine Burg der freien protestantischen Wissenschaft zu sein durch immer tiefere Erfassung des Christenthums. Jeden Wunsch, eben diese Wissenschaft, die zwar fest gegründet sei in der Geschichte, doch

Alles, was da sei, nach seinem Rechte frage, zu unterbinden, hat er mit größter Entschiedenheit abgewehrt. So als in den fünfziger Jahren ein „gläubiger" Professor von der Regierung ernannt werden sollte und als in den achtziger Jahren einige orthodoxe Thüringer Pfarrer unter dem Einfluß eines Berliner Hofpredigers einen strengen Lutheraner nach Jena berufen wünschten. Mit dem alten polemischen Behagen hat Hase als Dekan scharfe und geistvolle Antworten auf derartige Angriffe verfaßt und dabei die Hoffnung ausgesprochen, Jena solle den Kampf für die freie christliche Wissenschaft nicht im eigenen Hause zu bestehen haben; „draußen haben wir ohnedem genug zu thun".

Die Zugehörigkeit zur Fakultät brachte es mit sich, daß Hase wiederholt das Prorektorat bekleiden und so in die Oeffentlichkeit des Universitätslebens heraustreten mußte. Er hat von sich bekannt: „Ich habe stets nicht ungern öffentliche Geschäfte verwaltet, bin aber auch nicht minder gern in den Frieden meiner Studierstube zurückgekehrt, ja ich habe sogar aus dem Einen heraus immer ein wenig Lust nach dem Anderen gespürt." Die fünf Prorektorate (1838, 1847, 1855, 1863, 1871) brachten zunächst ein besonders lebhaftes geselliges Leben, da der Magnifizenz allerlei Repräsentationspflichten zustanden. Dazu kamen verschiedene Verwaltungsgeschäfte und so manche Zwischenfälle, wie sie erfreulicher und unerfreulicher Art das bewegte Universitätsleben mit sich bringt. Doch hat er sich stets bemüht, die Mühle der Verwaltung möglichst wenig klappern zu lassen, und stets hat er es mit der feinen Liebenswürdigkeit seines Wesens trefflich verstanden, auf die nicht immer allzu gefügigen Studenten erfolgreich einzuwirken, so daß es ihm sogar einmal („nicht ohne Hilfe meines besten Rheinweins") gelang, was lange nicht vorgekommen, daß die gesammte akademische Jugend, Burschenschaften, Landsmannschaften und Finken in seltenem Verein dem Großherzoglichen Paare einen Fackelzug brachten.

Trotz seiner Freude am munteren studentischen Treiben hat es Hase doch in seiner klugen Art stets vermieden, noch als alter Herr in diesen jugendlichen Formen zu leben, wie das doch sonst mancher Graukopf in etwas läppischer Weise zu thun liebt. Sein Verhältniß

zur Burschenschaft, das er nach seinem idealen Sinne fröhlich immer treu im Herzen bewahrt hat, war äußerlich schon in Tübingen ganz zurückgetreten; es hat ihn auch in seiner späteren akademischen Stellung nie verhindert, nie gefördert. Und an der Spitze der Universitäts-Verwaltung hatte er natürlich immer dieselbe Gerechtigkeit und Theilnahme für die verschiedenen Parteiungen des studentischen Lebens. Immerhin: gern an alten Bräuchen hängend, die er sich sinnig deutete, wie einst, da er in Erlangen das sogenannte Wischen der Füchse beizubehalten den Anlaß gab, da man es doch als unnütze Sitte aufgeben wollte, so hat er, als bald nach dem großen Kriege eine lebhafte Strömung auf der Universität die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit als eines alten Zopfes forderte, gegen die Meinung des Senats und der nicht Farben tragenden Studenten als Prorektor seine abweichende Ansicht der Regierung übermittelt. Freilich ist dieses alte Privilegium dann doch nach wenigen Jahren gefallen.

Die Liebe, die die Studentenschaft allezeit zu Hase hegte und gern bethätigte, als zu einem Professor, der Humor und freies Empfinden genug besaß, um sie in ihrem Treiben zu verstehen oder doch zu tragen, hat doch nicht gehindert, daß sie gelegentlich in Zorn umschlug, wenn er im Senate Beschlüsse mit fassen half, die den leicht erhitzten Jünglingen nicht genehm waren. Er hat es nicht ohne heitere Genugthuung verzeichnet, daß ihm dabei auch einmal die Fenster eingeworfen worden sind: „So wurde denn auch dies akademische Ereigniß, die Beweisführung durch Steine, der Lapidarstil, durchgemacht."

Die Universität Jena besitzt ein Grundstück, nach altväterlicher Ueberlieferung die Rose genannt, darin ein großer Saal seit 1846 zu Vorlesungen diente, die im Winter jeden Mittwoch Abend für ein dreifaches Publikum, Damen, Professoren und Studenten, gehalten wurden. Damals waren solche populärwissenschaftliche Vorträge noch etwas ganz Neues. Hase hat eine Anzahl davon gehalten, jene „Rosenvorlesungen", die vorwiegend geschichtlichen Inhalts, auch in der Betrachtung von Pantheon und Peterskirche Künstlerisches behandelnd, nach seiner Art die Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner Wissenschaft in anmuthig-

ſter Form und künſtleriſcher Geſtaltungsfähigkeit, auch wohl mit feinem Humor, dem Kreiſe der Gebildeten zugänglich machten. Sie ſind Anfänge einer neuen Litteraturform und tragen doch das Gepräge von Meiſterhand.

Auch um die Leitung des akademiſchen Konzerts hat ſich Haſe als Muſikfreund eine Zeitlang lebhaft verdient gemacht.

Hat Haſe am Arbeitsleben der Univerſität den regſten Antheil genommen, ſo hat er auch ihre Feſttage in frohem Behagen mitgefeiert; vor Allem iſt ihm das Jubelfeſt des dreihundertjährigen Beſtehens der Akademie 1858 zeitlebens eine beſonders liebe Erinnerung geweſen. Das eigentliche Gründungsjahr war als in die Revolutionsbewegung fallend ziemlich ſpurlos vorübergegangen und nur durch einen raſch improviſirten Feſtzug gefeiert worden, bei dem Haſe die Rede hielt mit dem Schlußhoch auf den Reichsverweſer Erzherzog Johann. Um ſo ſtattlicher wurde zehn Jahre darauf der Tag der kaiſerlichen Beſtätigung begangen. Im Haſe'ſchen Hauſe wohnten 17 Feſtgäſte, alles Männer von Anſehen und Ruhm, darunter der Vetter Haſe aus Paris, dort Mitglied der Akademie und hochverehrt. Auf dem Schillerfeſte das Jahr darauf bei dem Hoch auf den einſtigen jenaiſchen Geſchichtsprofeſſor trank Haſe als Erſter aus dem ſilbernen Pokal, den die Schweizer der Univerſität zum Jubiläum geſchenkt hatten.

Alljährlich am 10. November wurde zu Luther's Geburtstag im Bären-Gaſthof ein Feſtmahl gehalten, bei dem Haſe gern in einer ſeiner ſinnigen und geiſtvollen Anſprachen zum Ausdruck brachte, was die Herzen der Feſttheilnehmer bewegte oder doch bewegen ſollte.

Beſondere Freude machte es ihm, als Geſandter der heimiſchen Univerſität zu den Jubelfeſten auswärtiger Hochſchulen zu ziehen. So feierte er 1843 in Erlangen das Säcularfeſt mit, dabei eine bedeutſame Rede haltend über das Weſen freier proteſtantiſcher Wiſſenſchaft. Zum 50jährigen Beſtehen der Berliner Univerſität 1860 weilte er in der preußiſchen Königsſtadt, wo er es ſehr ſtattlich, doch lange nicht ſo gemüthlich und freudenvoll wie zwei Jahre vorher in Jena fand. Fünf Jahre ſpäter war er zum 500jährigen Jubiläum in Wien, hier als einziger proteſtantiſcher Theologe ſprechend. Im Greiſenalter, 77jährig, hat er noch das

Jubelfeſt in Tübingen mitgefeiert, das ihm an Gemüthlichkeit ebenbürtig neben den Tagen von Erlangen und Jena ſtand, und bei dem ihm ſelbſt hohe Ehren zugebracht wurden, recht als eine glänzende Wiederherſtellung in jenem Württemberg, das ihn einſt auf die Feſtung geſchickt hatte.

Schon als Jüngling in Erlangen hatte Haſe „Ideen zu Predigten" niedergeſchrieben, wie ſie ihm an Bibelſprüche angeſchloſſen einfielen, zu eigener künftiger Ausführung. Er hat doch nur in der Studenten- und Kandidatenzeit gepredigt. Dann kam Noth und Eifer, viel zu lernen und die Aufgabe, für das tägliche Brot die Feder zu führen. Und ſo iſt gerade das, was ihm urſprünglich als die natürlichſte, ſchönſte Frucht des theologiſchen Studiums erſchienen war, zunächſt auf eine künftige ruhige Zeit verſchoben worden. Als die dann kam, hat er eine Weile wirklich daran gedacht, wieder die Kanzel zu beſteigen. Da hat ſeine junge Frau ein wenig Schuld gehabt, daß es nicht dazu gekommen iſt. Und ſchließlich hat er nach der langen Unterbrechung in Ehrfurcht vor der Kanzel ſie nicht wieder zu beſteigen gewagt, da es ihm dann nicht mehr ziemen wollte, dies mit der Uebung des Anfängers zu thun.

Wir können nur lebhaft bedauern, daß Haſe die Predigtkunſt nicht dauernd ausgeübt hat; daß er auch in ihr ein Meiſter geworden wäre, läßt — wenn man es nicht von vorn herein ſchon hätte erwarten können — die Anſprache über Geben und Nehmen deutlich erkennen, die er 1866 in der Kirche zu Zwätzen, gelegentlich einer Feier des Guſtav-Adolf-Vereins gehalten hat, und die zweifellos ein Muſter kirchlicher Gemeinderede iſt. Es iſt bei dieſem Aufgeben des Predigens vielleicht faſt unbewußt der Gedanke maßgebend geweſen, daß Haſe ſich bei ſeinem ſchwachen nicht weit klingenden Organ und bei ſeiner wohl abgewogenen und ruhig gemeſſenen Vortragsweiſe ſich nie eigentlich als Redner gefühlt hat. Das klingt ſo manchmal aus ſeinen Bemerkungen heraus. So wenn er anläßlich einer ihm raſch zugefallenen Rede beim Schillerfeſt in Weimar ausdrücklich ſchreibt:

„Getragen durch den Gegenſtand, hatte ich die Freude, auch einmal faſt ex tempore mich beredt zu fühlen.“ „Nur der Redner iſt etwas zurückgeblieben“, klagt er von ſich ſelbſt, da er einmal in einem Rückblick auf ſein Leben meint, was von Naturgaben in ihm geweſen ſei, habe ſich ſonſt Alles entwickelt. Und er freut ſich, als ihm von kundigſter Seite nach Anhören ſeiner Vorleſungen verſichert wird, daß er auf ſein Mündliches mehr vertrauen könne, als es ihm ſelbſt ſo vorkomme.

Hat er ſich ſo verſagen müſſen, in freier Rede zur Erbauung der Gemeinde beizutragen, ſo war es ihm ein um ſo freundlicherer Gedanke, daß der Inhalt ſeiner Schriften, vor Allem ſeiner Gnoſis, von mancher Kanzel herab wiederklinge. Unter der Kanzel der Jenaer Univerſitätskirche hat er als treues Gemeindeglied regelmäßig beim akademiſchen Gottesdienſt geſeſſen und auch ſonſt an dem kultiſchen Leben der heimiſchen Stadt regen Antheil genommen. Doch hat er in irgendwelcher leitenden Thätigkeit nie in das kirchliche Leben eingegriffen. Nur beim Guſtav-Adolf-Verein, deſſen Liebeswerk ihm von Anfang an lebhaft ans Herz gewachſen war, iſt er gelegentlich etwas mehr in die Oeffentlichkeit hervorgetreten; eine ganze Anzahl der großen Jahresfeſte dieſer Vereinigung hat er freudig mitgefeiert, dabei nicht ſelten von der Gattin oder der älteſten Tochter begleitet; auch hat er eine Reihe von Jahren dem Centralvorſtand angehört, in den er juſt im nämlichen Jahre mit großer Stimmenmehrheit hineingewählt worden war, in welchem der damalige Berliner Großinquiſitor Hengſtenberg um einer freimüthigen proteſtantiſchen Prorektoratsrede willen ein heftiges Verdammungsurtheil wider ihn geſchleudert hatte.

Ins kirchenpolitiſche Tagestreiben ſelbſt hat er ſich nie gemiſcht. Die Gründung der Proteſtantiſchen Kirchenzeitung, an der er betheiligt war, hat für ihn zunächſt weit mehr der Forderung einer freiſinnigen Theologie als einer freiſinnigen Kirchenpartei gegolten. Es iſt ihm eine Freude geweſen, in der dumpfen Zeit der fünfziger Jahre durch jene Zeitſchrift eine unmittelbar erfriſchende Wirkſamkeit zu üben. Als aber dann das Blatt etwas in einen ſich überſtürzenden Liberalismus hereingerieth und allerlei Triviales und Ungeſchicktes brachte, hat er ſeinen Namen aus der Redak-

tion ſtreichen laſſen, ohne doch ſeine Theilnahme als Einzelner daran ganz aufzugeben. Hatte er doch ſtets die Empfindung, daß er wohl zu einem Geſchichtſchreiber paſſe, aber gar nicht zu einem Zeitungskorreſpondenten. Und weil er ſich ſelbſt immer gern unverworren ſah mit dem geſchäftigen, nothwendig einſeitigen Treiben einer Partei, iſt er auch dem Proteſtantenverein nie beigetreten.

Auch auf das öffentliche Leben des Staats und der Gemeinde hat Haſe keinen unmittelbaren Einfluß zu gewinnen geſucht. Freilich war ſein mittelbarer Einfluß in der Stadt Jena um ſo bedeutender, und die Bürgerſchaft derſelben war ihrem berühmten Profeſſor ſo zugethan, daß, als einmal die undeutliche Kunde von einer geplanten Berufung nach auswärts durchgeſickert war, eine anſehnliche Abordnung der Einwohner zu ihm kam mit der Bitte, Jena nicht zu verlaſſen. Auch hat er in Zeiten von Theuerung, Revolution und Krieg ſeine Kräfte nicht zurückgehalten, ſondern durch beſonnenen Rath und durchgreifende That erfolgreich mit zu helfen gewußt. Aber eigentliche Aemter, wie ſie von einem Gemeinweſen zu vergeben ſind, hat er nie bekleiden gemocht. Doch ließ die Stadt Jena nachmals an ſeinem Grabe durch ihren Bürgermeiſter ausſprechen, daß ſie ihn mit ſtolzer Freude und uneingeſchränkter Verehrung ihren größten Ehrenbürger genannt hat.

Das Vertrauen ſeiner Mitbürger hätte ihn einſt gern in den Landtag des Großherzogthums als Abgeordneten gewählt. Er, damals, alſo noch nicht zu lange nach der Burſchenſchaftszeit, in politiſchen Fragen ſchriftſtelleriſch rege thätig, hat es nach einigem Zögern doch abgelehnt wegen Kleinheit der Verhältniſſe und da in dem kleinen Lande unter dem redlichen Fürſten der Landtag doch nur eine ſtille Rechnungskammer ſein könne. Dieſe Ablehnung war der erſte entſcheidungsvolle Schritt der Verzichtung auf jedes praktiſche Eingreifen in die Politik.

Sehr freundlich geſtalteten ſich Haſe's Beziehungen zu den Thüringer Höfen. Als er 1842 bei der Vermählung des Coburger Erbprinzen in ſeiner Würde als Dekan der theologiſchen

Fakultät zugegen war, hat es ihn doch gefreut, der Gaſt eines Fürſten zu ſein, und, ohne irgend eine retractatio des Glaubensbekenntniſſes von Hohenasperg, als Vertreter einer ehrenwerthen Korporation an ſeiner Tafel zu ſitzen. Wirklich lebhaft und von gegenſeitiger perſönlicher Werthſchätzung getragen wurde das Verhältniß zum Weimariſchen Hofe. Bei den „gelehrten Abenden" in dem kleinen Kreiſe der Großherzogin-Großfürſtin Maria Paulowna, die ihm ſtets das Ideal einer Fürſtin geweſen iſt als ſo naturgemäß vornehm und doch ſo freundlich ſorgſam, hat er eine ganze Reihe von Vorleſungen gehalten, die immer dringend erbeten und eifrig gehört wurden. Zu ihrem Sohne, dem nachmaligen Großherzoge Karl Alexander und deſſen Gemahlin, hatten ſich ſchon 1852 in Italien nähere perſönliche Beziehungen begründet, die bis zum Ende treulich feſtgehalten und fortgeſponnen wurden, und Haſe hat, ohne irgendwie höfiſch zu werden, ſich ſeiner Annäherung an dieſes edle Fürſtenpaar gern erfreut. Er hat den hohen Herrn als Gaſt in ſeinem Haus und als fleißigen Zuhörer in ſeinem Auditorium begrüßen dürfen und mit ihm oft Unterredungen gehalten, die bis in die Tiefen wichtiger Lebensfragen für Wiſſenſchaft und Kirche führten.

IV. Streitschriften.

Streitschriften zu lesen ist nicht nach Jedermanns Sinn. Und zumal die theologischen Kämpfe gelten von Alters her ob ihrer rechthaberischen Zänkereien und der persönlichen Schmähsucht für besonders häßlich. Doch sind sie thatsächlich besser als ihr Ruf, sind es wenigstens im Wandel der Zeiten geworden. Man hat auch hier gelernt, auf dem Schlachtfeld der Geister mit Waffen des Geistes zu streiten, und nicht zum wenigsten durch Hase, der vor Allem ein hohes Vorbild dafür ist, wie man auch theologische Kämpfe in sachlicher Art und vornehmer Haltung ausfechten kann. Darum braucht vor seinen Streitschriften Niemand zurückzuschrecken.

Wie Keinem, der irgendwie eine Eigen-Persönlichkeit darstellt, Gegner fehlen werden, so sind auch ihm, dem weithin wirkenden Gelehrten von ausgeprägter Sinnesart, reichlich wissenschaftliche Gegner, wenig persönliche Feinde erwachsen. Er durfte mit Recht von sich sagen, daß er von Haus aus und in allen persönlichen Beziehungen als eine friedliche Natur bekannt sei, und doch ist ihm mehr als einmal in inneren und äußeren Kämpfen der Kirche die Feder zum Schwerte geworden, immer — wie er selbst gern zugab — gegen respektable Gegner. Freilich einen Streit um seiner selbst willen führen, war nie seine Sache, das widersprach durchaus seiner besonnenen und gerechten Art. So schrieb er einmal von Italien aus nach der Schilderung eines kleinen

Erlebnisses im Hinblick auf daraus zu ziehende Folgerungen: „Beide Reden wären gleichberechtigt. Und das ist wieder mein unglückliches Geschick, immer die beiden Seiten einer Sache zugleich zu sehen! Welch ein gefeierter Parteiführer hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Feder nicht werden können, wenn ich bloß die eine Seite in ihrer ganzen Schärfe sähe!" Das Wort von diesem unglücklichen Geschick ist natürlich nur eine Scherzrede; es ist vielmehr eine Haupttugend Hase's und ein überaus großer Vorzug seiner Denkweise,, daß er stets auch den Gegner verstand und ernstlich versuchte, ihm so gerecht wie möglich zu werden. Das nahm seinen Streitschriften von vorn herein all jene gehässige Bitterkeit der Form, die man sonst so leicht mit Verdruß erlebt, und die der Sache, der man dienen möchte, eher schadet als nützt. Wohl mit allen Mitteln des Geistes wollte er kämpfen, aber auch nur mit ihnen; bloße Grobheit könne dabei nichts helfen. Auch das Eisen wirke am kräftigsten, wenn es geschliffen sei, und zwar als feiner Stahl.

Die innerkirchlichen Streitigkeiten, in denen Hase seine Klinge führte, gehören heute der Vergangenheit an, und über sie und ihre Bedeutung hat die Geschichte bereits das abschließende Urtheil gesprochen; doch auch die in ihnen verfaßten Streitschriften (die drei ersten hier angeführten Gruppen) kann man noch heute Jedermann zu lesen rathen: er wird Freude und Förderung dabei erfahren. Zudem sind sie als Quellen für die Geschichte der neueren Theologie unschätzbar als lebensvolle und eigenartige Urkunden für einen bestimmten Zeitabschnitt der protestantischen Wissenschaft.

1. Wider den vulgären Rationalismus.

Wie im 18. Jahrhundert die Aufklärung das gesammte Geistesleben beherrschte, ist sie naturgemäß auch in das religiöse und kirchliche Leben siegreich eingedrungen, und hat da unter dem Namen Rationalismus eine lange Zeit hindurch ihre Macht entfaltet.

Der Rationalismus erkannte das höchste Gesetz über alle

Religion im denkenden Geiste als einer natürlichen Offenbarung Gottes. Er forderte die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes, der eine natürliche Religionslehre und die ernste Moral der Bibel als ihren wesentlichen Inhalt geltend machte, das Andere als Geburtshülle in verschiedener Weise beseitigend, mit der Absicht, aus dem gesetzlichen Kirchen- und herkömmlichen Bibelglauben das Christenthum zur reinen Vernunftreligion zu erheben. Die geschichtlichen Besonderheiten des Christenthums sollten immer mehr abgethan werden. Nach Hase's Wort: es war der Gedanke jenes Scholastikus, der es müde wurde, immer nur Kirschen, Birnen oder Aepfel zu essen, er wollte auch einmal Obst an sich essen.

Dieser Rationalismus mit seinem ungeschichtlichen Sinne und seiner kühlen Nüchternheit, von dem treffend gesagt worden ist, er sei keine üble Religion, aber eine schlechte Theologie gewesen, beherrschte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die protestantische Kirche, nicht nur in der allgemeinen Anschauung der Gemeinden, sondern auch in den regimentlichen Vertretungen der Konsistorien und in den wissenschaftlichen der Fakultäten. Einer seiner namhaftesten Vertreter war Röhr, der Generalsuperintendent in Weimar.

Er hatte sich schon als junger Pfarrer einen geachteten Namen erworben durch seine Briefe über den Rationalismus. Er suchte darin zu zeigen, wie Einer mit ganzem Herzen Rationalist und doch mit Liebe ein ehrlicher christlicher Lehrer sein könne. Darin kam allerdings auch die bedenkliche Stelle vor: wenn für den Pfarrer eine Kollision seiner Ueberzeugung mit den Pflichten seines Amtes eintrete, so müsse freilich ein Generalpächtervermögen dazu gehören, um dem Amte zu entsagen. Aber jene Briefe haben viele Zweifel beschwichtigt, sie haben eine Gesinnung im Zusammenhange dargestellt, die bei vielen achtbaren Geistlichen vorhanden war. Später wurde Röhr's Prediger-Bibliothek das Organ dieser rationalistischen Schule durch Jahrzehnte hindurch. Er war ein Charakter von klarem und starkem Willen, der Mann zum Führer einer Partei. In den Jahren seiner Kraft hat er immer das entscheidende Wort gehabt. Er hat seit 1820 in Herder's Nachfolgerschaft die Weimarische Kirche mit großer Energie

und mit Wohlwollen verwaltet, keineswegs ein gemüthloser Mann. Namentlich in Casualreden hat er oft alle guten Eigenschaften eines geistlichen Redners in sich vereinigt, wofür ein hervorragendes Beispiel seine musterhaften Trauerworte bei Goethe's Bestattung sind. Doch war aus Natur und Grundsatz ein kalter Verstand bei ihm vorherrschend; und innerhalb bestimmter Ansichten, die in seiner Jugend galten, ist er festgebannt geblieben, so daß die ganze nachmalige Entwickelung der Theologie ihm als Abfall von der Vernunft, als Unsinn und Heuchelei erschien. Daher erklärt sich auch die wenig vornehme Art, in der er seinen Streit mit Hase ausfocht. Bisher im ruhigen Besitze großer wissenschaftlicher und kirchlicher Macht spürte er mit einem Male durch die „Jungen" das Fundament seiner Herrschaft ins Wanken gerathen; und so griff er in einer Art Verzweiflung zu dem Mittel, das auch vor und nach ihm die „Alten" nicht ungern in solchen Entscheidungskämpfen wählten: er schmähte die Gegner als unbesonnene Schwarmgeister, die keine Treue und keine rechten Kenntnisse besäßen. Freilich zeigte sich's in diesem Streite bald, daß der feinere Witz, der reichere Geist und vor Allem das höhere Recht der Wissenschaft und des Lebens auf der Seite seines Gegners Hase war, und Niemand hat ihm glauben wollen, daß gegen ihn „renommistisch und jesuitisch" gestritten worden sei.

Röhr hatte selbst für Hase's Berufung nach Jena gewirkt, weil er in ihm, der gegen den gehässigen Professor Hahn in Leipzig das Recht des Rationalismus vertheidigt hatte, einen willkommenen und werthvollen Bundesgenossen erhoffte. Freilich wurde diese Hoffnung bald zu nichte. 1832 hatte er seine „Grund- und Glaubenssätze" als Glaubensbekenntniß nicht bloß der Schule herausgegeben, sondern auch an die theologischen Fakultäten Deutschlands gesandt als Glaubensbekenntniß der protestantischen Kirche. In ihrer ursprünglichen Fassung zeigte sich ein christlicher Charakter dieser Satzungen nur durch die Hinweisung auf das Beispiel Jesu. Die spätere Auflage wurde in Folge der Recensionen specifisch christlicher gewendet.

Zu den Recensenten der ersten Auflage hatte auch Hase gehört,

der in der Leipziger Litteraturzeitung eine sehr sachliche und achtungsvolle Besprechung veröffentlichte, in der er vor Allem den Mangel des eigentlich christlichen Charakters rügte. Er bezweifelte dann von vorn herein, ob die damalige in Parteiungen tief zerspaltene Zeit überhaupt geeignet zu einer Eintrachtsformel sei; denn wenn die einst gewagte Behauptung, daß die Rationalisten aus der Kirche zu schließen seien, mit Recht für gehässig und unprotestantisch anzusehen sei: so wäre ein Unternehmen der Rationalisten, durch welches ihre Gegner ausgeschlossen würden, auch nicht besonders christlich. „Ueberhaupt aber dünkt uns, daß eine wahrhafte Bekenntnißschrift der Kirche nur aus einem großen religiösen Ereignisse, das die Herzen eines Volkes oder Zeitalters begeisterte und einte, hervorgehen könnte ... Da nun solche Ereignisse zu machen, nicht der Menschen, sondern Gottes Sache ist: so ist unser Votum, daß die alten Symbole für jetzt noch leichter ertragen, als abgeschafft oder ersetzt werden können." Wenn aber in rein wissenschaftlicher Verhandlung von Seiten der Theologie versucht würde darzuthun, wie etwa ein neues Symbol in der Gegenwart beschaffen sein müsse, so würden als Maßstab der Beurtheilung drei Grundsätze aufzustellen sein, nach denen ein Symbol zu bilden wäre: 1. Es ist darin positiv der wesentliche Charakter des Christenthums, und negativ der wesentliche Gegensatz wider den Katholizismus auf unmittelbar religiöse Weise auszusprechen, nicht aber eine reflektirende und schulmäßige Auffassung der Dogmen. 2. Es muß eben dadurch umfassend genug sein, um keine der verschiedenen Auffassungsweisen, welche jetzt in der protestantischen Kirche neben einander gelten, willkürlich auszuschließen. 3. Es muß sich möglichst treu an das historisch Ueberlieferte anschließen.

Röhr antwortete mit einer bitterbösen Recension gegen die zweite Auflage des Hutterus redivivus, in der er Hase den Vorwurf machte, nirgends die altkirchliche Orthodoxie, sondern schellingisch-hasische Philosophie in kirchlichen Formen in diesem Buche dargeboten zu haben, vor dem die Jugend darum nur zu warnen sei, was doch einem Betruge sehr ähnlich gewesen wäre. Hase sandte ihm nun darauf hin das erste Heft seiner „Streitschriften", in

dem er gegen Röhr wie auch gegen die Renaissance-Orthodoxie Hengstenberg's kämpfte, mit einem ehrerbietigen Begleitbrief, auf das doch nur ein zürnendes Absageschreiben folgte.

1836 gab Röhr ein eigenes Büchlein heraus „Anti-Hasiana", darin alle feindseligen Recensionen, welche seine Prediger-Bibliothek und die durch Wegscheider redigirte Hallische Litteraturzeitung gebracht hatte, versammelt waren. Darin wurde denn der Vorwurf wiederholt, der Hutterus sei nichts als eine bewußte, moralisch verwerfliche Täuschung, die Schrift vom Streite der Kirche sei eine Sache des wiedererweckten Jesuitismus, Hase's Streitschriften seien in einem unanständigen Tone der Anmaßung gehalten, er verfolge mit seinen Büchern gewisse persönliche Zwecke, weßhalb denn die Studierenden vermahnt wurden, sich vor dem Jenaischen Theologen als akademischen Lehrer zu hüten.

Hase antwortete darauf witzig und scharfsinnig, doch in der Form höchst sachlich, mit seiner Streitschrift „Anti-Röhr"; wie er schreibt trotz Lessing's großem Vorbilde, denn er wollte sich nicht mit Lessing vergleichen, noch weniger seinen Gegner mit Götzen, doch sei ihm der Titel wie von selbst aufgezwungen. Auch liege in einer Beziehung wirklich eine Vergleichung der beiden Streithändel nahe. In dem Götzischen Streit sei viel Persönliches und Leidenschaftliches eingemischt worden, doch sei es ein Streit zweier großer Principe gewesen: ein Kampf der neuen und der alten Zeit in der Theologie, die sich in dem Bibliothekare von Wolfenbüttel und in dem Hauptpastor von Hamburg persönlich trafen und maßen. Die beiden Männer waren einst gute Bekannte gewesen und zufällig wider einander gerathen; sie hätten ebenso gut jeder in Ruhe sitzen können, aber dieser Kampf mußte irgend einmal hervortreten, es waren Gedanken, es waren Geister, die in ihnen kämpften. — „Ich müßte mich gänzlich täuschen über das Antlitz meines Zeitalters, oder es ist abermals das Herandrängen einer neuen Entwickelung in der Theologie, ein Kampf des Geistes alter und neuer Zeit, der hier einen Professor in Jena und den Generalsuperintendenten von Weimar gegen einander geführt hat."

Die erste Antwort Röhr's erklang aus einem in Thüringen viel gelesenen politischen Tageblatt, der Dorfzeitung: Jena sei

empört über den alle edle Sitte vergessenden Streitschriftler; wenn die Studenten diesem Beispiel nachahmten, würden bald die alten Raufereien wiederkehren. Dann folgten offene Erklärungen von Röhr und Wegscheider: Hase sei zu grob, sie würden ihm gar nicht antworten. Doch machte sich rasch genug eine 2. Auflage des „Anti-Röhr" nöthig (1837), denn es handelte sich ja thatsächlich um den Kampf einer neuen Theologie mit der alten.

Hase bezeichnete treffend die Gründe, um derentwillen die dermalige Wissenschaft sich vom Rationalismus abgewandt habe: 1. das Erwachen religiöser Innigkeit, eines frommen Gefühlslebens im Volke, das nicht mehr Genüge finde an einer bloßen Verstandesreligion; 2. das Aufkommen eines strengen und liebevollen historischen Sinnes für die Zustände der Vergangenheit; und 3. die Unsicherheit dessen, was eigentlich als Vernunft gemeint sei, da es doch zumeist nicht die philosophische Vernunft, sondern der populäre Hausverstand sei.

Damit waren die drei grundsätzlichen Fehler des alten Rationalismus richtig erkannt. Vor Allem der Mangel an jedem geschichtlichen Sinn, an jedem Verständniß für die Vergangenheit, für die nothwendigen, allmählich und langsam fortschreitenden Entwickelungen der Vernunft. Hase hatte dabei besonders den dogmatischen Rationalismus im Sinne, für welchen die Vernunft eine zu allen Zeiten gleiche und von vorn herein fertige ist, der alles Unvernünftige d. h. Alles, was der Vernunft der aufgeklärten Subjekte aus dem 18. oder 19. Jahrhundert widerspricht, auf Betrug und Verdummungsstreben der Priester und Machthaber zurückführt; für den die alten Dogmen der Kirche nichts sind als sinnloser Aberglaube und die Dogmengeschichte nichts als eine Geschichte der menschlichen Narrheit, und der überhaupt so wenig Auge und Empfänglichkeit für das Besondere und Persönliche hat, daß er dieses als das Unwesentliche, als nur örtlich und zeitlich bedingt, abstreift, um das allgemein Vernünftige durch solche Vernichtung herauszufinden. Dem gegenüber stand Hase ganz auf dem Boden der damals sich anbahnenden modernen Bildung. Er wie kein Anderer hat mit feinstem Sinn und Geschmack und mit besonderer Vorliebe für alle kleinen Züge sich

dem Persönlichen und Eigenartigen in der Geschichte zugewandt, er wie kein Anderer hat die Kunst verstanden und ausgebildet, sich in die Vergangenheit und ihren Geist verständnißvoll und liebend zu vertiefen, aus ihm heraus zu reden und zu argumentiren, zur großen Verwunderung und Verwirrung der Rationalisten, die ihn für einen gefährlichen Orthodoxen hielten, in welchem ein naturphilosophischer Geist den Dogmatismus der alten Kirchenlehre befruchte, und sich selbst unähnlich mache, dabei den ungeübten Sinn leicht in einen für evangelische Ueberzeugung gefährlichen Schwindel versetze.

Nicht minder wahr ist Hase's anderer Vorwurf gewesen, daß der alte Rationalismus die Innigkeit des religiösen Lebens verflache, das Recht des Gefühls hintansetze und deßhalb bei dem neuen Erwachen des religiösen Sinnes im Volksleben von allen tieferen und ernsteren Gemüthern verlassen sei. Hase berief sich hier vor Allem auf Schleiermacher und auf den großen Fortschritt, der durch dessen Lehre vom „Gefühl" begründet worden, auf die Trockenheit der rationalistischen Predigten, auf die Verkehrtheit des Grundsatzes, daß man mit der geistlichen Redeweise nur durch den Verstand auf das Gefühl wirken könne, auf die Mißhandlung und Verstümmelung der alten Kirchenlieder durch die Rationalisten, auf ihren völligen Mangel an Geschmack und poetischem Sinn, auf ihren unverständigen Haß gegen die „Mystik", die als das ärgste Schimpfwort allen über sie Hinausgehenden entgegengeschleudert wurde. Dabei ist er sich klar bewußt, daß ein bloßer Gefühlsmensch auch etwas Einseitiges sei, aber Jedermann wisse doch, daß auf der höheren Stufe menschlicher Bildung Verstandes- und Gefühlsentwickelung neben einander Raum hätten, jedes in seinem Kreise.

Endlich auch der dritte Vorwurf, daß es den Rationalisten an jeder wissenschaftlichen Schärfe und Kraft gebreche, daß die von ihnen gepriesene und einzig angewendete Vernunft nichts sei als der nüchternste Verstand, war vollkommen berechtigt. Hase traf das Richtige, wenn er darauf aufmerksam machte, daß diese Vernunft von der Vernunft in höherem philosophischen Sinne gar nichts an sich habe, sondern nur der Niederschlag der Durchschnittsbildung sei, mehr

ein Ergebniß der Vergangenheit, als ein Fortschritt für die Zukunft, und nie im Stande, strenger Wissenschaft als Quelle und Richtschnur zu dienen. Er zeigte ferner schlagend, daß diese Vernunft einen wirklichen Beweis, eine gedankliche Entwickelung zu führen unfähig sei, daß sie nur in beständigem Orakeln, Behaupten und Aburtheilen bestehe und also auf den Dogmatismus, welchen sie bekämpfe, und auf die kleinlichste und gehässigste Verdammungssucht gegen alle höheren, von ihr unverstandenen Geisteserscheinungen zurückfalle. Dieses beliebte Berufen auf den bloßen Menschenverstand wolle in der Wissenschaft nicht mehr sagen, als das Berufen der Mystiker auf heiliges Gefühl und innere Erleuchtung. Bei beiden könne das Materielle, das Dogma, welches sie behaupten, wahr sein: aber wissenschaftlich sei durch solche Berufung die Wahrheit nicht dargethan.

Und bei alle Dem war Hase selbst ein Rationalist, wenn auch einer anderen und höheren Ordnung. Er bekennt selbst, daß er sich des geistigen Bandes mit diesem Rationalismus recht wohl bewußt sei. Auch habe er nicht den christlichen, sondern den wissenschaftlichen Gehalt dieser Schule angegriffen. Aus der Wissenschaft der Kirche müsse sie freilich verschwinden, aber als Geist und Princip, richtiger also als rationales Princip müsse der Rationalismus allezeit fortleben, wenn man das Recht so nennen wolle, über alle Satzungen einer historischen Religion frei zu urtheilen. Diese rationale Theologie werde bleiben, während ihre erste systematische Gestalt von einer höheren Bildung überschritten würde.

So ist es geschehen. Und daß es so kam, daß dieser alte Rationalismus thatsächlich seine Herrschaft aufgeben mußte und sich aus der Wissenschaft zurückzog, ist wesentlich ein Verdienst Hase's, über den ein theologischer Gegner, der Lutheraner Kahnis, sagte: „Es war Hase vergönnt, in dem Prozesse, welcher seit Anfang des Jahrhunderts gegen den Rationalismus geführt worden ist, das wissenschaftliche Endurtheil zu sprechen."

Hase persönlich wurde der Streit nicht leicht, obgleich er frohen Muthes war im Bewußtsein des Siegs und einer guten Sache. Auch wurde seine Stellung dadurch insofern auf lange

Zeit vereinsamt, als die nur liberale Partei ihn als Gegner ansah, der neu-orthodoxen aber und der halbgläubigen Mittelpartei er doch fremd blieb. Doch hat ihn das allgemeine Urtheil getröstet, daß er den Streit in ehrbar ritterlicher Weise geführt habe.

Als er von befreundeter Seite gebeten wurde, nach diesem siegreichen Waffengang den Streit um Röhr's willen womöglich ruhen zu lassen, hat er das, als ohnedem in seiner Absicht liegend, gern versprochen, wiefern seine Gegner ihn nicht durch neue Angriffe zur Vertheidigung nöthigen würden. Die haben es doch vorgezogen zu schweigen. Und mit Röhr selbst kam Hase schließlich noch wieder in ein höflich achtungsvolles persönliches Verhältniß, wenn er auch den alten Herrn nie wieder zu sehen bekam. Als auch der andere Hauptrationalist Wegscheider ihm die letzte Ausgabe seiner Dogmatik von 1844 mit achtungsvollem Gruße zuschickte, hat er auch diesen Gegner wegen seiner Versöhnlichkeit persönlich achten gelernt, und es that ihm von Herzen wohl, daß diese Schule des Rationalismus nicht in unversöhntem Grolle mit ihm aus der Welt gegangen ist.

Wie die Wogen sich gelegt hatten, auch die Hauptgegner eine Weile im Grabe ruhten, hat Hase 1854 das Schlußergebniß der langen Verhandlung ziehen können in dem Aufsatz vom „Untergang des Rationalismus". Er wiederholte: auf dem Boden der Wissenschaft sei der alte Rationalismus abgestorben. Aber jenseits des geistlichen Standes, alle auf der Universität Gebildeten, also die ganze Schar der Beamten, Advokaten, Aerzte und Philologen, dieser ganze einflußreiche Mittelstand nehme bis auf einen verschwindend kleinen, der pietistisch-orthodoxen Richtung zugefallenen Theil, nur in der Weise jenes Rationalismus an der Kirche Theil. Und es könne auch gar nicht anders sein nach dem ganzen Stande der weltlichen Wissenschaften und unserer klassischen Litteratur. Dem denkenden Geiste gebühre eben die letzte Entscheidung über dasjenige, was er aus irgend einer geschichtlich gewordenen Religion sich anzueignen vermöge. Und so sei der Rationalismus seinem innersten Wesen nach als mit dem freien Rechte des Einzelnen durch den Protestantismus nothwendig geworden und werde in

dieſem Sinne ſo lange beſtehen „bis wir Alle, vom heiligen Geiſte belehrt, nicht bloß Träume und Geſichte haben, ſondern die Wahrheit ſchauen wie ſie iſt".

2. Wider den orthodoxen Pietismus.

Als herrſchende Strömung in den kirchenleitenden Kreiſen wurde der Rationalismus durch eine neue Orthodoxie abgelöſt. Gegenüber der trockenen Verſtandesherrſchaft war zunächſt der Sinn für das Gegebene, Naturwüchſige, Gewordene mächtig erwacht. Der Geiſt der Romantik war eingezogen, die gewaltige Gegenbewegung des 19. Jahrhunderts gegen das 18. Und es kam ein romantiſcher Proteſtantismus auf, eine Frömmigkeit, anfangs nur die wieder aufgelebte religiöſe Innigkeit und Energie bei freiem Geiſteswirken, und das kirchliche Gemeingefühl auf dem Grunde altväterlicher Ueberlieferung, dann in theilweiſer Verzichtung auf den eigenen Gedanken. Schleiermacher hatte es weisſagend geſchrieben: „Der Boden hebt ſich ſchon unter unſeren Füßen, wo dieſe düſteren Larven auskriechen wollen, von enggeſchloſſenen Kreiſen, welche alle Forſchung außerhalb jener Umſchlingung eines alten Buchſtabens für ſataniſch erklären." Und Karl Auguſt klagte in ſeinen letzten Tagen beweglich gegen Wilhelm von Humboldt über den einreißenden Pietismus und den Zuſammenhang dieſer Schwärmerei mit politiſchen Tendenzen nach Abſolutismus und Niederſchlagen aller freien Geiſtesregungen: „Mit der poetiſchen Vorliebe zum Mittelalter haben ſie ſich eingeſchlichen." Und ſo geſchah, was die Väter und Großväter ſich wahrlich nicht hatten träumen laſſen: die Orthodoxie war in Deutſchland wieder eine Macht geworden. Sie beſetzte bald den größten Theil der höheren Kirchenſtellen, gelangte in mehreren Fakultäten raſch zur unbedingten Herrſchaft und ſchuf ſich einen Mittelpunkt in der Evangeliſchen Kirchenzeitung, die 1827 von dem Berliner Profeſſor Hengſtenberg gegründet wurde. Der hatte in ſeiner Jugend zu den demokratiſchen Altdeutſchen gehört und damals noch die Theſe vertheidigen können: „Wer Chriſtum im Alten Teſtament ſucht, treibt Allotria." Nach-

mals ist seine Entwickelung mit dem Zuge der Zeit nach rechts gegangen. Von Haus aus reformirt, wurde er eifrig unirt, dann streng lutherisch. Nach seiner Meinung war die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart die Versöhnung der Orthodoxie mit dem Pietismus, der Rechtgläubigkeit mit der Innigkeit des Glaubenslebens. Er war ein gelehrter Theologe, doch der streitlustige Parteimann in ihm so stark, daß selbst ein so maßvoller und angesehener Träger vermittelnder Theologie wie Julius Müller versicherte, ein ehrlicher Streit mit Hengstenberg sei gar nicht möglich, und es bleibe nichts übrig, als seine Angriffe als unehrenhaft einfach abzuweisen. Seine Zeitung war voller Untersuchungen, ob dieser oder jener Zeitgenosse ein Christ sei oder ein Heide. Sie nannte die Rationalisten mit Taufwasser begossene Heiden. Auch sonst fand sich in ihr viel Häßliches und manches Abgeschmackte, namentlich bei den Jahresrückblicken, die Hengstenberg liebte in alttestamentlichem und apokalyptischem Stile zu schreiben. So wird einem als möglich damals erwogenen Bunde mit Frankreich 1855 das „Gebot Gottes" entgegengehalten 5. Mos. 7, 2—4: „Und sollst dich mit ihnen nicht befreunden ... denn sie werden eure Söhne mir abfällig machen, daß sie andern Göttern dienen; so wird dann des Herrn Zorn ergrimmen über euch, und euch bald vertilgen." Dagegen müsse unsere Neigung Rußland gehören, weil seine Truppen mit dem Gloria in den Krimkrieg gezogen seien. Und besonders erbaulich erscheint es Hengstenberg, daß 5. Mose 28, 59 die zur Strafe für mancherlei Frevel angedrohte Krankheit, die der Herr macht, im Grundtext heiße choli ra. Dazu kamen viele alberne Beurtheilungen Goethe'scher und Schiller'scher Verse vom Standpunkt dessen aus, was Hengstenberg für Christenthum hielt, mit häßlichen Verdächtigungen ihrer Persönlichkeiten. Auch war es ein besonderes Kennzeichen dieser pietistischen Orthodoxie, daß sie politisch konservativ die Unmündigkeit des Unterthanenverstandes und das absolute Recht der Könige vertrat. Der heilige Geist, so hieß es, könne leichter das Herz eines Landesfürsten als die ganze Volksgemeinde regieren.

Gegen Hase hat Hengstenberg den Streit 1857 mit besonderer Heftigkeit geführt, als der in seiner Kirchengeschichte ein durchaus

ruhiges Bild der neu aufgekommenen Richtung geboten hatte. „Leider hat Dr. Hase sich erlaubt, in seiner Kirchengeschichte mit Berufung auf Quellen wie die Röhr'sche Prediger-Bibliothek und die Allgemeine Zeitung mit Phrasen und Lästerung die Evangelische Kirchenzeitung in einer unwahren Weise zu charakterisiren oder vielmehr zu verketzern, wobei er zugleich mit einer hier und da eingestreuten Anerkennung den Schein der Unparteilichkeit zu behaupten sucht." Hase hat doch mit gutem Recht und Gewissen auch in den folgenden Auflagen wesentlich dasselbe drucken lassen können. Ihm war es ein unendlich peinlicher Gedanke, diese ganze Art religiösen Lebens nur erkaufen zu sollen mit dem Verzicht auf die bisherige Bildung Deutschlands, und es ging ihm wider die Natur, zu sehen, wie das deutsche Volk diejenigen, in denen es bisher seine geistige Herrlichkeit geschaut, in denen es seine Einheit gefühlt hatte, nun als Heiden und Phrasenmacher in den Winkel werfen sollte, wie denn am Schillertage einer von den neuen Lutheranern in der Hofkirche zu Ludwigslust den Gefeierten geradezu einen Antichristen zu heißen gewagt hatte. Dazu diese Art des Politiktreibens, die es fertig brachte, das Volk mit Kindern zu vergleichen, die Eigenthum der fürstlichen Hausväter seien, mußte Hase's freiheitlichen Sinn empören; er nannte das politische Servilität.

In den späteren Auflagen der Kirchengeschichte hat Hase dem vorher Verfaßten und Stehengebliebenen noch zwei weitere kennzeichnende Merkmale hinzugefügt: die Gefährdung der Wissenschaft, dieses edlen Charisma der protestantischen Kirche Deutschlands, und die Hinneigung zum Katholizismus als eine Zurückwendung zu einer vergangenen Bildung, die dadurch als feststehende, unfehlbare angesehen wurde.

Schon früh hatte Hase sich in seinem ersten Hefte der „Streitschriften" gegen die Evangelische Kirchenzeitung wenden müssen, als sie 1830 sein „Leben Jesu" heftig angriff. Daß das Buch dieser Zeitschrift höchst mißfallen habe, verstehe sich von selbst — meint er darin —, und er hoffe, auch nie etwas zu schreiben, das ihr gefallen solle. Doch hielt er es für nöthig, an einem Beispiele zu zeigen, wie sich die Kirchenzeitung der Wissenschaft

gegenüber gebärde. Und so weist er nach, wie maßlos tendenziös mit Weglassungen aller Art der Inhalt seines Buches wiedergegeben und der Verdammung preisgegeben worden war, obgleich der Referent ausdrücklich bemerkt hatte, daß er die angeführten Stellen so entnommen habe, daß der Sinn dadurch nicht entstellt sei. Denn der Grundgedanke des Kritikers war nur der, zu beweisen, auf welchem wahrhaft bedauernswerthen Standpunkte christlicher Ungewißheit und Zerworfenheit Hase stehe. Dazu kam der Hauptvorwurf, daß Hase von diesem unseligen und vom Vernunfthochmuthe veranlaßten Standpunkte aus, die heilige Geschichte anders nicht als die profane anzusehen, das Heilige in den Staub gezogen habe, „denn Staub ist, was nicht göttlich ist, und er entgöttert unsere Christologie vom Anfang bis zum Ende; vielleicht nur ärger und gemeinschädlicher, je mehr sich sein Beginnen gelegentlich auch hinter einem Nimbus von Gefühl, Frömmigkeit und von Gerechtigkeit verhüllt".

In der That — erwidert Hase — kenne er, abgesehen von äußeren Formen, die jeder Wohldenkende dem erweisen werde, was Organ des religiösen Glaubens sei, keinen wesentlichen Unterschied in der Behandlung einer heiligen und profanen Geschichte. Es komme bei beiden nur darauf an, aus echten und ursprünglichen Denkmalen die Wahrheit zu erforschen. Das sei das Recht des Protestantismus und die Forderung der Wissenschaft. Alles Andere sei Vorurtheil. Der Muhammedaner und der Buddhist fordere Privilegien für seine heilige Geschichte mit demselben Rechte wie der Katholik. Es sei dasselbe Verlangen, wie wenn der Priester, abgesehen von den ehrerbietigen Formen, die seinem Stande gebühren, mit einem anderen sittlichen Maße gemessen sein wolle, als jeder andere Mann. Eine Unterscheidung von heiliger und profaner Geschichte für die wissenschaftliche Behandlung sei engherzig und nicht der Wirklichkeit entsprechend.

Gegen den erhobenen Vorwurf der Leichtfertigkeit und Aehnliches sich zu vertheidigen hatte Hase leichtes Spiel, und er hat es mit all der äußeren Eleganz seiner Schreibweise und der inneren Vornehmheit seiner Gesinnung bald gewonnen, obgleich ihm der unverständige Kritiker gerade seine Schreibart als taktlos vorgehalten

hatte, weil sie verriethe, wie ihm der demüthige, schlichte und einfache Sinn des echten Jüngers Jesu abgehe.

Noch oft ist Hase ein Gegenstand Hengstenberg'scher Verdammung geworden; „immer derselbe", rief der ihm höhnend zu, und ward nicht müde, vor dem flachliberalen Kirchenhistoriker und der ganzen Jenaischen Fakultät zu warnen. In mancherlei kleinen Aufsätzen hat sich Hase dagegen verwahrt. In einer Prorektoratsrede (der dritten 1855) hat er dann „die Entwickelung des Protestantismus" nach seiner Weise dargelegt, davon durchdrungen, daß es seine Pflicht sei, Zeugniß abzulegen für den Genius der Universität Jena. Danach sei dasjenige, was gern ein Abfall vom Dogma der Vorzeit und vom Bekenntniß der Kirche gescholten werde, vielmehr eine Entwickelung. Entwickelung eines religiösen Prinzipes aber sei diejenige Umgestaltung, welche schon in seinem Keime angelegt, durch innere Nothwendigkeit hervortretend, das wesentliche seines religiösen Inhalts bewahre. Daher jede Umgestaltung — aber auch nur sie — innerhalb der evangelischen Kirche für ihre Entwickelung zu halten sei, welche aus den Grundgedanken des Protestantismus hervorgegangen und sie festhaltend nicht aufhört, das Heil allein auf Christus zu gründen. Nur denen, die auf dem durch die Entwickelung der Vergangenheit anheimgefallenen Standpunkt verharren, erscheine die Fortbildung als Abfall. So sei einst Paulus als ein Abtrünniger gescholten und Luther als ein abgefallener Mönch geschmäht worden, da sie doch genöthigt waren, nach neuen Formen für das erstarrte Leben der religiösen Genossenschaft zu suchen. Und immer seien es innere Widersprüche der religiösen Idee gegen ihre bisherige Verwirklichung, welche ins Bewußtsein tretend zur Entwickelung trieben.

Von diesem wissenschaftlichen Standpunkt der Gegenwart aus bespricht Hase nun die einzelnen Kirchenlehren von der Autorität der Bibel, von der Rechtfertigung, von den Sakramenten, von Christus. Hiergegen erhöbe sich nun neuerdings eine Erneuerung der ersten, fast versunkenen Gestalt des Protestantismus. „Wir verkennen nicht, daß diese Reaktion der Orthodoxie mit dem religiösen Ernste zusammenhängt, der durch große Volksgeschicke er-

weckt gegen die Gleichgültigkeit und gegen den Unglauben ankämpft, diese Bastarde der Freiheit. Aber nach einem geschichtlichen Gesetze hat das Aeußerste des Unglaubens einen Ueberglauben hervorgerufen, der in Deutschland durch romantische Neigungen, endlich auch durch politische Absichten gefördert worden ist." Dagegen sei festzuhalten, daß in einem langen Entwickelungskampfe das deutsche Volk nicht über die Frömmigkeit, wohl aber über die Orthodoxie seiner Väter hinausgeschritten sei; und die Theologie bezeuge eben dadurch das Recht dieses Hinausschreitens, daß sie auch die einstmalige Nothwendigkeit und den Tiefsinn der ersten Gestaltung des Protestantismus zu würdigen verstehe. Sollte die Orthodoxie wirklich siegen, so wäre es doch nur eine Geistlichkeitskirche ohne Grundfesten in der Gemeinde, und sie würde über irgend eine subtile Bestimmung des Unbestimmbaren sich bald unter einander selbst anfallen, wie sie vordem gethan und es bereits wieder begonnen habe. Aber viel weniger sei dieser Sieg zu fürchten, als der furchtbare Gegenstoß des Widerwillens und Unglaubens, wenn der Volkswille sich wieder einmal Bahn brechen werde. Nur der freien Entwickelung gehöre die Zukunft. Gerade die Freiheit habe Jena im großen Geisteskampfe vor verbitterter Leidenschaftlichkeit bei edler Maßhaltung bewahrt. „Laßt uns gottergebenen Muthes, in edler Sitte, und friedliebender Anerkennung fremder Besonderheit, der wahren Freiheit würdig leben, die sich eine Freistätte gegründet hat auf dieser Universität; und der Allmächtige wolle gnädig wie bisher über ihr walten."

Diese Rede fand viel Anfeindungen. Und wie die Protestantische Kirchenzeitung gegründet worden war als ein Sammelplatz für die, welche der wissenschaftlichen und kirchlichen Reaktion widerstehen wollten, ist Hase damals um die Mitte der fünfziger Jahre eine kurze Zeit lang journalistisch ziemlich rege thätig gewesen. Gegenüber Hengstenberg, der nachrechnete, daß trotz aller erregten Artikel des D. Hase gegen die Orthodoxie und ihre Vertreter die auswärtigen Theologen Jena mehr und mehr mieden, und nur der Zwang die Hörsäle der dortigen Professoren vor völliger Verödung schütze, konnte Hase am Gegenexempel erhärten, daß thatsächlich die Jenaer Fakultät von mehr Ausländern

besucht sei als Berlin, die Hochburg neumodischer Glä
und daß die Zahl der Theologie Studierenden überhaupt
Thüringer Universität von Jahr zu Jahr zunehme. Un
Hengstenberg höhnisch spottete: es schiene, daß die sä
Herzogthümer dazu ausersehen seien, der bedrohteste T
evangelischen Landeskirchen Deutschlands, ein deutsches Gc
Heiden zu sein, so hatte Hase das Recht und die Lacher a
Seite, wenn er diese biblische Anspielung vielmehr gegen
liner Ketzerrichter selbst kehrte, denn gerade nach der citirten
stelle scheine es doch Jesus in dem bescheidenen Galiläc
noch besser gefallen zu haben, als in dem glaubensstolzen
schen Jerusalem.

Als nach der jenaischen Jubelfeier allerlei hämisch
losbrach und man sogar darüber sich erzürnte, daß die Fe
(von Schwarz) der Universität nicht „Buße und wiederum
gepredigt habe, hat Hase in seinem Spott eine treffende Gegen-
erklärung verfaßt, und das schöne Fest nach seinem Grundton
warm vertheidigt. Auch auf Schmähartikel persönlichster Art und
gemeinsten Inhalts hat Hase damals antworten müssen; er hat
es gethan in der Art Friedrich des Großen, daß er die Pasquille
tiefer hängen ließ, damit sie Jedermann lesen könne, und hat bei
der Erwiderung streng vermieden, gleich schmähsüchtig oder per-
sönlich zu werden. Im letzten Grunde hat er den Untergang
dieser neuen Orthodoxie und das Ende ihres kirchenpolitischen Ein-
flusses doch für nicht allzufern entgegengesehen und darüber das
Endurtheil gefällt: „Es wird dann eine wirklich kleine, nicht
mächtige, aber reinere Partei werden, und wenn sie allmählich
in die Einsamkeit versinkt, wird es gelten, das Wahre und Gute,
was doch auch in ihr ist, der großen Kirche zu bewahren."

3. Wider den Tübinger Liberalismus.

D. Ferdinand Christian Baur, ein Theologe von gründlich
historischer Gelehrsamkeit, großem Wissensreichthum und spekula-
tivem Scharfsinne, hatte zum ersten Male die bei der Dogmen-

hichte gebräuchliche Forschungsweise auch auf die neutestament-
e Kritik ausgedehnt und so die biblischen Schriften mit in den
:om der Geschichte hineingezogen, um hinter das Geheimniß
:r Entstehung zu kommen. Damit war eine neue Gestalt der
:stlichen Litteraturgeschichte des 1. und 2. Jahrhunderts ent-
nden. In ihrer ersten vollen Schärfe lauteten die Ergebnisse
ıer Untersuchungen (nach Hase's Darstellung in der Kirchen-
chichte) so: Das ursprüngliche Christenthum war Judenthum,
r daß sein Messias als bereits gekommen geglaubt wurde. Jesus,
:ser Messias, sei eine nebelhafte Gestalt, von der nur sicher die
füllung des Gesetzes sei, die er forderte und eine Sündenver-
bung, die er für die Verfehlung verkündete. Dieses Christen-
um sei daher nichts Anderes gewesen als Ebionismus. Erst
ırch Paulus sei das Christenthum als die sittlich freie Religion
r Menschheit entstanden. Aber Paulus war nicht siegreich gegen
... alten Apostel, mit denen er in unversöhnter Feindschaft blieb.
Nach seinem Tode ist die von ihm ausgehende Richtung ganz
unterdrückt, erst allmählich im 2. Jahrhundert wieder empor-
gekommen, in langem zweifelhaften Kampfe. Die ganze Litteratur
des Neuen Testaments sind Urkunden dieses Kampfes und Aus-
gleichungsversuche. Von jener sind echt nur die vier großen paulini-
schen Briefe an die Galater, Römer und Korinther, die Offen-
barung wenigstens noch ein Denkmal des Urchristenthums, wohl
von der Hand des Apostel Johannes. Unser Matthäusevangelium
die Ueberarbeitung eines judenchristlichen Evangeliums in paulini-
schem Sinne gegen Ende des ersten Jahrhunderts; das nach Lucas
genannte in den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts in pau-
linischem doch ausgleichendem Sinne geschrieben, ebenso die
Apostelgeschichte, in welcher der Führer des Judenchristenthums
paulinisch dargestellt werde und Paulus voll ungeschichtlicher Zu-
geständnisse an den Ebionismus. Marcus sei nur ein Auszug
aus Matthäus und Lucas. Die andern neutestamentlichen Schrif-
ten verfaßt in dem vermittelnden Sinne des 2. Jahrhunderts.
Endlich nach der Mitte dieses Jahrhunderts sei eine Dichtung
erschienen, welche zur Ausgleichung aller Gegensätze den Logos-
Christus erschuf als Weltherrscher, ein Evangelium als im Namen

des Lieblingsjüngers Johannes geschrieben, unter dem die ebionitische und paulinische Partei sich einte zur katholischen Kirche.

Hiermit war die ganze hergebrachte Geschichte des Urchristenthums umgekehrt. Paulus erschien als der wahre Gründer des Christenthums, die Apostel Jesu als seine bitteren Gegner.

In seinem großen dogmengeschichtlichen Werk ist Baur darin Hegel gefolgt, daß er von den Personen als den Trägern der Geschichte fast ganz absah, und die Geschichte des Dogma als nothwendige Fortbewegung der nach ihrem daneben logischen Gesetz sich selbst treibenden Idee betrachtete. Damit war dann naturgemäß die persönliche Freiheit geleugnet.

Manche Rede aus dieser bedeutsamen Schule war gegen Hase gerichtet gewesen. Um sich mit ihr aus einander zu setzen veröffentlichte er 1855 „Die Tübinger Schule. Sendschreiben an Herrn D. Ferd. Chr. von Baur," in der er nicht in der unfehlbar sich dünkenden fanatischen Weise, mit der damals gegen die Tübinger Gelehrten gekämpft wurde, sondern mit der Aufrichtigkeit stritt, wie sie Männern, welche ihr Leben der Erforschung der Wahrheit geweiht haben, natürlich sei, um eine Verständigung zu suchen.

Der erste Abschnitt behandelte die johanneische Frage. Hier hatte Hase sich bisher in seinem Leben Jesu nicht entschließen können, die apostolische Augenzeugenschaft aufzugeben, und war darüber von Baur angegriffen worden als in einem unklaren Standpunkt befangen geblieben, dazu in schwebender und schwankender Darstellung. Hase verwahrt sich hiergegen und behauptet nach wie vor die Augenzeugenschaft, giebt aber zu, daß die Erinnerung des Johannes an Aeußerlichkeiten, die er nur einleitungsweise erwähne, nicht treuer sei als Goethe's Erinnerung in Wahrheit und Dichtung an seine Jugend war; daß seine Darstellung, die eine Absicht nicht nur verrathe, sondern mit großartiger Offenheit ausspreche, allerdings der Erforschung des objektiven Thatbestandes zuweilen weniger günstig erscheine, als die naive, unwillkürlich entstandene Ueberlieferung, aus der die drei andern Evangelien schöpfen; endlich, daß seine Logoslehre ihn zu Voraussetzungen veranlasse oder zu Annahmen geneigt mache, die

dem noch erkennbaren Thatbestande widersprechen. In den Irrthümern des vierten Evangeliums liege aber kein Zeugniß gegen den Augenzeugen. Wer unter dem Kreuze gestanden und danach den Jubel der Auferstehung erlebt habe, dem mochte Christus sich leicht ausschließlich als der Gekreuzigte und Auferstandene darstellen, wie das bei Johannes der Fall sei. Zudem müsse ein großer Apostel nicht auch ein großer Geschichtschreiber sein. Johannes habe sein Evangelium lange nach Jesu Tode geschrieben, ihm sei der Gedanke an den geliebten Meister im Laufe der Jahrzehnte zusammengeflossen mit der hellenistischen Logoslehre, aber sein Dogma habe ihn nicht um den Hauch frischen menschlichen Lebens gebracht, durch den goldenen Panzer des Logos fühle man in hundert kleinen anschaulich erzählten Zügen den Pulsschlag des menschlichsten Herzens, an dem er gelegen hatte; ein fremdes Himmelswesen ist an die Stelle des geliebten Menschen getreten, während die persönlichste Erinnerung dasselbe immer wieder mit der lebendigsten geschichtlichen Wahrheit durchdringt.

Gegen das üblich gewordene Urtheil, der Apostel Johannes habe entweder nicht die Offenbarung oder nicht das Evangelium verfaßt, macht Hase geltend, daß Johannes sich sehr wohl von einem noch judenchristlichen Standpunkt zu einer größeren Auffassung der Person und des Werkes Jesu und zu einer fortgeschritteneren religiösen Meinung habe im Lauf einer langen Zeit entwickeln können.

Im zweiten Theil bespricht Hase Ebionismus und Paulinismus. Er erkannte zunächst freudig an, daß die Tübinger Schule der Evangelienkritik eine mächtige Anregung gegeben und Vielen die Augen erst aufgethan habe über den langen schweren Entwickelungskampf, welchen die apostolische Kirche zwischen Judenthum und Paulinismus zu durchleben hatte. Wenn aber diese Schule das paulinische Christenthum auch in den heidenchristlichen Gemeinden lange als gefährdet, wo nicht unterdrückt beschreibe, den Kampf unentschieden bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts fortwogen und die ganze kirchliche Litteratur bis dahin aus Streit- und Vermittelungsschriften erwachsen, endlich fast alle historischen Erinnerungen der Kirche durch die Parteistellung in diesem Kampfe

bedingt und gefärbt sein lasse: so käme es ihm vor, als wenn der an sich berechtigte und bedeutende Gedanke, wie es zu geschehen pflege, seinen Urheber weit über das gerechte Maß fortgerissen habe. Die Entwickelung, welche Paulus dem Christenthum gegeben habe, sei nicht etwas Selbstschöpferisches gewesen, sondern war im Wesen desselben von vorn herein enthalten, nur eine Vollziehung des Princips und letzten Willens Jesu. Allerdings sei der Paulinismus in seinen schärfsten Spitzen, Rechtfertigung durch den Glauben allein und unbedingte Prädestination, in der altchristlichen Kirche nie zur vollen Herrschaft gelangt, sondern zu dem leichter gefaßten Glauben gesellte sich die fromme Werkthätigkeit, in ihrem tiefen Grunde die Liebe. Allein das war die doch auch dem Heidenapostel nicht fremde Lehre des Herrn. Wir verstehen demnach unter dem Paulinismus im üblichen weiteren Sinne nur das von den Banden des jüdischen Gesetzes gelöste Christenthum, dem jenes nur als ein Pädagog und Prophet auf Christus galt. Und diesen Sieg seiner Sache hat Paulus zweifellos selbst noch erlebt.

Das dritte Kapitel ist überschrieben: Die Perioden der Kirchengeschichte. Baur, der Schüler Hegel's, hatte an Hase's Buch getadelt, daß die Ideen, welche die Geschichte beherrschen, nicht bewußt und bestimmt genug hervorträten gegen das Stoffliche; es fehle ihm nicht an leitenden Gedanken und Reflexionen, aber das Thatsächliche, Specielle, Konkrete dränge sich zu rasch dem allgemeinen Gesichtspunkte vor, von welchem aus es erst richtig verstanden werden könne; die Momente der allgemeinen Betrachtung würden meistens nur in kurzen aphoristischen Sätzen, statt in einer zusammenhängenden und motivirten Entwickelung gegeben. Hase räumt das vollständig ein, findet sich aber, wie er sagt, hier gänzlich im Zustande der Verhärtung, so daß er nichts zu ändern habe. Denn die Geschichte ohne den Gedanken wäre freilich eine chaotische Masse, aber warum sollte der allgemeine Gedanke, dieses Resultat des Denkgesetzes einerseits, eine Abstraktion aus den Thatsachen andererseits, sich breit machen in der Geschichtschreibung, welche das Allgemeine im Besondern, das Abstrakte im Konkreten darzustellen hat, wie es in der Wirklich-

keit gewesen ist. „Ist es mir also gelungen, den allgemeinen Gesichtspunkten rasch das Thatsächliche, Specielle, Konkrete auf den Leib rücken zu lassen, ja wohl Beides in Eins zu fassen, wie Leib und Seele, so habe ich davon nur meine Idee der Geschichtschreibung ausgeführt." Und da sich die Spitze des Baur'schen Tadels gegen Hase's Periodisirung der Kirchengeschichte richtete, vertheidigt dieser die von ihm beliebte Eintheilung als durchaus willkürlich, aber praktisch so gewählt, weil die Kirche eben nicht ein bloßer Begriff sei, der sich fortbewege, sondern im Verhältnisse zur Welt stehe als der Gesammtheit alles natürlichen Lebens, das sie nicht vernichten, sondern in dasselbe eingehend es zum Gottesreiche umbilden soll, das auch ein Weltreich sei.

Baur antwortete in ehrbarer Weise, da denn dieser ganze Streit für ein Muster gelten kann, wie theologische Streitigkeiten geführt werden sollten. Beide haben einander nicht überzeugt, aber es war eine klare Gegenüberstellung der Entscheidungsgründe in edler Form gegenseitiger Anerkennung des Suchens nach der Wahrheit, und ist an keinem vergeblich vorübergegangen. Weiter geführt wurde der Streit zunächst von beiden Seiten nicht. Schließlich hat die Zeit eine wechselseitige Annäherung erreicht. Denn in der Johanneischen Frage ist Hase später doch noch den Ergebnissen der Tübinger Schule nahe gekommen. Er hat sich mit schwerem Herzen vom Glauben an die volle Johanneische Echtheit losgerissen, nachdem er lange Jahre wider den Stachel der Gegenreden gelökt hatte. Es ist etwas Großes um dieses Fortlernen noch in späten Jahren und um die Anerkennung früheren Irrthums, wie sie in dem Bekenntniß sich ausspricht: „Ich legte mir einmal die Frage vor: möchtest du dein ewiges Seelenheil darauf wetten, daß Johannes das Evangelium geschrieben hat? Zwar ist solche Wette eine unvernünftige, frevelhafte Zumuthung, die eigentlich nur der Teufel anbieten könnte: doch konnte ich in meinem Zurückweichen mich des Bewußtseins nicht entschlagen, daß die äußeren Zeugnisse nicht hinreichend feststehen, die inneren Zeugnisse in ihrer Anerkennung immer etwas von Stimmungen und Neigungen abhängen." So hat er nachmals das Johannesevangelium betrachtet und angeführt als das aus

der Ueberlieferung des Johannes hervorgegangene und in ſeinem Geiſte redigirte Evangelium.

Andererſeits hat die Tübinger Schule ſelbſt, wenn nicht in ihrem Meiſter und ſeinen erſten Schülern, ſo doch in dem zweiten Geſchlecht vielfach den milderen vermittelnden Standpunkt Haſe's angenommen und die ſcharfen Einſeitigkeiten ihres erſten Auftretens aufgegeben; ſo daß hier die allgemeine wiſſenſchaftliche Auffaſſung der ſchon anfangs von Haſe feſtgehaltenen ſehr nahe kam.

Haſe hat bei der Streitſchrift gegen die Tübinger Schule die Ueberzeugung gehabt, er erfülle damit ſeine Beſtimmung, mitten im Kampf für die Befreiung der Geiſter ihr Uebermaß zu bekämpfen. Gegen dieſes Uebermaß hat er ſich noch öfters zu wenden gehabt, freilich nicht mehr gegen das wiſſenſchaftliche der Tübinger Schule, ſondern gegen das parteimäßige des theologiſchen und kirchlichen Liberalismus, aus deſſen Kreiſen der Kriegsruf auf Tod und Leben gegen die Orthodoxie etwas voreilig und überlaut erſcholl. So in mehreren kleineren Arbeiten für die Proteſtantiſche Kirchenzeitung; dann in dem Aufſatz „Das gute Recht des Supranaturalismus", eine Vertheidigung des religiöſen Supranaturalismus gegen gar zu ſtarkes Betonen des Natürlichen. Er kann als Vorſtudie gelten für die vierte Prorektoratsrede vom 1. Auguſt 1863 über „Das Hiſtoriſche und Uebernatürliche in der Religion". Den großen Gegenſatz zwiſchen dem Rationalismus, den er immer beſtritten, und dem rationalen Princip der Theologie, zu dem er ſich allezeit bekannt hatte, beſchränkt er hier auf die Nothwendigkeit eines geſchichtlich Poſitiven und auf die naturgemäße Geltung eines Uebernatürlichen. Der Aufſatz „Unſere Stellung zur Orthodoxie" vertheidigt das Streben, den Glauben auf dem Grunde der heiligen Schrift zu erbauen und in die Form des kirchlichen Lehrbegriffs zu faſſen, gegen die übertriebenen und ungerechten Angriffe von liberaler Seite. Es finde doch zwiſchen jenen Orthodoxen und ihm mannigfache Anerkennung ſtatt, und er ſehe nicht ein, warum ſie nicht ſtattfinden ſollte. Denn worauf es doch allein ankomme: ein redliches auf Chriſtus gegründetes Wirken für ein ſittlich-religiöſes Reich, beſtehe auf

beiden Seiten. Auch die Nicht-Orthodoxen würden gut thun die Autorität Christi zu predigen, und das göttliche Gesetz müsse so lange mit äußerlicher Autorität an die Massen herantreten, bis es in freier Zustimmung als ein innerliches erkannt und befolgt werde. Die dermalige Orthodoxie wolle allerdings restauriren, was da vergangen sei, aber auch der Standpunkt der modernen Theologie ruhe in der Vergangenheit, die Kirche sei nicht von heute. „Wenn ich bedenke, welche Fülle christlichen Lebens jene Orthodoxie einst in sich getragen hat, in den Zeiten der Kirchenväter wie der Väter unserer Kirche, wie selbst der starrste Autoritätsglaube des Mittelalters Werke hervorgebracht hat, deren tiefen religiösen Gehalt wir mit Ehrfurcht betrachten: so drängt sich vielmehr das frohe Gefühl mir auf: anch' io sono pittore, auch ich bin ein Christ! und ich sehe nicht ein, warum nicht jetzt noch, wenn auch der gegenwärtigen Bildung entfremdet, doch eine wahrhaft christliche Frömmigkeit sich in derselben Form darstellen könnte, in der einst Augustin's und Luther's und Erwin's von Steinbach Christenthum sich ausgeprägt hat." Er könne daher nicht, wie liberalerseits gesagt worden war, die Orthodoxie für ein „giftiges Unkraut im Garten der evangelischen Kirche" halten, das mit der Wurzel ausgerottet werden müßte; eher komme sie ihm vor wie ein Palmbaum, der einst lebensfrisch im Garten Gottes stand, und nun ein alter verwitterter Stamm sei, der durch eine künstliche Bewässerung verspätete Schößlinge treibe von Schling- und Schmarotzerpflanzen umwuchert; aber solch ein uralter Baum, der unsern Vätern Schatten und Früchte spendete, habe doch auch etwas Rührendes und Ehrwürdiges. Zudem habe die moderne Richtung im Marthadienste der Missionssache gegen die pietistische und methodistische Richtung noch viel nachzuholen. Darum mit demselben Ernste, wie dem Veralteten in der Orthodoxie, so allem Antichristlichen in der Heterodoxie entgegenzutreten sei.

4. Wider den römischen Katholizismus.

Hase's letzte und bedeutendste Streitschrift war das „Handbuch der Protestantischen Polemik gegen die römisch katholische Kirche". Er selbst hat es ein Lieblingswerk genannt, die protestantische Theologie zählt es mit Stolz zu ihren klassischen Werken. Er war zu den andern Händeln gereizt und gelockt. Ungereizt hat er sich in den letzten Streit wider den mächtigsten Gegner geworfen, im Bewußtsein einer inneren Berufung dazu durch lange aufmerksame Betrachtung des Katholizismus in seiner Gegenwart wie in seiner Vergangenheit.

Der Gedanke, mit jener historischen Gerechtigkeit, welche die verschiedenen, ja entgegengesetzten Seiten einer Sache anerkennt, die römisch katholische Kirche zu beurteilen hat ihn von Jugend auf begleitet. Ihm verdanken wir jenen romantischen Jugendroman „Die Proselyten", die, wie wir oben sahen, nach seinem eigenen Geständniß die Grundlagen seiner Polemik enthalten. Hat man es letzterer mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß sie den Katholizismus in einseitiger Vorliebe mehr beschriebe als bestritte, so kann eben dieser Vorwurf mit Recht gegen das Jugendwerk erhoben werden. Denn in diesen Briefen sind die Ausführungen des katholischen Bruders viel gewichtiger, überzeugender und sittlich ernster, als die des protestantischen, der es immer nicht lassen kann, seine romantischen Liebesangelegenheiten einzumischen, was man in diesem Zusammenhang gern missen würde. So bleibt es ganz unbegreiflich, wie der Katholik, nachdem er in dem ausführlichen und wirklich schönen fünften Briefe das Recht der katholischen Kirche glänzend vertreten hat, nun plötzlich protestantisch wird. Aber recht begreiflich war es, daß damals ein katholisches Journal einen besonderen Abdruck der katholischen Briefe als eine glänzende Apologie der katholischen Kirche veranstaltete.

Als Hase zum ersten Mal in den Irr- und Zaubergärten des Papstthums wandelte, hat ihn der alte Gedanke naturgemäß doppelt lebhaft bewegt, und so schrieb er von Rom aus an die künftige Geliebte: „Es sengt und brennt mir etwas auf dem Haupte, näm-

lich die Darstellung des römischen Katholizismus in einem großen Romane, wenn wir doch keinen anderen Namen als diesen haben für die Darstellung einer Idee in einem individuellen und erdichteten Leben. Ich könnte freilich nicht den Katholizismus zur Erbauung meiner Landsleute beschreiben, wie man ihn zu beschreiben pflegt in einer Reformationspredigt, sondern ich würde ihn auffassen in seiner vollen Wirklichkeit, als die Grundfeste des Mittelalters, aus der die Tage wie die Nächte dieses Zeitalters hervorgingen, Segen und Fluch über die Völker, wie er Throne aufrichtet und umstürzt, Völker zur geistigen Freiheit erhebt und wiederum in Knechtschaft begräbt, wie er hohen Menschen ihre höchste Bestimmung erfüllt und Andere um die Freude und Bedeutung ihres Lebens betrügt. Wie nun möglich sei, dieses Alles im anschaulichen Bilde eines einzelnen Lebens darzustellen, darüber liegt es in meinem Kopfe noch ziemlich kraus unter einander, ein Gewimmel von Gestalten umdrängt mich, Selige und Verdammte, wie in Michelangelo's Weltgericht."

Dieser Roman ist nicht geschrieben worden. Das Arbeitsleben des Jenaischen Professors und die Freuden und Sorgen des jungen Hausstandes drängten den Lieblingsgedanken eine Weile zurück. Doch schon in der Neujahrserwägung von 1846, was in diesem Jahre zu thun sei, war zu lesen: „Was ich möchte, ist eine freie gerechte Polemik gegen die katholische Kirche im großen Stil. Der todte Löwe ist sie noch nicht, und ich könnte diese Polemik vielleicht mit besonderer Gerechtigkeit durchführen." Noch immer unterblieb das Vorhaben, aber es erwachte mächtig bei den Romfahrten, die er bald darauf begann. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1854 gedenkt das Tagebuch einiger Nebenarbeiten und fährt fort: „Ist das geschehen, so ist mir in Rom der Gedanke eines polemischen Handbuches gegen die katholische Kirche so lebendig geworden, daß ich wohl meine beste Kraft darauf verwenden möchte."

Dennoch verliefen wieder mehrere Jahre unbenützt. Endlich hieß es im Tagebuch am Geburtstag 1859: „Dann habe ich noch Zweierlei auf dem Herzen: das Handbuch der Polemik und „Meine Jugend". Das erste wohl im nächsten Frühling anzufangen und

geliebt's Gott in Rom zu vollenden." — Doch begann die eigentliche Arbeit erst im Februar 1861. Das theologische Seminar hat munter daran geholfen, indem Hase die jungen Leute über dieselben Gegenstände, vor denen er gerade stand, Vorträge halten ließ. Er war bei der Arbeit so eifrig, daß er jede größere Herbstreise aufgab und sich nur nach Ilmenau setzte eben mit der Polemik. Als die Wintervorlesungen begannen, und das Werk einen Winterschlaf halten mußte, war er damit über den Berg, beide Haupttheile fertig. Die am 8. März 1862 begonnene fünfte Römerfahrt wurde dies Mal in der bestimmten Absicht unternommen, einige Unbestimmtheiten der Polemik dort festzustellen, und mit dem Wunsche in Rom den dritten Theil „die Beisachen" zu schreiben, die Hase so schwierig vorkamen, daß er einen Augenblick zweifelhaft war, ob er das überhaupt zu Stande bringen würde. Nun, der genius loci der ewigen Stadt hat wacker geholfen! In den Frühstunden ging die Arbeit munter vorwärts, Tags über ging Hase im Vatikan ein und aus; am 3. Mai war das letzte Kapitel geschrieben. Rom, im Mai 1862 ward die Vorrede datirt. In dieser heißt es: „Dieses Buch hätte wohl auch wie Möhler's geistesmächtiger Angriff auf die protestantische Kirche eine Symbolik genannt werden können: ich habe es mit dem rechten, obwohl etwas verrufenen Namen genannt, da es, ein Einfall in Feindes Land, die katholische Lehre und Sitte ausführlich darstellt, das protestantische Wesen nur wiefern es den Gegensatz dazu bildet. Dennoch ist es gemeint als ein Buch zum Frieden, zu dem kirchlichen Frieden, dessen unser Vaterland so sehr bedarf. In der offenen Polemik, im ehrlichen angesagten Kriege liegt auch eine Irenik, nämlich als das eine Ziel die Klarheit darüber, wie weit man sich anerkennen und einander aufrichtig nähern dürfe. Nicht als wäre irgendwo an eine Aussöhnung des Gegensatzes der Kirchen gedacht, ich sehe diese in keiner irdischen Ferne. Nur würde ich auch eine Gegenschrift oder einige heftige Kritiken, welche dieses Buch vielleicht hervorruft, nicht für eine besondere Mehrung des Zwiespalts ansehn. Aber ich hoffe durch die Macht der Wahrheit das Siegesgefühl zu dämpfen und den Uebermuth etwas zu beugen, den ohngefähr seit Möhler's Sym-

bolik, durch allgemeine Zeitverhältniſſe begünſtigt, die katholiſche Litteratur erfüllt, und ihre Kirche, in der Meinung noch einmal die Alleinherrſchaft zu gewinnen, zu dem aggreſſiven Verfahren gereizt hat, das dem friedlichen Beiſammenleben ein Ende machte, wie es das vorige Jahrhundert mit ſeiner ſtarken und ſeiner ſchwachen Seite den meiſten deutſchen Landen überbracht hatte. — Für die Menſchen iſt die Laſt der Freiheit im Reiche des Geiſtes ſchwerer zu tragen, als die Laſt der Unfreiheit, denn viel bequemer iſt fertiggemachte Meinungen aus der Hand des Prieſters und einer geheiligten Tradition unabänderlich zu empfangen, als im Heiligthum des eigenen Gewiſſens ſie unter Sorgen und Kämpfen zu erwerben. Aber geht derzeit ein katholiſcher Zug durch manche Winkel der proteſtantiſchen Kirche, ſo auch eine proteſtantiſche Neigung durch ganze Völker. — Ich habe viel unter Katholiken gelebt, habe gute fromme Menſchen unter ihnen gefunden, und von den höchſten Würdenträgern der Kirche bis zum vereinſamten Landpfarrer manches Wohlwollende von ihnen erfahren. Mein liebſter Jugendfreund (Ferdinand Herbſt) iſt zu dieſer Kirche übergetreten und hat auch da eine würdige Beſtimmung gefunden, jetzt hochverdient um Schulen und Wohlthätigkeitsanſtalten, Pfarrer der ſchönſten gothiſchen Kirche, welche König Ludwig erbaut hat. Es iſt mir ein tiefes Leid geweſen dieſer Uebertritt, und doch haben wir es vermocht, über den Abgrund hin, der ſich dadurch zwiſchen uns aufthat, ſo oft ſich's fügte, einander die Hände zu reichen und zu drücken. — Ein alter Hiſtoriker wird ohnedem die Kirche des Papſtes in ihrer geſchichtlichen Bedeutung nicht gering achten, und erſcheint ſie mir mehr der Vergangenheit anheimgefallen, ſo verkenne ich doch nicht, daß ſie auch jetzt noch für gewiſſe Nationalitäten wie Individualitäten ein Bedürfniß ſei, und daß der Gegenſatz beider Kirchen, wie viel Schmerzliches er auch gebracht hat, zumal über das Vaterland, über manches Herz und Haus, doch für beide Kirchen auch zum Segen geweſen iſt. Noch immer haben ſie Beide gar manches von einander zu lernen und ſich vor Manchem durch einander zu bewahren. — Dieſes Handbuch iſt kein Volksbuch, hat es aber darauf abgeſehen, allen auch nur im gewöhnlichen Sinne Gebildeten, die den Ernſt einer ſolchen

Untersuchung nicht scheuen, verständlich zu werden. Daher war Manches etwas breiter aus einander zu setzen, als unter Fachgenossen nöthig wäre, und so einmal von der strengen Schulform losgesprochen ist das Ich persönlicher Anschauungen, kleiner Erlebnisse und momentaner Interessen mehr hervorgetreten, als in wissenschaftlichen Verhandlungen üblich ist. — Ich verstehe nicht zu weissagen, ob die Weltgeschichte nach einer Peterskirche mit ihrer Gesetzlichkeit und weltlichen Herrschaft, nach einer Paulskirche mit ihrer Innerlichkeit und dialektischen Geistigkeit, noch die Liebeseinheit einer Johanniskirche erleben wird, wie Rom sie äußerlich besitzt in seinen drei großen Basiliken, aber ich hege die frohe Zuversicht, daß dieses streitbare Handbuch zur rechten Zeit in Vergessenheit kommen wird, wenn wieder ein Friedensbogen, und nicht aus den Nebeln der Gleichgültigkeit gewebt, über die beiden Kirchen sich wölbt, in die nun einmal durch eine göttliche Schickung unser Volk vertheilt ist, und es dennoch sich fühlt als ein einig Volk von Brüdern unter dem Paniere des Kreuzes im gerechten Gottesfrieden."

Im Oktober 1862 ist die Polemik ausgegangen in die Welt, wie der Verfasser sagte „ein Schwesterchen der Kirchengeschichte, nämlich der meinen, und minder mühselig erzeugt". Der Erfolg des Buches war groß. Hase fand durch das Rundgespräch in den protestantischen und in den nicht kirchlichen Zeitschriften über das Werk sein Vertrauen gerechtfertigt, daß es ein allgemein protestantisches Bewußtsein oder doch Gemeingefühl gebe, das sich noch immer dem Katholizismus mit vereinten Kräften entgegenstellt. Man erkannte allgemein an, daß er dieses Buch nicht aus eigener Macht geschrieben, sondern gemeinsame Gedanken des Protestantismus in die Schlachtordnung geführt, und insofern im Namen der protestantischen Kirche geschrieben habe. Nur ganz streng lutherische Kreise haben geurtheilt, daß das Buch wissenschaftliche Achtung nicht verdiene.

Je sicherer es feststeht, daß Billigkeit des Urtheils und Bereitwilligkeit, das Gute und Christliche in der katholischen Kirche wo irgend möglich anzuerkennen, hervorragende Eigenschaften dieser Polemik sind, um so mehr muß man sich wundern, daß ein solches

Buch in eben dieser Kirche so grobe und böswillige Antworten hervorrufen konnte, wie sie darauf erfolgt sind. Diese Schmähschriften legen alle für die katholische Sache kein günstiges Zeugniß ab, und erinnern Einen nur zu leicht an das Wort: wer schimpft hat Unrecht. Zwar die eigentlich regierenden Herren in Rom waren zu klug und zu gebildet, um im persönlichen Verkehr es Hase merken zu lassen, daß sie seine Polemik etwa mißfällig aufgenommen hätten. Aber anders die heimische Priesterschaft. Der Bischof Martin von Paderborn erließ ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands — nach der katholischen Meinung, daß er auch ihr Oberhirt in seinem Sprengel sei, — das vornehmlich zur Widerlegung der Polemik bestimmt war. Darin heißt es: „Freilich Aergeres läßt sich wohl gegen die katholische Kirche nichts sagen, als in diesem Buche gesagt wird. Was muß Der von uns denken, der nach solchen scheußlichen Zerrbildern unserer Lehre diese beurtheilt?"

Schon nach zwei Jahren machte sich eine neue Auflage des Buches nöthig. Im Wesentlichen blieb es unverändert, doch wurde manches Thatsächliche nachgetragen, das seitdem geschehen oder doch erst bemerkt worden war. In der neuen Vorrede, vom 31. Oktober 1864 datirt, setzt Hase sich mit dem Bischof aus einander und wiederholt: diese Polemik enthalte ein Dreifaches. Vorerst die Darlegung der katholischen Kirchenlehre und Theologie. Dann die Betrachtung über die Motive dieser Lehrsätze und das Urtheil über dieselben. Endlich ihre Wirkung auf des Leben des Volks und der Völker.

Nun erschien auch ein eigenes Buch gegen die Polemik, von Dr. Ferd. Speil, Subregens am fürstbischöflichen Klerikal-Seminar zu Breslau. Es war eine ernsthafte ziemlich gelehrte Arbeit, doch nicht ohne die gewöhnlichen katholischen Schlenker und Verleugnungen dessen, was nicht zu leugnen ist. Hase hat darauf geantwortet in zahlreichen Anmerkungen der dritten Auflage, immer nur mit wenigen Worten, oft ernst, manchmal sarkastisch, stets treffend. Diese dritte Auflage wurde unmittelbar unter dem Eindruck des Vatikanischen Konzils, der Auflösung des Kirchenstaats und des aus Frankreich herüberhallenden Schlachtendonners in

der Einsamkeit des Thüringer Waldes redigirt. Es war daher erklärlich, daß die Geschichte dieses Konzils ausführlich darin behandelt wurde. Aus der Vorrede entnehmen wir folgende Stellen: „Wie kriegerisch der Titel dieser Polemik lautet, so hat man mir doch vorgehalten, darin nicht selten den römischen Katholizismus mehr beschrieben als bestritten zu haben; ich kann das nicht in Abrede stellen, auch wäre zur Vertheidigung ein bloses Rechthabebuch ganz wider meinen Geschmack gewesen. — — Ich habe die katholische Kirche angegriffen mit allen Mächten des Protestantismus, aber mit Achtung, ich könnte sagen mit Ehrfurcht, weil sie doch auch eine christliche Kirche ist. Ich habe diese Polemik nicht geschrieben, wie ein Advokat, der die Sache des Gegners nur niederwerfen will, sondern als ein Theolog, der überall gern anerkennt, was von Christus kommt, oder zu ihm führt. Ich habe alles Gute und Schöne in dieser Kirche hervorgehoben, und vielleicht Alle, die sich über meinen Angriff beklagten, beriefen sich auf Einzelnes von mir Anerkannte und Verherrlichte. Ich hab' es anerkannt in seiner Tüchtigkeit weil es so ist: aber ich hätte davon auch schweigen können, wenn ich nur streiten wollte, ich hätte nicht nöthig gehabt, Mängel der eigenen Kirche anzugeben, wenn es mir um etwas Anderes als um die Wahrheit zu thun war."

Im Tagebuch von 1877 heißt es: „Die Polemik ist wirklich ausverkauft, und da wird meine Arbeit zur vierten Auflage sogleich einsetzen. Und diese beiden Werke [das andere die Kirchengeschichte] in möglichster Vollkommenheit wieder herzustellen, dazu gebe Gott Kraft und Gesundheit." Die Ausarbeitung wurde die hingebende Arbeit des Herbstes und Winters und am 18. Februar 1878 konnte der Greis die Vorrede zur vierten Auflage beenden.

Darin steht: „Ich dachte daran bei der neuen Durchsicht diese Erinnerungen [an das Konzilsjahr] zu streichen: allein wie sie doch fast von einem Augenzeugen ausgehen, der in günstiger Lage Manches unbefangen übersehen konnte, habe ich ihnen Gnade widerfahren lassen, bedenkend, daß ohnedem viel nicht Polemisches in dem Buche steht, denn ich hab' es, wenn auch streitbaren Sinnes, doch mit Lust und Liebe geschrieben, die mir bei neuer

Durchsicht immer von Neuem erwacht ist. — — Wiefern zum Vergangenen die Gegenwart auf solche Schrift ihr Recht übt, sind es die Folgen von 1870, welche veranlaßten, nichts zurückzunehmen, doch Mancherlei beizufügen und fortzubilden. Dieses Buch ist 1860 unter Pius IX. in mir entstanden, unter stetem Hinblick auf seine Regierung, nicht unter seinem Segen, doch auch ohne seinen Fluch fortgeführt worden, und endlich mit seinem Scheiden diese letzte Revision geschlossen."

Auch einiger neuer roher Schmähschriften aus dem katholischen Lager muß die Vorrede im Vorbeigehen gedenken; wie denn kurz vor seinem Scheiden sich Hase geschildert las als „Heranbilder protestantischer Prediger zu Rabbinern im Predigertalar". Er hat auch dafür nur ein freundliches Lächeln gehabt. Zeugt doch aller solcher Mangel an Anstandsgefühl von der kläglichen Ohnmacht des verbitterten Gegners.

Die Polemik, ein stattlicher Band von 728 Seiten, zerfällt sehr übersichtlich in drei Bücher: „Die Kirche", „Das Heil", „Beisachen".

Im ersten Buch von der Kirche bespricht Hase zunächst den „Katholizismus" nach jenen drei Seiten, die er sich zulegt, der Einheit, der Unfehlbarkeit und des Alleinseligmachens. Darauf wird von der „Tradition und heiligen Schrift" gehandelt, und im Kapitel „Klerus" das Priesterthum, der Episkopat und der Cölibat kritisirt. Im vierten Kapitel „Papstthum" bietet Hase in drei Abschnitten („Der Universalbischof", „Der Unfehlbare", „Der Papstkönig") die ganze Entwickelungsgeschichte des Papstthums. Hier vergißt man beinahe, daß man eine Polemik ließt, so sehr überwiegt die rein geschichtliche Darstellung; allein man vergißt es nicht ungern. Die ausführlichen Berichte über das vatikanische Konzil gehören zu den schönsten und glänzendsten Abschnitten des Buches. Hase kommt zweimal in dem genannten Kapitel darauf zu reden und schildert das Konzil das eine Mal mehr nach seiner dogmatischen Bedeutung, das andere Mal mehr nach seinem geschichtlichen Verlauf. Dem Abschnitt über den Papstkönig merkt man bei aufmerksamem Lesen an, daß hier sich Manches gewandelt hat im Wechsel der Zeiten, in denen Hase über diesen Gegenstand

schrieb. Als er anfing, stand die Einigung Italiens erst in ihrem Beginne, inzwischen erfolgte die Abbröckelung des Kirchenstaates und endlich sein Ende, das Hase eigentlich in dieser Weise nicht gewünscht hatte, da er dem Papst als Rest seiner weltlichen Macht wenigstens gern den leoninischen Stadttheil Roms gegönnt hätte. Doch meint er schließlich, daß gerade durch den völligen Verzicht auf weltliche Machtstellung für das Papstthum eine neue Zeit religiöser Macht und Wirksamkeit anheben könnte.

Im zweiten Buch wird „das Heil" beschrieben, wie es die katholische Kirche bietet. Das erste Kapitel bringt einen einleitenden und grundsätzlichen Abschnitt über „Glauben und Werke"; das zweite trägt die Aufschrift „Ueberschwengliches". Der Verfasser versteht darunter „überflüssige Werke", „Klosterleben", „Heilige". Ein drittes Kapitel handelt sodann vom „Marienkultus" mit besonderer Rücksichtnahme auf das Lieblingsdogma Pius IX. von der unbefleckten Empfängniß. Die weitaus größere Hälfte des zweiten Buches (Kapitel 4—8) ist der Darstellung der sieben Sakramente der katholischen Kirche gewidmet.

Im dritten Buch unter der Ueberschrift „Beisachen" bietet Hase vier außerordentlich fesselnde und anregende Kapitel über „Kultus", „Kunst", „Wissenschaft und Litteratur", „Politik und Nationalität"; denn so heißt es in der Vorrede zur ersten Auflage, „nicht allein das Dogma ist das Schlachtfeld dieses Geisterkampfes, auf dem sich die Zukunft beider Kirchen entscheiden wird, sondern auch ein ethisches, humanistisches Gebiet".

Das ganze Werk zeigt alle jene Vorzüge der äußeren Form, vor Allem die schöne künstlerische Verarbeitung des gelehrten Stoffes, die eine bewundernswerthe Eigenart Hase's immer gewesen ist. Die Darstellung ist belebt durch ausgiebige Verwendung von Episoden aus Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte, auch von eigenen Erlebnissen und Erfahrungen des Verfassers, so weit sie dazu dienen, ein Dogma verständlich zu machen nach seinen Ursprüngen und Motiven, nach seinem religiösen Werth oder Unwerth, endlich nach dem Einfluß, den es in sittlicher und religiöser Hinsicht auf die ausübt, die sich ihm unterwerfen. So ist es ein hoher Genuß, dieses herrliche Buch zu lesen.

Dennoch wäre es leider jetzt kaum mehr möglich, eine ſolche Polemik zu ſchreiben, wie Haſe ſie noch ſchreiben konnte; zu dem künſtleriſchen Behagen, mit dem er gleichſam über ſeinem Gegenſtande geſchwebt hat, fehlt uns die Stimmung. Wir ſtehen Alle im Partejgetriebe, und die neuerliche Verſchärfung der Gegenſätze zwiſchen Proteſtantismus und Katholizismus hat eine gerechte Beurtheilung gegenſeitig ſehr erſchwert. Wird doch hüben und drüben mit allen Waffen, geſchliffenen und ungeſchliffenen, gekämpft, und ſcheint es doch, als ſolle die frohe Zuverſicht vergeblich geweſen ſein, mit der Haſe vor nun faſt einem Menſchenalter ſeinem ſtreitbaren Handbuche wünſchte, daß es in Vergeſſenheit gerathen und wieder ein Friedensbogen über die beiden Kirchen ſich wölben möge. So iſt auch wohl die Zeit noch fern, wo „von dieſem Buche nur noch hier und da ein verſtäubtes Exemplar in einer Bibliothek ſteht", und wie die Dinge einmal liegen, dürfen wir das nur wünſchen: denn wem an einer wirklichen Würdigung der großen Gegenſätze gelegen iſt, der wird ſie wohl auf lange hinaus am beſten in dieſem Buche ſuchen, das von dem wahrhaft proteſtantiſchen, ſchneidigen und doch verſöhnlichen Geiſte ſeines Urhebers beredtes Zeugniß ablegt. Und ſo mag aus ihm auch der Polemiker der Gegenwart lernen, daß der Kampf geführt werden muß nicht mit Waffen des Haſſes, ſondern der Gerechtigkeit, und daß dieſe zu gewinnen nicht Schlagwörter ausreichen, ſondern allein Kenntniſſe.

V. Lehrbücher.

1. Glaubenslehre.

Leonhard Hutter (1563—1616), Professor der Theologie in Wittenberg, gilt als der erste Vertreter und tapferste Vertheidiger der lutherischen Rechtgläubigkeit, wie sie durch den Buchstaben der Konkordienformel soeben festgestellt und umgrenzt worden war. Seine Anhänger nannten ihn mit anagrammatischer Verdrehung der Buchstaben seines Namens den Lutherus redonatus, den von Neuem geschenkten Luther. Sein Standpunkt war in jeder Beziehung der der reinen und einfachen Orthodoxie. Unter allen orthodoxen Lutheranern war er der orthodoxeste; keiner ist strenger innerhalb der Grenzen des kirchlich festgesetzten Lehrbegriffs stehen geblieben, keiner hat mit größerer Treue den Geist nicht nur, sondern auch den Wortlaut der Bekenntnisse, besonders der Konkordienformel, der er geradezu göttlichen Ursprug zuerkennt, festgehalten. Er weiß nichts von einem Werden der kirchlichen Lehrbildung, ihm steht das vorhandene Dogma als das durchaus Giltige fest. Dogmatik und Polemik bildeten fast das ausschließliche Feld seiner Thätigkeit: auf dem der Dogmatik hat er seine Lorbeeren vorzüglich geerntet, das der Polemik trug ihm bei seiner Einseitigkeit und Heftigkeit auch manche stechende Dornen. Sein Hauptwerk ist sein Compendium locorum theologicorum ex Scriptura S. et libro Concordiae collectum, das auf kurfürstlichen Befehl als neues officielles Lehrbuch für die sächsischen Lehr-

anstalten an die Stelle der wegen ihrer Milde immer mehr verdächtig gewordenen loci Melanchthons treten sollte. In 34 locis wird der lutherische Lehrbegriff unter möglichster Festhaltung der Worte des Augsburger Bekenntnisses und der Konkordienformel, in möglichst knapper Fassung und ohne weitere Ausführung vorgetragen. Groß und langdauernd war des Buches Ansehen und Gebrauch, wie die vielen durchs ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sich folgenden Ausgaben, die Uebersetzungen in neuere Sprachen, besonders aber die vielen erklärenden und erweiternden Bearbeitungen beweisen, die dasselbe gefunden hat.

Das Andenken an dieses Kompendium war es also, welches Hase erneuerte in seinem „Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Ein dogmatisches Repertorium für Studirende". Das Buch ist lediglich historisch gemeint und giebt eine rein objektive Darstellung der Kirchenlehre, wie der alte Hutter etwa im 19. Jahrhundert gelehrt haben würde, wenn er treu dem altväterlichen Glauben diesen zu vertheidigen hätte gegen ein anders gewordenes Zeitalter, ohne die Erforschungen und Fortschritte desselben gänzlich zu verschmähen. So ist die altprotestantische Dogmatik dargestellt worden sowohl nach ihrem Buchstaben als nach ihrem Geiste. Der Zweck des Buches ist im Titel ausgesprochen. Es war zunächst für Studenten bestimmt, sowohl zur Vorbereitung auf dogmatische Schriften als zur Repetition. Nicht damit diese die Formeln der Vorzeit für sich als gültig ansehen sollten, weil sie einst gegolten haben; aber es zieme Jünglingen, den künftigen Lehrern und Hirten der Kirche, von dem auszugehen, wovon die Geschichte der evangelischen Kirche selbst ausgegangen ist, damit sie die Zeit, die vor ihnen gewesen, und aus der die Gegenwart geworden ist, daher auch aus ihr verstanden wird, in der wissenschaftlichen Erinnerung durchleben, und festgewurzelt in der Vergangenheit vorwärts und aufwärts streben.

Das Buch des jungen Gelehrten wurde von der rationalistischen Theologie heftig angegriffen als ein frivoles Spiel des Geistes und als Heuchelei. Das geschah ganz folgerecht im Sinne jener Schule, welche den Maßstab der Aufklärung, deren sie sich

erfreute, an die ganze Vergangenheit legte, und Alles, was demſelben nicht entſprach, für Aberglauben und Unſinn hielt; die alles hiſtoriſchen Sinnes bar ſich davor entſetzte, wenn Jemand in den der Gegenwart fremd gewordenen Anſchauungen der Vorzeit einen tiefen Sinn anerkannte. Gerade aber ſein von Anfang an ſtark ausgeprägter geſchichtlicher Sinn hatte Haſe in dieſe Darſtellung des Väterglaubens getrieben und ihn zu ihr befähigt. Als er ſich liebevoll in das Fühlen und Denken der Vorzeit verſenkte, kam ihm nach eigenem Bekenntniß das dogmatiſche Syſtem des 16. und 17. Jahrhunderts vor, wie einer unſerer alten deutſchen Münſter mit ſeinen himmelſtrebenden Spitzbogen und wunderlichen ſinnvollen Zierrathen. „Einen Dom wie unſere Vorfahren kann unſre Zeit nicht wieder bauen, vor einigen Jahrzehnten hielt man's ſogar für ein altgothiſch barbariſches Bauwerk; es wird Einem aber doch ganz beſonders wie in einem Gotteshauſe darin zu Muthe."

Keins von Haſe's Büchern hat bei ſeinen Lebzeiten ſoviel Auflagen erlebt als der Hutterus; er hat noch als 87jähriger Greis die zweite Ausgabe der zwölften beſorgt. Er fand darin, wie wir ſahen, eine Mahnung zur Beſcheidenheit, weil gerade in dieſer am weiteſten verbreiteten Schrift am wenigſten von ihm ſelbſt enthalten war. Aber es liegt in dieſem Erfolge der Schrift auch etwas Tragiſches; er ſelbſt hat ihm mit zwieſpältigem Empfinden zugeſchaut. Anfangs konnte er noch über die Angſt ſpotten, mit der die Rationaliſten das Buch befehdeten, weil ſie fürchteten, daß Haſe und ſeine Geſinnungsgenoſſen die altlutheriſche Vorzeit, wie ſie einſt herrlich geweſen war, in der Gegenwart erneuern wollten, was natürlich nicht entfernt ſeine Abſicht war. Und er konnte dem gegenüber mit berechtigtem und freudigem Stolze feſtſtellen, wie gerade durch dieſes Buch die Studenten im Gegenſatze zu dem oberflächlichen Abſprechen wie zu dem dumpfen Buchſtabenglauben zu der ernſten und frommen Betrachtungsweiſe hingeleitet worden ſeien, ohne welche die tiefſinnigen Satzungen altväterlicher Frömmigkeit nicht zu verſtehen ſind. Aber ſehr bald mußte er vor der Benutzung des Buches geradezu warnen, zunächſt nach der Seite der darin enthaltenen Schriftauslegung hin, die weder ſo vorherrſchend darin geboten werde, wie die chriſtliche

Dogmatik, noch ſo wiſſenſchaftlich, wie die philologiſche Bildung der Gegenwart ſie fordere: ſie ſtelle vielmehr eben den beſchränkten Standpunkt der alten Dogmatiker dar, gegen die neuen Forſchungen bald mühſelig vertheidigt, bald möglichſt mit ihnen verſöhnt. Man habe aus dieſem Buche nicht zu lernen, wie die heilige Schrift in der Dogmatik angewandt werden ſolle, ſondern wie ſie von den alten Dogmatikern angewandt worden ſei.

Je mehr der Rationalismus verſchwand und die neue Orthodoxie an Einfluß gewann, deſto mehr erhielt in den kirchlichen Kreiſen der Huttorus redivivus Geltung als ein Buch, das auch den Glauben der Gegenwart darſtelle. So daß Haſe manchmal den Gedanken faßte, die Schrift um des mit ihr getriebenen Mißbrauches willen gar nicht von Neuem auszugeben. Und doch reizte ihn immer wieder das eigene liebevolle Vertiefen in den Geiſt der Väter, ſo daß er ſchließlich der Bitte doch nie widerſtand, eine neue Auflage zu bearbeiten, wenn die alte vergriffen war.

Mit beſonders gutem Muthe ſah er darum auch das Buch durch, als im Jahre 1848 die künſtlichen Mächte überall in Deutſchland gefallen ſchienen, welche das Schattenbild altväterlicher Dogmatik in der Gegenwart wieder beleben wollten. „Man wird fortan die Dogmatik der Vergangenheit unbefangen betrachten, wenn es nur gilt, wie es dem Verfaſſer dieſer Darſtellung vom Anfange an galt, die Bedeutung zu erkennen, welche ſie für den religiöſen Geiſt einſt gehabt hat.“

Dieſe Hoffnung blieb wie ſo manche Hoffnung jenes Jahres unerfüllt, ja es iſt ihr Gegentheil eingetreten. Als darauf der Freund und Verleger das Bedürfniß einer neuen Auflage anzeigte, hat Haſe doch eine Weile gezögert, weil ihm die Luſt dazu vergangen war; ſchließlich ſah er ein, er habe kein Recht ſich einem Buche zu entziehen, das auf den theologiſchen Unterricht einigen Einfluß zu üben ſcheine, und bei der endlich unternommenen kleinen Arbeit der Reviſion iſt ihm die alte Neigung zu dem ſeltſamen Buche bald wiedergekommen. Dabei drängte ſich ihm freilich von Neuem ſeine veränderte Stellung auf. Zu der Zeit, als er 28jährig zum erſten Male die Schrift ausgehen ließ, war

ſie das orthodoxeſte Buch und die alleinige orthodoxe Dogmatik in der neueren Litteratur, angeſehen wie ein Geſpenſt aus vergangenen Tagen. Jetzt war eine eifrige Partei bemüht, dieſe Glaubenslehre als die allein berechtigte wieder in der gegenwärtigen Kirche zur Herrſchaft zu bringen.

So ging es durch die Jahrzehnte. Der Hutterus redivivus blieb im Wechſel der Zeiten unwandelbar ein klaſſiſches Studentenbuch. Aber ſein Verfaſſer ſchwankte zwiſchen der Freude, die ihm immer von Neuem das Hineinſinnen in die altväterliche Dogmatik und die ſich daraus ergebenden Verbeſſerungen und Zuſätze bereitete, und zwiſchen dem Seufzen darüber, daß dieſes ſein Jugendwerk denen eine Waffe wurde, welche die freie Theologie erſticken wollten. Und ſo war das letzte Wort, das wir von ihm über den Hutterus haben, als der 1887 zum 13. Male in die Welt ausgehen ſollte (in einem unveränderten Neudruck der 12. Auflage), die Klage: „Die Sache ſelbſt hat mich überraſcht und nicht eben erfreut. Unſere theologiſche Jugend iſt alſo dahinter gekommen, daß man die altlutheriſche Orthodoxie aus dem Hutterus nicht nur kennen lernen kann, wogegen nichts zu ſagen war, aber auch einſeitig vertheidigen lernen.“

Man wird die zwieſpältige Empfindung über dieſes Buch in Haſe's Herzen verſtehen und billigen müſſen; aber hiervon unabhängig bleibt es doch als gültiges Urtheil beſtehen, daß der Hutterus redivivus in ſeiner Art ein unübertreffbares Meiſterwerk darſtellt, und thatſächlich von großem und auch ſegensreichem Einfluſſe geweſen iſt.

Ein eigenes Syſtem der Glaubenslehre der Oeffentlichkeit zu übergeben ſind nicht alle Lehrer der Dogmatik im Stande; und die, die es thun, pflegen es in reifen Jahren zu thun, als die Frucht einer langjährigen Arbeit in dieſem Fache. Haſe hat die Kühnheit gehabt, mit ſechsundzwanzig Jahren ein Lehrbuch der Dogmatik zu ſchreiben, und der kecke Wurf iſt ihm wohl gelungen. Seine „Evangeliſche Dogmatik“ erſchien 1826 in Dresden, die Vorrede war am Geburtstage des Verfaſſers geſchrieben; ſie

eignete das Buch den Freunden Schubert und Winer zu. Hase wußte selbst, daß damit noch lange kein vollkommenes Werk geschaffen sei, aber er hoffte für dasselbe noch eine höher gebildete Form bald finden zu können, wenn seine Einseitigkeit sich in mannigfacher öffentlicher Beurtheilung ergänzt und sein Verfasser sich in Wissenschaft und Leben höher gebildet haben werde. Beides ist eingetroffen. Die Aufnahme, welche das Buch in der Oeffentlichkeit fand, war ehrenvoll und die ihm gewidmeten Besprechungen vielfach förderlich. Und da Hase selbst fast alljährlich Dogmatik zu lesen hatte, hat er den hohen Gegenstand dauernd mit treuer Sorgfalt im Herzen bewegt, so daß ihn der Auftrag einer zweiten Auflage wohlgerüstet traf.

Die neue Bearbeitung ließ freilich von der ersten Gestalt dieser Dogmatik fast keinen Stein auf dem anderen, und gar mancher Bestandtheil der ursprünglichen Ausgabe, der nur jugendlichem Enthusiasmus angehörte oder in ein Lehrbuch nicht recht passen wollte, wurde unbarmherzig aus dem Buche getilgt. Der dadurch gewonnene Raum kam namentlich den dogmengeschichtlichen Citaten zu Gute, die nun erweitert werden konnten, um den Text selbst ausführlicher zu erläutern. Denn es kam Hase ja vor Allem darauf an, eine Dogmatik auf historischer Grundlage zu geben, welche reichliche Berücksichtigung der Geschichte ihm freilich den Vorwurf eingetragen hat, sein Buch sei mehr eine Dogmengeschichte als ein System der Glaubenslehre.

Hase hatte von vorn herein nicht den Wunsch ein Buch zu schreiben, welches allenthalben Beifall finden sollte. Sondern es sollte *sein* Lehrbuch sein in unbegrenzter Offenheit in der Mittheilung des Eigenen. Er war sich wohl bewußt, daß dem Geiste, dem er selbst ein dienendes Organ sei, die Zukunft angehöre als dem siegreichen Geiste protestantischer Wissenschaft; dennoch, meint er, würden auch solche, die sich in der Gemeinschaft dieses Geistes mit ihm fühlten, bei den Einzelheiten dieser Dogmatik oft mehr daran denken, daß sie ihm etwas zu vergeben, als etwas zu danken hätten. Die Zeiten seien vorüber, wo ein dogmatisches Werk den einmüthigen Glauben eines ganzen Zeitalters so in seinen Tiefen aussprach, daß sich das Gesammturtheil zur Sage von den Worten

gestaltete, welche Christus an Thomas von Aquino gerichtet habe. In unseren Tagen könne der Dogmatiker nur die Hoffnung aussprechen, daß sein Werk wenigstens durch den Widerspruch, den es aufregen werde, zur Verständigung über den Inhalt des Glaubens beitragen möge.

Die Dogmatik Hase's hat sechs Auflagen erlebt, aber abgesehen von der doch immerhin mehr formellen Umgestaltung nach dem ersten Drucke ist sie bis auf etliche Zusätze und Ergänzungen unverändert geblieben, so daß Hase es als sein Geschick bezeichnete, daß diese Glaubenslehre gleich anfangs die bestimmte Auffassung des christlichen Glaubens enthielt, welche hinieden zu überschreiten ihm Gott nicht gegeben habe. Er faßte sie auf als eine Theologie der Versöhnung mitten inne zwischen Extremen, die sich theilweise erst seit dem ersten Erscheinen dieses Jugendwerkes zu ihrer vollen Schärfe herausgebildet hatten. „Ich habe mich — sagt er in der Vorrede zur vierten Auflage 1850 — vom Anfange an einem Rationalismus entgegengestellt, der für die deutsche Theologie nur ein Durchgangspunkt sein konnte, um einen schlimmeren Bruch mit dem geschichtlichen Christenthum zu verhüten. Immer in der Liebe zur Kirche meiner Väter, wohl selbst mit einiger Liebhaberei am Alterthümlichen, bin ich doch vom Anfange an der orthodoxen Maske der pantheistischen Philosophie ebenso offen entgegengetreten, als ich nachmals einer ernster gemeinten Rückkehr zu einer Theologie der Vergangenheit entgegentreten mußte."

In derselben Vorrede ist jener bekannt gewordene Satz zu finden: „und darf ich theologischen Schriftstellern etwas Heidnisches wünschen, so sei es ein wenig Lakonismus". Dieses Wort ist ungemein bezeichnend für Hase, der über den reichen Inhalt nie die schöne Form vergaß, dem die gelehrte Arbeit untrennlich verbunden war mit der schriftstellerischen Kunst, und der in den Schriften seiner Fachgenossen wohl viel Gelehrsamkeit, aber auch unendlich viel Breitschweifigkeit und Formlosigkeit zu finden pflegte. Er hatte sich seinen eigenen Stil gebildet, der den Leser sofort gefangen nimmt, bis zur letzten Zeile fesselt und um seiner Klarheit und plastischen Gestaltungskraft willen stets von Neuem entzückt. Erst in den Schriften des höchsten Greisenalters hat das

Streben nach Kürze die Sprachgesetze gelegentlich vergewaltigt und der Stil hat etwas Gesuchtes bekommen. Es gehörte wesentlich zu Hase's persönlicher Eigenart und hoher Bedeutung, daß er bei seinen Arbeiten stets aus dem Vollen schöpfte und das im Geist Ergriffene sofort künstlerisch zu gestalten und formvollendet wiederzugeben vermochte. So ist allen seinen Schriften das Gepräge der Klassicität aufgedrückt und alle sind sie zum Kunstwerk verklärt.

Während die Dogmatik als akademisches Lehrbuch sich naturgemäß vorzugsweise an das theologische Fachpublikum wendet, ist Hase's Gnosis für den großen Leserkreis aller Derer bestimmt, die auf den Besitz allgemeiner Bildung Anspruch erheben wollen, also auch die religiösen Fragen in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen müssen. Auch sie ist, wie wir sahen, ein Jugendwerk Hase's. Sie erschien zum ersten Male in drei Bänden bei dem Leipziger Buchhändler Barth 1827—1829 unter dem Titel: „Gnosis oder protestantisch-evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde". Die Wahl des fremden Namens für das Buch rechtfertigte der Verfasser mit seiner Vorliebe für jene Zeit, da alle Weisheit der Welt zu Alexandrien in der christlichen Schule zusammenkam und man dieses erleuchtete Christenthum, das sich in des Geistes ewigen Gesetzen als Wahrheit erkannte, die Wissenschaft an sich, als die höchste von allen, d. h. Gnosis nannte, und zwar im Gegensatze des auf äußere Autorität gestellten Volksglaubens. Es schien dem jungen Theologen als eine Pflicht, den Vertretern der Gemeinde, nachdem ihnen so Vieles zur Belehrung und Aufklärung gesagt war, damit dies unschädlich sei, Alles zu sagen, denn nur das Halbwissen veranlasse Leichtsinn, Verketzerung oder Zweifelsucht, die echte Wissenschaft bringe heitern Ernst, Milde und Frieden. Somit versuchte er, von den bisherigen Bemühungen der Theologie und vom Stande des Christenthums in wissenschaftlicher Hinsicht der Gemeinde öffentliche Rechenschaft abzulegen. „Nicht aber eine populäre Dogmatik wurde beabsichtigt, sondern eine streng geordnete, nur aus den gelehrten Elementen

ihrer Geburt herausgebildete und von den Innungszeichen ihrer Fakultät losgesprochene Wissenschaft."

Hase hat später selbst zugestanden, daß er die Gnosis in dem naiven Egoismus verfaßt habe, solch ein Buch zunächst für sich selbst zu schreiben. So ist es auch ein in besonders hohem Grade persönliches Buch geworden, dem die ganze Eigenart des unermüdlichen jungen Gelehrten fast auf jeder Zeile aufgeprägt ist, dabei nicht selten den Charakter pathetischer Auffassung und eines gewissen poetisch-romantischen Betriebs der ernsten Wissenschaft bekundend.

Das Buch ist ein Lieblingsbuch Hase's geblieben, der ja selbst durchaus nicht nur als „Kirchenhistoriker" gelten mochte, sondern mit Stolz auch auf seine dogmatischen Arbeiten hinzuweisen liebte; sie waren ja auch seine Erstlingswerke. Doch hat sich die Gnosis nur langsam verbreitet; der Zwang zu einer neuen Auflage hat gerade bei ihr nie vorgelegen. Denn es sind nicht Viele, welche die ernste Arbeit daran setzen, in der vollen Kenntnißnahme der theologischen Forschungen, Sorgen und Streitigkeiten ihren religiösen Glauben zu begründen. Trotzdem versichert Hase, daß von Allem, was er je geschrieben, gerade dieses Buch ihm von Zeit zu Zeit die bestimmtesten Anzeichen zurückgesandt habe, daß es hier und da gar wohl verstanden und beherzigt worden sei. So verzeichnet er es auch in seinen Annalen einmal mit unverhohlener Freude, als er die Bekanntschaft einer — noch dazu katholischen — Dame gemacht hatte, die seine Gnosis studierte.

Die Vorliebe für das Buch trieb ihn dazu, nach mehr als vierzig Jahren eine neue Bearbeitung zu unternehmen, und während seine Aufzeichnungen sonst gemeinhin das Unternehmen einer neuen Auflage nur kurz bemerken, sind in diesem Falle jene Blätter voll von allerlei Bemerkungen, die darthun, wie eng das Herz des ehrwürdigen Theologen gerade mit dieser Aufgabe verflochten war.

Der Gedanke einer solchen Wiedergeburt der Gnosis taucht in ihm zuerst 1866 auf, doch ist ihm dabei zunächst bedenklich, daß aus den dogmatischen Vorlesungen das Beste und Populäre dann hinein müßte, und dieses dürfte die Vorlesungen beeinträchtigen.

Der Ausweg, die dogmatiſchen Vorleſungen aufzugeben, hätte ja zugleich den Vorzug größerer Bequemlichkeit, denn der Winter mit ſeinen 16 Kollegienſtunden wurde dem an der Schwelle des Alters ſtehenden Profeſſor ohnehin etwas ſauer. „Indeß kann ich mich doch zum Aufgeben einer Hauptvorleſung nicht wohl entſchließen, ſo lange ſie der liebe Gott nicht ſelbſt mir aus der Hand nimmt. So will ich doch wieder an die Gnoſis gehen, ſobald ſich freie Zeit und Luſt dazu vorfindet. Es wäre draußen im Berg, wenn die Bäume blühen werden, ein gutes Geſchäft.“ Und ſo begann mit munterem Eifer die neue Bearbeitung, die doch ihre Schwierigkeiten hatte, da einige bis dahin fehlende Abſchnitte, wie Litteratur der Bibel und Geſchichte der Glaubenslehre, neu hinzugefügt werden mußten und in ihrer formellen Geſtaltung dem Verfaſſer viel zu ſchaffen machten. „Aber ich möchte ſo gern dies Werk meiner Jugend, ohne den Jugendglanz daran zu verlöſchen, in edler Reife hinſtellen, das letzte größere Werk, mit dem ich, wenn's der liebe Gott hinausführen läßt, dann wohl abſchließen könnte.“ Langſam ſchreitet die Arbeit fort, die Schwierigkeiten mehren ſich; und doch ſagt Haſe im Tagebuch von 1868: „Ich hoffe noch immer hier in reiner Form das Beſte meiner theologiſchen Anſchauung zu geben.“ Und das Jahr 1869 hebt an mit der Aufzeichnung: „So groß iſt der Eifer zur Gnoſis, daß ich heute Morgen gegen alles Herkommen mit ihr anhob, und nun erſt beim Abendlicht zu meinem Neujahrswunſch komme. Meine Luſt und Arbeit hat ganz der Gnoſis gehört, und der erſte Band wird bald vollendet ſein. So iſt denn die Aufgabe dieſes Jahres, auch den zweiten fertig zu bringen und die 6. Auflage der Dogmatik. Ich hoffe, dem ſoll Alles untergeordnet ſein. Gott gebe dazu Frieden im Lande, Behagen im Hauſe, Geſundheit an Leib und Seele.“ Das ganze Jahr gehörte dann in der weiten Nebenzeit dieſem lieben Werke. Anfang Juli erſchien der erſte Band. „Ich denke der Inhalt ſoll belebend von mancher Kanzel hinab klingen, die mir verſagt iſt.“ Der zweite Band erſchien im Frühling 1870. In einem Briefe an einen gleichgeſinnten Freund ſagte Haſe damals: „Wie wir keiner der derzeit herrſchenden Parteien angehören, nicht der Orthodoxie, nicht

dem Protestantenverein und nicht einmal der Vermittelungstheologie, so wird die Gnosis von Allen sauersüß angesehen werden, oder wie es eine Anzeige vorfingt als eine angenehme Lektüre, während doch meine Jugend und mein Alter drin steckt und mein Herzblut hinein ergossen ist."

Die Vorrede, datirt vom Johannistage 1869, erzählt die Entstehungsgeschichte des Werks und wie Hase erst nach einigem Zögern sich zu der von ihm selbst ersehnten Neubearbeitung entschlossen habe. „Es ließ mir keine Ruhe, und als ich mich dann einmal darauf eingelassen hatte, die Erfahrungen des eigenen Alters wie der seitdem durchlebten Zeit mit dem frischen Muthe der Jugend, habe ich mich gern zurückgelebt in die Tage, an denen einst dies Buch mir zugefallen ist, und sah mich zu meiner Verwunderung, dazu nicht ohne einige Beschämung, gar nicht so weit davon entfernt in meiner dermaligen Stimmung, in meiner Ueberzeugung ohnedem nicht ... Daher ich den Gedanken dieses, doch wohl etwas zukunftsvoll geschriebenen Buches', wie die damalige Vorrede ihn ausspricht, unverkürzt erhalten konnte. Es ist kein Buch zur Erbauung, kein Geschenk für Konfirmandinnen. Es ist theilweis nur ein Abdruck meines akademischen Lehrbuchs der Dogmatik, die gelehrte Form möglichst abgestreift, aber der wissenschaftliche Gehalt durchaus bewahrt ... Und solch eine aufrichtige Darstellung des christlichen Glaubens in der Einigung des freien Gedankens mit der Liebe zum alten Christus und im kirchlichen Gemeingefühl kommt vielleicht einem Bedürfniß der Zeit entgegen."

Hase hat es selbst ein Wagniß genannt, nach mehr als 40 Jahren ein Buch wieder auszusenden, als ob es noch der Gegenwart, dieser rasch lebenden Gegenwart angehörte. Manche Ranken, an denen keine Frucht zu hoffen war, hat er darum abgeschnitten, manches Persönliche verlöscht. Es ist doch Etliches geblieben, was in der neuen Umgebung etwas wunderlich aussieht. Und mancher Abschnitt muthet den Leser an, als ob er nicht mehr so recht in den Geist des neuen Buches paßte, wie ein eingesprengtes Stück aus Hase's romantischer Jugendzeit. Schon die äußere Eintheilung des Buches ist wie ein Nachklang davon: indem der Verfasser das

Gebäude der Dogmatik mit einem christlichen Gotteshaus vergleicht, nennt er den einleitenden Theil „Vorhalle" und den Schlußabschnitt „Apsis". Auch ist es einigermaßen verwunderlich, in der Gnosis eine ernstlich durchgeführte Vertheidigung der Johanneischen Abfassung dieses Evangeliums zu finden, also die ältere, später aufgegebene Ueberzeugung Hase's, die er wohl aus Pietät gegen die Meinung seiner Jugend hat stehen lassen. Schließlich mag auch darauf hingewiesen werden, daß der Leser nicht auf alle Fragen eine runde, klare, abschließende Antwort bekommt, die ihn durchaus beruhigen könnte. Um Alles sicher wissen und endgültig entscheiden zu wollen, ist Hase ein viel zu umsichtiger und vorsichtiger Forscher. So manche Frage beantwortet er mit Ja und Nein zugleich, obwohl das sonst nach seiner eigenen Angabe keine gute Theologie ist. Aber er weiß zu wohl, wie fließend die Vorstellungen über die Geheimnisse des unsichtbaren Lebens und wie verschieden sie in den mannigfachen Köpfen der Denkenden sind, um immer jede Frage auf den lösenden Begriff bringen zu wollen. Für weiser hielt er darum oft ein besonnenes Sichbescheiden als ein ruhmredigeS Alleswissen.

Trotz einiger Ausstellungen wird man dieses Buch jedem denkenden Christen, der sich über seinen Glauben Rechenschaft ablegen will, mit gutem Gewissen angelegentlich empfehlen können und man darf es getrost zu den besten Werken der neueren Theologie zählen. Die meisten Abschnitte des Buches lesen sich leicht und angenehm. Es ist keine trockene Lehrschrift, sondern lebendige Darstellung und Schilderung, und immer wieder eröffnen sich uns im Gang der Verhandlung Ausblicke auf einen Hintergrund, der alles Göttliche und Menschliche umfaßt. Manche Ausführungen erfordern freilich auch die ganze Aufmerksamkeit und geistige Anspannung des Lesers. Wer sich aber daran macht, das Werk, das fast 900 Seiten zählt, zu lesen, und, wie das sein soll, das auch bis zu Ende hinausführt, der wird sich reich belohnt finden.

Das Buch liegt uns jetzt in einem Bande vor, in dem es als 3. Auflage in die gesammelten Werke Hase's aufgenommen wurde. Es umfaßt 209 Paragraphen, von denen manche nur wenige Zeilen, etliche viele Seiten lang sind.

Die Vorhalle bespricht Einleitungsfragen unter dem Gesichtspunkte, daß die Vorhalle bei den alten Kirchenbauten ein wesentliches Stück des Bauwerkes ist. So enthält sie theils den Grundriß und Ueberschlag, wie die Glaubenslehre als Wissenschaft zu Stande kommt, theils den Bericht, wie sie bisher zu Stande gekommen sei, d. h. im ersten Kapitel (Inhalt und Form) was und wie sie das enthalten solle; im zweiten (Quellen), woraus dieser Inhalt zu schöpfen sei und wie seine Bestandtheile sich zu einander verhalten; im dritten die Geschichte der Glaubenslehre. Diese, weil der geschichtliche Verlauf der einzelnen Glaubensartikel nur Dem zur klaren Anschauung kommt, der das Ganze vor Augen hat, das zwar erst aus ihnen zusammengefaßt, dann doch wieder auf seine Bestandtheile zurückwirkt. Dieser Baum der Erkenntniß außerhalb des Paradieses ist aus dem Boden der Kirche erwachsen, nicht ohne die Erinnerung an ihre Geschichte im Großen und Ganzen sind die Wandlungen ihrer Glaubenslehre zu verstehen.

Die Glaubenslehre selbst gliedert sich in zwei Haupttheile. Der erste enthält die Lehre vom Christenthum seinem Wesen nach, wiefern es Religion ist, und ist überschrieben Ontologie. Da die Religion ein Verhältniß des Menschen zur Gottheit ist (Hase nennt sie gern die Liebe zum Unendlichen), so zerlegt sich dieser Haupttheil in die beiden Glieder dieses Verhältnisses: das erste Glied, von dem die Religion ausgeht, ist der Mensch, sonach die Lehre von der Menschheit nach ihrem religiösen Wesen der erste Theil; und zwar wird dabei besprochen zunächst die Religion nach dem Ideal (Ursprung und Wesen der Religion, der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes) und sodann die Religion in der Wirklichkeit (Ursprung und Wesen der Sünde in philosophischer Untersuchung und historischer Darstellung). Das andere Glied, darauf sich die Religion bezieht, ist Gott, sonach die Lehre von der Gottheit als Gegenstand der Religion der zweite Theil. Hier wird zunächst eine philosophische Untersuchung nach dem Wesen Gottes vorgenommen, dann folgt eine historische Darstellung der Gotteslehre in den Kapiteln: Gott insgemein, Schöpfung, Vorsehung, Gebet und Wunder, Engel und Dämonen. Die einzelnen Abschnitte

werden insgemein nach diesem Schema ausgeführt: Judenthum, Urchristenthum, Kirchenväter und Scholastiker, katholische und protestantische Kirchenlehre, alter und neuer protestantischer Glaube, Schlußurtheil.

Da der andere Haupttheil untersucht, wie der religiöse Geist sich auf besondere Weise als Christenthum verwirklicht hat und hier Alles von dem persönlichen Anfange, von Christus ausgeht: so war darzulegen vorerst wie Christus einst eine Gemeinschaft des religiösen Lebens begründet hat; sodann, wie unser eigenes religiöses Leben oder die Anlage dazu in diese Gemeinschaft aufgenommen zu einem christlichen Leben werde; endlich wie diese Gemeinschaft das Christenthum auf alle Zeiten bringe. Der zweite Haupttheil, der durchweg Geschichtliches enthält, das nicht aus den stetigen Gesetzen des Menschengeistes zu schöpfen ist, sondern aus guten geschichtlichen Denkmalen, erhielt daher die Ueberschrift Christologie und zerfällt in drei Theile, die den Grund, die Wirkung und das Mittel der religiösen Christuslehre darstellen: Christus in der Geschichte (seine Person, sein Werk, seine Stände), im Gemüth (Prädestination und Gnade, Rechtfertigungslehre, Heiliger Geist) und in der Kirche (Wesen der Kirche, Gnadenmittel, Diener und Ordnungen, Bekenntniß und Union der Kirche).

Die Apsis betrachtet schließlich in prophetischer Anschauung das Jenseits, in Bezug auf die Menschheit und in Bezug auf die Gottheit, jenes als Lehre von der Unsterblichkeit, dies als Lehre von der Dreieinigkeit.

2. Leben Jesu.

Als Hase 23jährig seine akademische Thätigkeit eröffnete und zum ersten Mal ein Kolleg über das Leben Jesu laß, hatte er darin in Schleiermacher und Winer Vorgänger gehabt, ohne doch von dem Inhalt ihrer Vorlesungen irgend welche Kenntniß zu haben. Aber völlig ohne Vorläufer war er, als er es unternahm, den hohen Gegenstand in einem Lehrbuche darzustellen. So ist er der Bahnbrecher auf dem Gebiete der Bearbeitung des Lebens Jesu gewesen, sein kleines Buch war die erste rein wissenschaft-

liche und gelehrte Darstellung dieser theologischen Disciplin zu einer Zeit, da man nur zu wählen hatte zwischen den Willkürlichkeiten und Plattheiten rationalistischer Auslegungskunst oder den bloß erbaulichen Umschreibungen einer bloß gläubigen Betrachtungsweise. 1829 erschien es mit dem Titel: „Das Leben Jesu, Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen".

Die Stimmung, aus der heraus das Buch entstanden ist, deutet die Vorrede an, wenn sie meint, es gäbe wohl kein anderes theologisches Lehrfach, welches unmittelbar durch seinen Gegenstand den ganzen Menschen so in Anspruch nähme, und die kühnste Freimüthigkeit der Forschung mit echter Begeisterung so nothwendig verbunden fordere als eben eine wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu, die darum auch im Kreise der akademischen Studien nothwendig volles Bürgerrecht erhalten müsse.

Die Grundabsicht des Buches war, Christus durchaus nur in idealer Menschlichkeit aufzufassen in dem Gedanken, daß sich in ihm freilich ein göttliches Princip offenbare, aber eben deßhalb in rein menschlicher Form. So machte es vollen Ernst mit der rein menschlichen Entwickelung Jesu, ohne doch das Göttliche im wahrhaft Menschlichen zu verkennen. Die christliche Voraussetzung, daß in Christo Gott Mensch und dadurch der Welt das Heil geworden ist, kann der Wissenschaft nur als eine Idee gelten, an der die Thatsachen des Lebens Jesu zu messen sind; daher das Ziel der Wissenschaft die Aufhebung der Voraussetzung als solcher ist. Das wahrhaft religiöse Interesse kann hierbei der strengsten Forderung historischer Treue nicht widersprechen. Da das Göttliche sich in der Menschheit nur als wahrhaft Menschliches offenbart, das vollkommene Ebenbild Gottes nur als das religiöse Urbild der Menschheit, so ist jedenfalls das Leben Jesu als rein menschliches zu betrachten, und ohne diese Stetigkeit menschlicher Entwickelung könnte von einer Geschichte Jesu gar nicht die Rede sein. Hiernach stellt sich jene Voraussetzung als Anfrage, wiefern das religiöse Ideal der Menschheit in Jesu wirklich geworden sei?

Hase war sich sehr wohl bewußt, daß seine Grundansicht von Jesu Wesen und Wirken den äußersten Seiten der entgegenge-

ſetzten theologiſchen Parteien arg mißfallen würde; aber er tröſtete ſich mit der Gewißheit, daß die Beſten ſeiner Zeitgenoſſen auf ſeiner Seite ſtehen würden. Eine andere Schwierigkeit, die der allſeitigen freundlichen Aufnahme des Buches entgegenſtehen werde, ſieht Haſe voraus in jener Art, wie er über einzelne Verhältniſſe des Lebens Jeſu zweifelhaft geſprochen und entgegenſtehende Anſichten derſelben neben einander geſtellt habe, ohne ſich für eine feſt zu entſcheiden. Er meint: in philoſophiſchen Dingen könne und ſolle Jeder ſeine beſtimmte Ueberzeugung haben, denn er habe ſie nur im eignen Geiſte zu ſuchen, und deſſen könne er gewiß werden. Aber in hiſtoriſchen Dingen, wo das Urtheil auf Ueberlieferungen ruhe, deren Unvollſtändigkeit wir nicht ergänzen können, fordere oft die Beſonnenheit, ein entſcheidendes Urtheil zurückzuhalten, und es ſei dann allein wiſſenſchaftlich, gründlich zu wiſſen, was und warum man etwas nicht wiſſe. Oft genug bleibe deßhalb eben um des wiſſenſchaftlichen Ernſtes willen nichts übrig, als die verſchiedenen Anſichten, die nach den hiſtoriſchen Urkunden möglich ſeien, mit ihren Gründen zu entwickeln, und die beiden äußerſten Anſichten, die ſich innerhalb der hierdurch gezogenen Grenzen des hiſtoriſch Möglichen bewegen, nach ihrer größeren oder geringeren Wahrſcheinlichkeit und Angemeſſenheit zum Ganzen zu beurtheilen.

Mit ſolchen Gedanken übergab Haſe ſein zweites Lehrbuch der vaterländiſchen Kirche als ein Werk, das er ſich dachte als heiteres Denkmal am Schluſſe der erſten Periode ſeines theologiſchen Lebens. „Denn nach den Jahren ſtillen Fleißes lege ich nun die alten lieben Bücher auf eine Weile bei Seite, um in der Erfüllung eines mit mir groß gewachſenen Wunſches fortzuziehen an Freundes Hand in das ſchöne Italien.“

Zwei Vorwürfe ſind gegen das Buch bei ſeinem Erſcheinen beſonders lebhaft erhoben worden. Der eine richtete ſich gegen den von Haſe angenommenen Plan Jeſu und kam von verſchieden gerichteter wiſſenſchaftlicher Seite. Der andere erhob laute Klage gegen dieſe Profanation des heiligen Gegenſtandes und ſtammte aus den neugläubigen Kreiſen der Evangeliſchen Kirchenzeitung.

Haſe hatte folgende Anſichten über den Plan Jeſu aufgeſtellt:

Jesus wollte ein Gottesreich gründen d. h. zunächst sein Volk, durch dasselbe die Menschheit zu einer ewigen Gemeinschaft in religiöser Liebe vereinigen. Unter diesen allgemeinen nie veränderten Plan fallen zwei Gestaltungen. In der ersten Hoffnung Jesu, so gewiß das sittlich-religiöse Moment unbedingt vorwaltete, war doch auch das politische Moment der Theokratie nicht ausgeschlossen. Denn hätte, wie Jesus anfangs hoffte, der Gesammtwille der Nation den Messias anerkannt und sich in sittlicher Umkehr und religiösem Aufschwunge bethätigt, so wäre Jesus dadurch nach nationalem Begriffe die höchste Gewalt im Staate geworden. Nachdem er aber aus dem Erfolge seiner ersten Wirksamkeit die Unvermeidlichkeit seines zeitlichen Unterganges und in demselben den Willen Gottes erkannt hatte, ließ er das politische Moment gänzlich fallen und beschloß, unbekümmert um die Mißverhältnisse der Staaten und die Spaltungen der Völker, ein geistiges Reich des religiösen Lebens zu gründen, welches früh oder spät auch die weltlichen Verhältnisse durchdringen und die Welt überwinden müsse.

Gegen diese Behauptung von einer lebendigen Fortbewegung im Plane Jesu, die also einen ursprünglichen Irrthum in sich schloß, wandten sich lebhaft eine Reihe Theologen von wissenschaftlichem Ruf. So stand der junge Gelehrte mit seiner Anschauung einsam in der gesammten Theologie der Zeitgenossen. Und da gerade Diejenigen, die wie er selbst die Anhänglichkeit an den alten Christus mit der freien Forschung zu versöhnen trachteten, Alle gegen ihn waren, insbesondere auch der milde Lücke, der Vertraute Schleiermacher's, so wich Hase der Uebermacht und gab in der Hauptsache diesen Gegnern Recht, die er immer gern als Mitarbeiter betrachtete. Er that es nicht in rechter Glaubensfreudigkeit, sondern wie Einer, der ernst und sorgsam die Gründe gewogen hat, und sich nach langem Zweifeln ein leises Neigen der einen Wagschale nicht ableugnen kann. So haben die folgenden Auflagen des Lehrbuches die Verzichtleistung auf jeden unmittelbar politischen Zweck im Plane Jesu ausgesprochen, doch die Ansicht beibehalten, daß Jesus nicht gleich von Anfang an Tod und Untergang vorausgesehen und vorausgesetzt habe. Aber

nach der Erwägung langer Jahre hat Haſe ſpäter das ihm abgerungene Zugeſtändniß wieder zurückgenommen und iſt zu der Behauptung ſeiner Jugend zurückgekehrt, wovon ſeine Geſchichte Jeſu Zeugniß ablegt. Die Beweggründe, die den alten Gründen ihr Recht zurückgaben, waren: einerſeits, daß die johanneiſche Ueberlieferung nicht mehr ein unbedingtes Vorrecht über die drei anderen Evangelien anſpricht, wie ihm die Gegner es aufzuzwingen verſtanden hatten; andererſeits die langgeſcheute, und doch abgedrungene Anerkennung, daß Jeſus ſelbſt auf ſeinem Todeswege das Panier des theokratiſchen Meſſias wieder hoch bis in die himmliſchen Regionen erhoben hat.

Der zweite Vorwurf der Profanirung des Lebens Jeſu wurde zunächſt von Tholuck erhoben, der einige Aeußerungen, wie die über den Cölibat Jeſu, für „unwürdig und zugleich trivial" bezeichnete; dann aber wiederholte ihn in bekannter Heftigkeit die Evangeliſche Kirchenzeitung, die beweiſen zu können meinte, daß Haſe auf einem „wahrhaft bedauernswerthen Standpunkt chriſtlicher Ungewißheit und Zerworfenheit" ſtehe, und daß er mit wahrer Leichtfertigkeit das Heilige in den Staub ziehe. „Denn Staub iſt, was nicht göttlich iſt, und er entgöttert unſere Chriſtologie vom Anfang bis zum Ende; vielleicht um ſo ärger und gemeinſchädlicher, je mehr ſich ſein Beginnen gelegentlich auch hinter einen Nimbus von Gefühl, Frömmigkeit und von Gerechtigkeit verhüllt." Vor Allem ſtieß ſich der evangeliſche Referent ſchon an den Ueberſchriften der Paragraphen, welche dieſe Leichtfertigkeit hinreichend beurkundeten. So § 33 kindliche und § 41 intellektuelle Bildung; § 42 Das tägliche Brot; § 43 Der Cölibat; § 65 Die Schlafende [Jairus Töchterlein]; § 60 Die Heiterkeit Jeſu; § 95 Die Inkonſequenz [das kananäiſche Weib]; § 123 Das Liebesmahl; § 131 Horologium [die verſchiedene Stundenangabe der Kreuzigung]; § 137 Mythiſche Anklänge [die Auferſtehung der Leiber beim Tode Jeſu]; § 139 Der Abſchied von der Erde [die Himmelfahrt]. Außerdem hatte Haſe von einer „ſchönen Schwachheit" Jeſu geſprochen und ſeine Reden „gelegentlich geiſtreich" [esprit] genannt. Es war für ihn nicht ſchwer, den Vorwurf der Leichtfertigkeit zurückzuweiſen und als das Recht

des Protestantismus und das Recht der Wissenschaft die Forderung auszusprechen, daß für den Historiker kein wesentlicher Unterschied sei in der Behandlung einer profanen und einer heiligen Geschichte. Aber er hat später doch stillschweigend zugegeben, daß einige dieser Ueberschriften etwas Gesuchtes an sich hätten und nicht glücklich gewählt seien; und er hat sie dann durch andere ersetzt.

Das Lehrbuch hat im Laufe der Jahrzehnte fünf Auflagen erlebt, davon waren die späteren stark beeinflußt durch das Leben Jesu von Strauß und durch die von ihm ausgegangene mächtige Bewegung, die bis auf den heutigen Tag in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Lebens Jesu nachzittert. Hase hat vielfach seinen Gegensatz gegen den berühmten Nachfolger in der Darstellung des Gegenstandes geltend machen müssen, obwohl er den hohen wissenschaftlichen Werth des berühmten Buches willig anerkannte. Dadurch ist ihm doch nur immer klarer geworden, daß sein eigenes Buch eine Mittelstellung einnehme, die wohl das Recht der Wahrheit aber nicht den Erfolg des Tages für sich haben könne. So heißt es in der Vorrede zur vierten Auflage: „Solch eine mittlere Stellung, wie dieses Buch gleich ursprünglich sie einnahm, und wie sie durch meine ganze Bildung mir angewiesen ist, kann ihrer Natur nach in leidenschaftlich bewegter Zeit keine lauten und enthusiastischen Freunde haben: aber wenn vielleicht auch vielfach anders gestaltet, als ich mir die rechte Mitte zu denken vermag, wird sie nach einem unabänderlichen Gesetze der Geschichte aus ihren extremen Gegensätzen als die siegreiche, die theilweise Wahrheit eines Jeden in sich bewahrende Macht hervorgehen.“ In dieser stolzen Zuversicht machte er sich von Neuem daran, das Werk zu bearbeiten, sowohl im Gegensatze gegen die, welche im Enthusiasmus der Freilassung von einem göttlich geachteten Buchstaben, dem Neuen Testamente selbst die geschichtliche Thatsache nach Kräften ableugnen, als auch im Gegensatz zu denen, welche in der Pietät zur heiligen Schrift doch oft nur auf listige Ausreden sinnen, um diesen Buchstaben zu beschirmen. Und so spricht auch das Vorwort zur letzten Auflage das Bekenntniß aus: „Eine mittlere Stellung, die auf dem Gebiete der Geschichte nur

dasjenige für wahr hält, was geschichtlich erwiesen werden kann, hat ihr Mißliches nach beiden Seiten hin. Strauß rechnet dieses Buch zur Theologie des Buchstabens und Alten Testamentes, weil ich nicht aufhören kann die Auferstehung des Gekreuzigten für eine geschichtliche Thatsache zu halten, aber selbst der selige Neander, und er war kein Eiferer, konnte mir nicht vergessen, daß ich die Himmelfahrt nicht als eine solche Thatsache darzuthun vermag."

Das Leben Jesu wird schwerlich eine große Verbreitung über den Hörsal Hase's hinaus gefunden haben, in welchem es den Studenten als Leitfaden diente, nachdem einmal die starke Bewegung durch Strauß begonnen hatte, obwohl es doch auch in fremde Sprachen übersetzt worden ist und um seiner maßvollen Art willen stets Freunde gefunden hat. Es war unrecht, wenn Strauß das Buch der Unwissenschaftlichkeit zieh auf Grund der Beobachtung, daß vor einer kritischen Wegräumung des alten Schuttes auch das zierlichste biographische Gebäude auf lockerem Grunde stehe. Denn gerade Hase's Art, das Leben Jesu zu betrachten, hat vermöge der im Vergleich zu Strauß weit größeren Kongenialität mit dem Gegenstande nicht gewöhnliche Vorzüge. Es zeigt sich darin ein sehr feiner psychologischer Spürsinn, der zweifellos bei den wichtigsten Fragen auf dem rechten Wege war und das volle geschichtliche Lebensbild Jesu wieder herzustellen verstand.

Während eines Zeitraums von mehr als fünf Jahrzehnten hat Hase jedes dritte Jahr die Vorlesungen über das Leben Jesu als das Portal zur Kirchengeschichte gehalten. Schon 1823 hatte er daran gedacht, sie in Vollständigkeit herauszugeben, doch damals trat die Verstörung seines akademischen Lebens dazwischen. Und als sich 1828 in Leipzig die alte Lust zur Veröffentlichung erneute, waren ihm die Vorlesungen mit ihrer anregenden Macht auf die Jugend doch zu lieb, um sie durch ein Druckwerk zu ersetzen oder doch ihren persönlichen Einfluß zu verkümmern, so daß er eben nur das kleine Lehrbuch ausgehen ließ, welches die mündliche Erklärung weit mehr forderte als ersetzte. Aber als dem Greise der

Entschluß auftauchte, sich das akademische Leben gegen seinen Abend hin ein wenig leichter zu machen, tauchte der alte Gedanke sofort wieder auf. Nach Schluß des Wintersemesters 1872/73, in welchem er das Leben Jesu mit steigendem Interesse gelesen und glücklich zu Ende geführt hatte, lag ihm eine gewisse litterarische Leere vor, und da es ihm bedenklich vorkam, den Feierabend seines Lebens nur litterarisch Fremdes zu genießen, entschloß er sich, die Vorlesungen zum Druck einzurichten. So begann er alsbald in den Osterferien mit dieser Arbeit, die in vielen Stücken nur Abschrift war, in manchen aber ernstes Erwägen forderte, da es galt, sich mit allerlei neuen Werken aus einander zu setzen. Anfangs wurde sie gemächlich fortgesetzt, bald aber gehörte ihr alle aufzutreibende Zeit. Wie er es geplant hatte, wollte er noch einmal das Kolleg lesen und dann sollte die Drucklegung der so sorgfältig vorbereiteten und ausgestalteten Vorlesungen erfolgen. Es war im Wintersemester 1874/75, daß er vor einem nicht sonderlich besuchten Auditorium dieses Vorhaben ausführte. Er begann am 26. Oktober und schloß am 5. März. Flinke Hände fleißiger Hörer schrieben emsig die Worte des Meisters nach, der noch einmal mit unverminderter Geistesfrische den herrlichen Gegenstand seiner geliebten akademischen Jugend vortrug. Im Sommer wurde das Buch gedruckt. Die Vorrede ist datirt von seinem Geburtstage, und das Tagebuch enthält vom gleichen 25. August die Bemerkung: „Das Werk dieses Jahres, die Geschichte Jesu, ist vollendet, und ich meine, sie enthält die volle Entwickelung Dessen, was ich überhaupt vermag; darin liegt ein großer Gottessegen und -Frieden."

„Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen" nennt Hase das umfangreiche (gegen 800 Seiten umfassende) Werk und bezeichnet als seine Aufgabe: „Die Geschichte Jesu hat das Räthsel eines großen Menschenlebens zu lösen, indem sie darstellt, wie Jesus von Nazareth nach göttlicher Bestimmung durch die freie That seines Geistes in der Veranlassung seines Zeitalters Weltheiland geworden ist."

Eine ausführliche Einleitung eröffnet das Buch. Es gilt zunächst, die Quellen anzuführen, aus denen die Kunde des hohen Lebens geschöpft werden muß. Das sind zunächst die vier Evan-

gelien, die seit der Mitte des 2. Jahrhunderts in der herrschenden Kirche als die allein sicheren Lebensverkündigungen Jesu einmüthig anerkannt werden, obwohl sie zunächst ohne historisches Interesse mehr in erbaulicher Absicht oder besser mit dem Zwecke geschrieben sind, zu bezeugen und zu erweisen, daß der von Gott verheißene, von den Propheten verkündete Messias in der Person Jesu von Nazareth erschienen sei. Dabei tritt jeder näheren Betrachtung alsbald der Unterschied der drei ersten Evangelien auf der einen Seite, des vierten auf der andern entgegen; jene wegen ihrer Gleichartigkeit synoptische Evangelien genannt. In der schwierigen litterargeschichtlichen Frage nach dem Alter und Ursprung dieser Schriften entscheidet sich Hase dafür, daß von den drei ersten den ursprünglichen Evangelientypus am treuesten unser Marcusevangelium bewahrt habe und — wie wir oben sahen nach langem Schwanken — daß das vierte nicht unmittelbar auf den Apostel Johannes zurückgehe, sondern nur aus der Ueberlieferung hervorgegangen und in seinem Geiste redigirt sei. So daß im Ganzen vier glaubwürdige Erzählungen vorliegen, in denen doch alles Einzelne der historischen Kritik unterliegt, in Frage gestellt, auch als ungeschichtlich beseitigt werden kann. Denn zweifellos läßt sich auch einzelnes Mythische in den Evangelien finden; Volkssagen, die sich in die Geschichte verlaufen haben, wie ein Adler sich verfliegt in die Ebene. Auch einige außerchristliche Quellen und Denkmale zweiten Ranges sind bei einer Biographie Jesu zu berücksichtigen, wenngleich mit besonderer Vorsicht angesichts der märchenhaften apokryphischen Evangelienschriften.

Im zweiten Kapitel der Einleitung (Form) sind vor Allem die Erörterungen des § 14 über die Idee des Lebens Jesu bemerkenswerth. Wir erfahren hier mit dankenswerther Deutlichkeit, was wir von dem Buche zu erwarten haben. „Nur menschliches Leben ist ein geschichtlicher Gegenstand" — diese Worte Hase's könnte man als Motto über diese Schrift setzen. „Jesus rein menschlich betrachtet, ist es eine der schwersten und schönsten Aufgaben historisch und psychologisch darzuthun, wie er dazu gekommen sei, Messias seines Volkes und Heiland der Welt zu werden. Ist er der Gott selbst, der sich gesandt hat, der die Weltgeschichte

von Ewigkeit her überblickte und sie wollte wie sie ist: so erscheint solche Untersuchung ebenso unnütz als zwecklos." So ist ihm Jesus der Gottmensch nicht in dem undenkbaren Sinne, daß in ihm eine absolut göttliche und eine menschliche Natur in einem Individuum zusammengekommen seien, sondern in dem anderen: „Wenn ein Mensch das Menschliche rein von der Natur empfangen und vollkommen ausgebildet hätte, und durch seine fromme Liebe ethisch eins geworden wäre mit der Gottheit, so würde ein solcher Mensch das Göttliche in der Menschheit wahrhaft und in eminenter Weise darstellen. Ob für ihn der Name des Gottmenschen paßte? Betrachten wir die Menschheit nach ihrer Idee, wie sie sein sollte, so paßt er nicht, denn im wahrhaft Menschlichen ist das Göttliche schon einbegriffen, es versteht sich von selbst. Betrachten wir aber unser Geschlecht, wie es vor unseren Augen wandelt in seiner verkümmerten Wirklichkeit, die Millionen, die mit ihrem nur auf das tägliche Bedürfniß gerichteten Blick fast Thiermenschen genannt werden könnten, und auch die Besseren, meist nur Glücklicheren, weit abgefallen von jener Idee, der Sünde verfallen: so wird der Eine, der etwa in der Menschheit vorangeschritten als der Vollendete, in welchem das Göttliche wahrhaft und unverkümmert Mensch geworden ist, im schönen Sinnbilde, bezeichnend daß das rechte menschliche Leben immer ein göttliches Leben ist, ein Gottmensch genannt werden." „Unsere Voraussetzung als Idee des Lebens Jesu ist hiernach wohl eigenthümlich [nicht im Sinne des kirchlichen Dogmas] gefaßt, aber durch den Glauben der ganzen Christenheit gegeben, das Leben Jesu als das Leben eines Gottmenschen. So weit die Gottheit sich in der Menschheit offenbaren kann, hat sie sich offenbart, ist sie menschlich geworden in Christo. Aber das Göttliche ist nicht etwa seiner und unserer Menschlichkeit Fremdes, es ist seine vollkommene Menschheit selbst."

Das dritte Kapitel bietet eine glänzend geschriebene Uebersicht über die Litteraturgeschichte Jesu, so weit sie sich durch die Jahrhunderte entwickelt hat als äußerliche Zusammenfügung der Quellen oder als die geschichtliche Darstellung ihres Inhalts oder als künstlerische Auffassung und Ausschmückung desselben, also in harmo-

nischer, historischer und poetischer Darstellung. Die Menge dieser Schriften bezeugt das fortwährende Bedürfniß, den verschiedenen Standpunkten der Volksbildung, zuletzt auch der Wissenschaft, das Leben Jesu näher zu bringen, als durch die Evangelien selbst geschah; wenn schon zu diesen der christliche Sinn immer wieder zurückkehrte, so daß alle jene abgeleiteten Darstellungen nur deßhalb und insofern Werth haben, als sie einführen in das wahre und tiefe Verständniß der evangelischen Quellen.

Nach der Einleitung folgt die Vorgeschichte des öffentlichen Lebens Jesu als Kindheits- und Bildungsgeschichte. Die erstere, so viel oder vielmehr so wenig wir davon wissen, ruht auf den vielfach sagenhaften Berichten des Matthäus und Lukas. Die andere ist auf Rückschlüsse aus dem öffentlichen Leben Jesu, auf die hebräische Volksgeschichte und auf die allgemeinen Gesetze menschlicher Entwickelung verwiesen. Hierzu gehört auch eine geistvolle Abhandlung über Jesu Sündlosigkeit und Unfehlbarkeit, die erstere gefaßt als sittliche Vollkommenheit im steten sieghaften Wachsthum, die letztere als die Jesu auf den Höhen seiner Entwickelung eigene vollkommene Klarheit des Gottesbewußtseins, daher seine Lehre die Darstellung des vollkommenen religiösen Seins. Auch den Versuch einer Charakterschilderung Jesu macht hier Hase, indem er ihn schildert als das höchste sittliche Vorbild im schönsten Ebenmaß der eigenen sittlichen Vollendung. Einen breiten Raum nimmt dann die Darstellung des Zeitalters und der jüdischen Messiashoffnung ein, worauf denn in feiner psychologischer Kunst der Entschluß Jesu, als Messias aufzutreten, begründet und beschrieben wird.

Die Geschichte des öffentlichen Auftretens Jesu gliedert Hase auf Grund des Johannesevangeliums, das (während die synoptischen Evangelien nur eine Passahfeier Jesu kennen) bekanntlich drei Passahfeste unterscheidet, denen Jesus in Jerusalem beiwohnte, in drei Perioden. Die erste Periode, „das angenehme Jahr des Herrn", hebt an mit der Taufe Jesu in Judäa vor dem 1. Passah seines Lehramtes und erzählt die Wirksamkeit Jesu bis zur Volksspeisung; die zweite „das Jahr des Kampfes" beginnt mit dem 2. Passah, schildert die Sommerwanderung in

Galiläa und die Verborgenheit an der phönizischen Grenze und schließt unmittelbar vor dem Einzuge nach Jerusalem zum Todes-Passah. Die dritte bietet eine Darstellung vom „Untergang und Auferstehen".

Den Schleier des Geheimnisses, der über dem Ausgang des Lebens Jesu liegt, vermögen natürlich auch Hase's Untersuchungen nicht zu heben. Nicht so bestimmt wie einst im Lehrbuch behauptet er die leibliche Auferstehung. Sondern das Ergebniß eingehender Forschung — „und ich zweifle, ob eine unbefangene Wissenschaft je darüber hinauskommen wird" — stellt sich ihm so dar: das Eine oder das Andere kann geschehen sein: entweder mehr nach Paulus, Matthäus und Marcus eine Geistererscheinung, die sich in visionäre Zustände auflöst, oder nach Lukas und Johannes die leibhaftige Wiederbelebung des Gekreuzigten. Hase selbst neigt mehr zum zweiten, was allerdings den peinlichen Gedanken einer Art Scheintodes und den noch peinlicheren eines zweiten Sterbens Jesu in sich schließt; aber er ist weit davon entfernt, diese seine Ansicht Anderen aufdrängen zu wollen. Zumal er selbst ausspricht, daß jenes Resultat einer zweifachen Möglichkeit keins sei, das ihm gefalle. Sicher ist ihm nur der unerschütterliche Glaube der Apostel und der apostolischen Kirche an die Auferstehung des Herrn. Wie dieser Glaube entstand, darüber kann die Forschung irren. Aber das allein ist die sichere Thatsache der Auferstehung, daß Alles, was Christus während seines Lebens als sein eigenes Selbst in die Apostel eingepflanzt hatte, zur freudigen Thatkraft erweckt wurde und sie durch den Hinblick auf seinen Erlösungstod wie auf die göttliche Lösung desselben wirksamer als er selbst im irdischen Dasein das Evangelium des Gottesreichs verkünden, und wie er selbst zuletzt, was langer geschichtlicher Arbeit bestimmt war, von seiner plötzlichen herrlichen Wiederkunft erwarten.

Hase war sich bewußt geblieben, daß er bei seiner Art der Forschung nicht allgemeinen und jubelnden Beifall für sein Buch erwarten dürfe. Aber leise war in ihm trotzdem die Hoffnung lebendig, daß die Herausgabe seiner Vorlesungen doch vielleicht wieder eine größere Zahl Zuhörer um sein Katheder versammeln könnte, als das damals in der Zeit des Theologenmangels geschah.

Es war eine trügerische Hoffnung; im folgenden Jahre mußte er bekennen: „Das Leben Jesu ist wohl nicht in glückliche Zeit gefallen, und das Ereigniß scheint mir in Gefahr vergessen zu werden.“ Und es war an diesem Bekenntnisse viel Wahrheit. Leider hat das Buch sich in der allgemeinen Werthschätzung nicht die Stellung erringen können, die ihm doch zukommt; denn es ist ein bedeutendes Buch von bleibendem Werth. Gerade die, die von Strauß und Renan nicht befriedigt werden, weil sie empfinden, daß diese Art tendenziöser Bearbeitung des Lebens Jesu dem hohen Gegenstande nicht gerecht werden kann, würden mit um so größerem Genuß das Hase'sche Werk lesen. Es steht auch hoch über den beiden seitdem erschienenen größeren Schriften, die es an wissenschaftlichem Ernst und an Besonnenheit der aufbauenden Darstellung weit übertrifft. Die kleine letzte deutsche Biographie des Erlösers aber bietet wohl schöne Ergebnisse, läßt jedoch den Weg der Forschung vermissen, der zu ihnen führt. Und gerade auf diesem mühseligen und dornenvollen und doch so genußreichen Weg der wissenschaftlichen Untersuchung ist Hase ein unübertrefflicher Führer. Auf einem Gebiete, über das sich eine unermeßliche Fülle von Geschmacklosigkeit ergossen hat, hören wir aus seinen Urtheilen, Erwägungen und schließlichen Entscheidungen immer die Stimme eines billig denkenden, taktvollen und feinsinnigen Menschen heraus. Und so muß eindringlich gemahnt werden, dem Wunsche Hase's gerecht zu werden, der vor einem Vierteljahrhundert hoffte, mit diesem Buche seiner Jugend wie seines Alters — „und es kommt mir nicht vor, als wenn beide weit aus einander lägen“ — noch einige Jahre über sein Scheiden hinaus eine Gemeinde aufstrebender Jugend um seine geistige Kathedra zu versammeln.

3. Kirchengeschichte.

Hase war durch die akademischen Verhältnisse Jenas zur Kirchengeschichte gedrängt worden. Mit der ihm eigenen Geistesfrische und Beweglichkeit hat er sich dann rasch auf dem neuen Gebiete heimisch gemacht. Er wird wohl auch bald selbst das

Gefühl gehabt haben, daß dieſes Fach ſeinem Talente am meiſten entſpreche. Im Sommer 1831 hielt er zum erſten Male Vorleſungen darüber und von da an 52 Jahre lang in der ihm ſachlich gegebenen Gliederung, daß die drei Zeitalter dieſer Geſchichte ſich auf drei Semeſter vertheilten. Jene erſten kirchengeſchichtlichen Vorleſungen wurden unter mancherlei Schwierigkeiten begonnen. Haſe hatte wohl in Leipzig für ein verwandtes Gebiet gute Vorſtudien gemacht, aber doch nicht ſo viel gearbeitet, daß es für ein Kollegium ausgereicht hätte. Dabei befand er ſich in dem Glück der Flitterwochen, das durch dieſen neuen Thätigkeitszweig eine empfindliche Störung erlitt. Doch iſt es ihm geglückt, von Tag zu Tag Nahrung zu ſchaffen für die fleißige Jugend.

Schon nach Schluß des zweiten Semeſters war es ihm klar, daß er aus den Diktaten desſelben ein Kompendium der Kirchengeſchichte zu machen hätte, wie ſeine Zeit es noch nicht habe, aber bedürfe. Das war ganz ſeiner innerſten Weſensart entſprechend, die Kräfte nicht in der gelehrten Maulwurfsarbeit der Einzeluntersuchungen zu verbrauchen, ſondern ſofort das ganze große Gebiet, über das er kaum erſt einen Ueberblick gewonnen hatte, im Abriß zur Anſchauung zu bringen. Kaum war der Plan gefaßt, ſo ſtand ſchon die ganze Kirchengeſchichte vor ſeinem Geiſtesauge, wie ſie werden ſollte, und mit einer Begeiſterung, wie vielleicht ein Dichter für ſeine Schöpfung, warf er ſich in die mühſam ſtrenge Arbeit. Manche Stunde iſt drauf gegangen, die er gern bei der jungen Frau geſeſſen hätte, aber wie ſie ſelbſt ſich in die Luſt an dem, was da werden ſollte, mit hineinziehen ließ, ſo war es gerade das volle ſichere Liebesglück, das ſeinen Geiſt ſo friſch und jeder Anſtrengung gewachſen erhielt; und „nach drei Jahren lag das Werk fertig vor mir wie eine Statue aus einem Guß". Haſe hat ſelbſt zugegeben, daß es ein Werk der Kühnheit, ja Verwegenheit geweſen wäre, denn ſo Manches, davon er die Quellen ſehr unvollſtändig kannte, ſei in dieſer individuellen Beſtimmtheit nur wie aus Ahnung geſchrieben worden. „Und doch — fährt er fort — habe ich in ſo vielen folgenden Ausgaben zwar Vieles zugeſetzt, aber ſehr wenig zu verändern gehabt. Unter

glücklichen Verhältniſſen reifer Jugend begonnen, hatte ich's wirklich geſchrieben wie ein rückwärts gekehrter Prophet."

Das Werk erhielt den Titel: „Kirchengeſchichte. Lehrbuch zunächſt für akademiſche Vorleſungen", als Leitſpruch wurde ihm vorangeſetzt das berühmte Wort:

„Alles hat ſeine Zeit,
Der Herr der Zeit iſt Gott,
Der Zeiten Wendepunkt Chriſtus,
Der rechte Zeitgeiſt der heilige Geiſt."

In der Vorrede, die am Himmelfahrtsfeſte 1834 geſchrieben iſt, ſpricht ſich der Verfaſſer über ſeine Abſichten näher aus. Danach will er vor Allem, daß die Fülle des Lebens, wie ſie aus den urſprünglichen Denkmalen jedes Zeitalters uns anſpricht, noch aus dem zuſammengedrängten Abriß durchleuchte. „Ich habe daher mit Sorgfalt geſtrebt, ſtatt des Allgemeinen und Unbeſtimmten, wie es ſich gewöhnlich in Lehrbüchern findet, das Individuelle und Beſtimmteſte jedes Zeitalters auszuſprechen, und wo es allgemeiner großer Züge bedurfte, ſind dieſe voll Hindeutungen auf ſo beſtimmte Thatſachen, daß ſie den Lehrer darauf hindrängen, des Individuellſten dabei zu gedenken." Damit bekennt ſich Haſe von vorn herein grundſätzlich zu dem Repräſentativſyſtem in der Geſchichtſchreibung, d. h. er nimmt es dabei als ſein Recht in Anſpruch, Ideen durch Thatſachen darzuſtellen, in denen ſie enthalten ſind, und das Gewirr der Ereigniſſe wie der Perſonen dadurch zu einer deutlichen Anſchauung zu bringen, daß einzelne Perſonen und Ereigniſſe an der Stelle vieler andern ähnlichen herausgegriffen werden mit dieſem repräſentativen Charakter. Gerade dieſe konkrete Darſtellung einzelner hoher Geſtalten verhilft am beſten zu einer vollen lebendigen Anſchauung eines Zeitalters, wenn es ſo im Leben einzelner Zeitgenoſſen aufs genaueſte angeſchaut wird, und leuchtet am hellſten in der Erinnerung. „Shakeſpeare ſagt irgendwo in einem Prolog: Ich bitt' euch, nehmt die paar fechtenden Komödianten für eine Schlacht! Der Geſchichtſchreiber kann mit gleichem Rechte ſagen: Nehmt die geiſtigen Häupter und Repräſentanten einer Zeit für das Zeitalter ſelbſt."

Für einige ungewohnte Gegenstände mußte Hase durch sein Lehrbuch erst das Bürgerrecht in der Kirchengeschichte fordern: vor Allem für die Geschichte der christlichen Kunst, die er als Erster mit in den Stoff seiner Vorlesungen aufgenommen hatte. Andererseits hat er Manches fortgelassen, was als Ballast bis dahin mitgeschleppt wurde: Nebenpersonen eines Ereignisses, die nichts geleistet, Namen von Synoden, auf denen nichts beschlossen worden ist, der Päpste, die nicht regiert, und der Schriftsteller, die nichts geschrieben haben.

Ueber Hase's gewaltige Bedeutung als Kirchenhistoriker sind heute alle Beurtheiler einig und sein Lehrbuch gilt unbestritten als ein klassisches Werk von epochemachendem Werthe. Nicht von Anfang an war das der Fall. Röhr in seinem Zorn über Hase und den wachsenden Einfluß seiner Schriften bestellte sich bei dem Kirchenhistoriker Gieseler eine Vernichtungsrecension, die von diesem geärgerten Rivalen thatsächlich geschrieben wurde und namenlos in der Predigerbibliothek erschien. Die Anonymität blieb jedoch nicht gewahrt, Röhr selbst hatte sie ziemlich deutlich gebrochen, doch nannte Hase in seiner Vertheidigungsschrift, dem zweiten Hefte seiner „Streitschriften" den Namen des Gegners nicht, vertheidigte vielmehr einen „berühmten Kirchenhistoriker", der von Röhr als Verfasser bezeichnet werde, gegen diese Injurie, daß er der Autor eines so gehässigen Angriffs sein könne.

Der berühmte Kirchenhistoriker behauptete zunächst rund heraus, die Hase'sche Kirchengeschichte sei nur „ein Decoct" aus der seinen. Hase hat das mit gutem Rechte stolz als eine schamlose Behauptung zurückgewiesen, ohne sich dagegen eingehend zu vertheidigen. Der zweite Tadel betraf die Anordnung des Lehrbuches, die auch Hase nicht mit der freudigen Ueberzeugung des unbedingten Rechts vertheidigte, aber doch für die verhältnißmäßig am meisten geeignete beibehielt im vollen Bewußtsein davon, daß bei jeder solchen Eintheilung des gewaltigen Stoffes viel persönlich bestimmte Wahl und Willkür den Ausschlag gebe. Die Hauptanklage Gieseler's bezog sich auf den Vorwurf historischer Unrichtigkeiten, deren er eine große Anzahl anführte, um nachzuweisen, wie schwach es mit Hase's Quellenstudium beschaffen sei. Dieser

ging den 41 Anklagepunkten genau nach und konnte dabei zuletzt doch feststellen, daß er urkundlich nachgewiesen habe, wie mit wenigen offen zugegebenen Ausnahmen die historische Unrichtigkeit sich nirgends finde als in der kritischen Prediger-Bibliothek selbst. Endlich wurde auch noch die Form des Lehrbuches von dem Anonymus hart verurtheilt hinsichtlich der historischen Urtheile, die oft sehr überraschend seien, und hinsichtlich des Stils, welcher geschildert wird als „kurz, oft körnig und treffend, oft aber auch unbestimmt, so daß die Meinung des Verfassers in ein mysteriöses Dunkel zurücktritt. Dabei ist er lebendig, und reich an Bildern und Blumen, um sinnliche Anschauungen zu gewinnen; aber nicht selten ist diese poetische Färbung unpassend." Auch diese Anklagepunkte hat Hase im Einzelnen beantwortet und mit leichter Mühe die Berechtigung seiner eigenpersönlichen Ausdrucksweise nachgewiesen. Gieseler's Schlußurtheil lautete: „Das Ganze hat, mit einem Worte, eine glänzende Außenseite, verbirgt aber dahinter Leere und Armuth." Dagegen hat Hase das Urtheil der Zeitgenossen und das der Zeit selbst angerufen. Und die haben ihn glänzend vertheidigt.

Er selbst hat am wenigsten geleugnet, daß sein rasch entstandenes Buch verbesserungsbedürftig sei. Aber Angriffe solcher gehässigen Art, wie sie Gieseler unter dem Mantel der Gelehrsamkeit gegen ihn schleuderte, hat er leicht zurückschlagen können. Seine Streitschrift ist überaus glücklich verfaßt und er hatte den Eindruck, daß durch die böse Recension die Geltung seines Buches gar sehr gefördert worden sei.

Dieses trat nun einen wahren Triumphzug durch das evangelische Deutschland an; durch die Hände der Jugend fand es rasch und nachhaltig seinen Weg in tausend stille Pfarrhäuser und in Paläste. Eine starke Auflage folgte auf die andere, in die französische, niederländische, schwedische, dänische, ungarische und englische Sprache ist es übersetzt worden. Von anderen Studien, „die eher Kopf- oder Herzweh machen", ist der Verfasser immer besonders gern zu diesen friedlichen Geschichten zurückgekommen, um an dem Buche neu zu bessern. Denn er hat es selbst immer für mangelhaft gehalten und ist mit rastloser Mühe und unaus-

geſetzter Arbeit thätig geweſen, es immer vollkommener zu geſtalten. Noch 1877 hat er eine volle Ueberarbeitung daran vorgenommen und ausgeſprochen, daß „die Marmorſtatue vor jeder neuen Veröffentlichung wieder zum Thongebilde geworden ſei, das jeden friſchen Eindruck leicht aufnimmt". So erſt in allmählicher Entwickelung iſt das klaſſiſche Buch entſtanden, das wir heute Alle bewundern als ein unübertreffliches Meiſterwerk in ſeiner knappen, gedrängten, geiſtreichen Form der Darſtellung, und in dem weiten Blick, der Feinheit der Beobachtung und ſeiner Kunſt der Charakteriſirung, die die Geſtalten ſchöpferiſch zu beleben weiß. In der That ein Marmorbild, ein Kunſtwerk, das im todten Stoff das Leben ſo täuſchend darſtellt, wie irgend menſchliche Kunſt und irdiſcher Stoff das möglich macht.

Noch der 85jährige Greis hat die 11. Ausgabe druckfertig gemacht und den buchhändleriſchen Sohn mit wahrhaft jugendlicher Schaffensluſt aufgefordert: „Alſo magſt Du munter ein paſſendes Papier anſchaffen und ſuche einen theologiſch gebildeten Setzer zu gewinnen." Drei Setzer waren dann wacker für ihn an der Arbeit; dann ging's etwas langſamer, weil in der Reformationsgeſchichte „der arge Janßen", der katholiſche Geſchichtſchreiber Deutſchlands, ihn aufhielt. Doch hat er ſich ſcharf dahinter gelegt, und wurde ganz ungeduldig, als die Fertigſtellung des Buches in Folge techniſcher Schwierigkeiten ſich ſchließlich etwas verzögerte. „Es iſt nicht die Ungeduld eines jungen Autors, die mich treibt, auch betrifft's ja nur ein altes Buch, aber es ſteht einiges Neue darin, das eben in der nächſten Gegenwart ſeine Bedeutung hat und zunächſt die neue Auflage tragen und bekannt machen wird." Und ſo iſt dieſe neue „Ausgabe letzter Hand" 1886 erſchienen, in der neueſten Geſchichte fortgeführt bis zum Jahr ihrer Veröffentlichung*. Die Vorrede ſchließt mit einem Gruß an Leopold von Ranke, mit dem Haſe einſt in Rom ſo manche Abendſtunde zuſammengeſeſſen hatte und der ſoeben mitten aus reicher

* Die 12. Auflage als Vermächtniß an das kommende Geſchlecht gedacht und für weitere Kreiſe beſtimmt, darum ohne das gelehrte Beiwerk der Litteratur-Ueberſichten und Anmerkungen iſt in dieſem Jahre ausgegeben worden.

Thätigkeit im höchsten Greisenalter heimgegangen war. Nun kann ihr letzter Satz, den der Kirchenhistoriker dem Welthistoriker widmete, auf ihn selbst angewendet werden: er ist inmitten einer heroischen That der umfassenden Geschichtschreibung „von der einen Unsterblichkeit zur anderen Gestalt derselben übergegangen".

„Wie ein Maler aus seinem Skizzenbuche gern einmal das eine oder andere Bild ausführt" hat Hase einige Male die kurzen Paragraphen seines Lehrbuches zu umfassenden Lebensschilderungen ausgestaltet. Zwei Heilige zunächst. Der eine Franz von Assisi. In dieser Schrift wollte Hase anschaulich machen, wie sich das Mittelalter, das seinen kirchlichen Höhepunkt in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts erreichte, in einem seiner größten Söhne und in der von ihm ausgehenden Stiftung individualisirt. So hat er das Zeitalter des Heiligen von Assisi nicht neben ihm, sondern nur in ihm dargestellt. Dabei wünschte er an einem Beispiele zu zeigen, wie die mittelalterliche Heiligenlegende auf dem Gebiete unbefangener Geschichtsforschung und in der protestantischen Kirche zu betrachten sei. Denn es ziemt nicht, diese Legenden einfach als Lügenden zu mißachten, sondern die Heiligen des Mittelalters sind auch unsere Ahnen, und erscheinen sie uns nicht als die höchsten Ideale des Christenthums, so sind sie doch hohe eigenthümliche Verpersönlichungen des christlichen Geistes. Und gerade diese mittelalterliche Nachbildung des Lebens Jesu, wie sie in der Gestalt des Franz uns entgegentritt, beansprucht auch von protestantischer Seite regste Antheilnahme. So daß Hase aussprechen konnte: „Ich habe von meinem Heiligen Alles abgethan, was sich nicht geschichtlich erweisen läßt, ich habe ihn in aller Nacktheit und Naivetät dargestellt wie er sich selbst seinen Zeitgenossen: und doch welche welthistorische Persönlichkeit, welche wunderbare Kreatur Gottes ist übrig geblieben!" Auch nach so mancher Schrift, die seit Hase's Büchlein über den Heiligen verfaßt worden ist, bleibt es noch immer ein höchst lesenswerthes chef d'oeuvre de critique religieuse, wie es einst Ernst Renan gerühmt hat.

Das andere Heiligenbild ist Caterina von Siena, die dem heiligen Franz geistesverwandter ist, obwohl einem anderen Jahrhundert angehörig, als etwa sein Zeitgenosse, der andere große Ordensgründer Dominicus, Don Guzman. Auch von ihr durfte Hase nach seiner Darstellung mit vollem Rechte sagen: „Nachdem alle die glänzenden Schleier hinweggezogen sind, mit denen die Phantasie ihres Zeitalters, sogar auch ihre eigene, dieses holdselige Antlitz verhüllt hatte, welche wunderbare Kreatur Gottes ist doch übrig geblieben, oder vielmehr nun erst in ihrer vollen menschlichen Schönheit anschaulich geworden!" Gerade Caterina erscheint als ein Urbild katholischer Frömmigkeit und mittelalterlicher Weltanschauung, und war doch eine ahnungsvolle Gläubige an die Wiedergeburt und ewige Zukunft der Kirche.

Auf die Monographien über die beiden Heiligen folgen in dem 5. Bande von Hase's gesammelten Werken die Neuen Propheten, doch schon vor ihnen entstanden (1851); Propheten nur im ursprünglichen Sinne des Wortes als solche, die dafür galten, daß sie vom Geiste Gottes erfüllt, getrieben, über menschliches Loos hinausgestellt seien; Personen von höchst verschiedenem sittlichen Gehalte, auf ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Weise unsere Theilnahme ansprechend, gewählt aus drei Hauptvölkern des christlichen Abendlandes, aus der französischen, italienischen und deutschen Nation.

Erstens die Jungfrau von Orleans, die mit der Gluth ihrer Andacht und der unbedingten Hingabe an Gott ebenbürtig neben den großen Heiligen des Mittelalters steht; daneben aber ihre historische Bestimmung in jener Begeisterung für ihr irdisches Vaterland hat, gegen welche mitten im Thatensturme das Interesse am eigenen Geschick ganz verschwindet. Die Einheit von Frömmigkeit und Patriotismus lag in ihrem Glauben, daß das königliche Frankreich das Reich Christi sei, seine Feinde die Feinde Gottes.

Zweitens Savonarola, der Bettelmönch von Florenz, in dessen Herzen die Sehnsucht nach der Reformation der Kirche brannte und der thatsächlich in das Morgenroth der Gedanken schaute, aus denen nachmals diese Reformation wirklich hervor-

gegangen ist. Aber er hat nicht daran gedacht, an den Satzungen etwas zu ändern, in denen sich fast seit einem Jahrtausende der Glaube der abendländischen Christenheit festgestellt hatte. Die Reformation, an die er glaubt, ist eine sittlich religiöse, daß jedes Kirchenamt zu seiner frommen Bestimmung zurückgeführt, durch den überflüssigen Reichthum der Kirche die Noth der Armen gelindert werde, Jedermann Buße thue und der göttliche Geist mit seiner Liebesfülle wieder die Gemeinde regiere. Daher seine Weissagung auf die Reformation zur Bußpredigt wurde. Er ist ihr letzter Prophet gewesen.

Drittens das Reich der Wiedertäufer, ein wilder Ausläufer von der gleichzeitig größten religiösen That des deutschen Volkes. Bei dieser Darstellung war es Hase's Absicht, eine Partei, die fast den Eindruck von Irrsinnigen macht, aus ihrer Entstehungszeit zu verstehen, und ein Ereigniß, das aus der Ferne wie ein grauenvolles Fastnachtspiel aussieht, in seinem tragischen Ernste zu erkennen, um Das, was wirklich gewesen ist, wenigstens als möglich zu erweisen.

Hase war gewohnt, die Vorarbeiten zu seinen Vorlesungen auf Zettel zu schreiben, die sich naturgemäß im Laufe der Jahre bei steter fleißiger Fortarbeit ins Ungemessene vermehrten, auch allmählich immer unleserlicher wurden. Darum faßte er 1856 den Entschluß, sein kirchengeschichtliches Kollegium voll auszuarbeiten, um — wie er meinte — für alte Tage, wenn er sie erleben sollte, sich etwas Festes zu sichern. An eine Drucklegung der Vorlesungen dachte er aber durchaus nicht. Er fürchtete stets durch Herausgabe derselben sich die Kollegien selbst zu schmälern, die er in ihrem persönlichen Einfluß auf die studierende Jugend doch immer als das schönste Vorrecht des Professors erklärte. Selbst als der ihm nahverbundene Verleger in späteren Jahren ihn um die Erlaubniß ersuchte, einen zuverlässigen Stenographen in die kirchenhistorischen Vorlesungen zu senden, damit diese vollständig erhalten würden, hat er das zunächst abgelehnt, zumal er wußte, daß ohnedem Etliche seiner Zuhörer, mit jener schwarzen Kunst Vertraute,

fleißig nachgeschrieben hatten. Doch veranlaßte dieser Vorschlag die Betrachtung: wenn nun nach dermaliger Sitte die unberufene Veröffentlichung der stenographirten Vorträge kaum verhindert werden könne, so schien es doch räthlich, selbst eine Redaktion anzufangen, durch welche das zum Verständniß Nothwendige aus dem Lehrbuch in die Vorlesungen (die eben dieses überall voraussetzten) hineingearbeitet würde. „Es wird freilich, ausgeführt, dem Lehrbuch Eintrag thun. Aber es ist eine hübsche Alters-Arbeit, da man nichts Neues mehr zu ersinnen, sondern mehr nur zu ordnen hat. Es dürften freilich ein 2 Jahre zur Vollendung gehören, aber ich führ es fort, so weit Gott durch seine mir so freundliche Natur es will." Zunächst ging diese Arbeit des 81jährigen Greises nur langsam von Statten und blieb sogar noch in der Einleitung vollständig stocken. Erst als er Ende Juli 1883 seine letzte Vorlesung gehalten hatte, fand er wieder Lust und Muße, das Werk aufs Neue zu beginnen. Mit rüstigem Fleiß ging es vorwärts; die Arbeit machte ihm viel Freude und er hatte zuweilen die Erheiterung, am Studiertische sich zu fühlen wie unter neuen idealen Zuhörern; im Frühling 1885 waren 1269 Seiten von des alten Professors Hand geschrieben, der Druck begann und wie die Vollendung des ersten Theiles gerade mit Hase's Ferienaufenthalt in Gastein zusammenfiel, so nahm er Gelegenheit, die beiden ihm dorthin geschickten Bände an die Großherzogin Sophie von Sachsen und an den Litterarhistoriker Wilhelm Scherer zu geben; beide gleich ihm zur Kur in den Bergen.

Noch zwei Bände mußten folgen, wenn das Werk vollendet werden sollte. Der Greis empfand freilich, daß kein besonderes Anrecht vorhanden sei, daß er es bis zu Ende führe: aber stenographische Aufzeichnungen aus verschiedenen Jahrgängen seien vorhanden, auch zahlreiche Zettel von ihm selbst; so werde unter seinen getreuen Mitarbeitern früherer Jahre ein Getreuester nicht fehlen, der es in seinem Sinne vollende.

Seite auf Seite schrieb der alte Herr für den zweiten Band. Doch mußte er 1886 sagen: „Ich kann mir's doch nicht bergen, daß ich darin mein Alter fühle, langsamer schreiben zu müssen, in jungen Jahren flog mir's aus der Feder." Immerfort arbeitete

er weiter an dem großen Werk, aber der Hand entfiel oft die Feder. Am 3. Januar 1890 hat sie ihm der Tod für immer aus der Hand genommen. Bis zum Papst Gregor VII. war das Manuskript noch bei seinen Lebzeiten gedruckt worden, und mit seinem rührenden Fleiße hatte er die Druckbogen noch selbst korrigirt. Der erhoffte Getreueste fand sich in einem Schüler und Verwandten des Verewigten, Professor Gustav Krüger in Gießen, der mit hingebender Pietät das begonnene Werk auf Grund der vorhandenen Zettel und Nachschriften zu Ende führte, nichts davon thuend, nichts hinzusetzend. So kam das große Lebenswerk des Meisters noch zum glücklichen Abschluß.

In der Einleitung dieser seiner „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen" bespricht Hase zunächst das Verhältniß von Kirche und Welt. Der Begriff der Kirche wird bestimmt als Gemeinschaft des durch Christus vermittelten religiösen Gesammtlebens; das Weltliche gedacht nicht nur als Gegensatz, sondern auch als Gegenstand für die Wirksamkeit der Kirche. Die Kirchengeschichte ist die Darstellung der Kirche in ihrem Werden theils im Streben nach ihrem Ideal, theils im Verhältnisse zur Welt. Ihre gebildete Form entsteht durch die Zusammenfassung dessen, was als einzelnes Moment in der Geschichtschreibung sich geltend macht: Kritik, Pragmatismus und theologischer Geist. Sie will nicht ergötzen oder rühren wie Roman und Drama, sondern einfach belehren, jedes Zeitalter in allen seinen kirchlichen Beziehungen uns zum Bewußtsein bringen, zum Nacherleben im Gedanken veranlassend. Die Quellen, aus denen die Geschichte quillt und zu schöpfen ist, werden eingetheilt nach ihrem Werthe und nach ihrer Form. Den höchsten Werth haben Urkunden; nur den zweiten Grad nehmen die Berichte der Augenzeugen und Zeitgenossen ein, denn durch die Nähe selbst droht die Parteilichkeit. Nach ihrer Form stehen voran die Quellenschriften aller Art; dann kommen die mannigfachen Denkmale und die mündliche Ueberlieferung.

Zwei geistige Mächte durchkreuzen sich in der bisher geschehenen Geschichte der Kirche: der Geist der Kirche selbst in seinen beiden Hauptgestaltungen als Katholizismus und Protestantismus;

von Seiten der Welt die herrschenden Volksgeister: die Kirche, vom Judenthum ausgegangen, und darin liegt ihr orientalisches Element, ist zuerst auf griechisch-römische Bildung, dann auf germanische Nationalität eingegangen. Alles Andre war dem bisher untergeordnet. Hiernach gliedert sich die Kirchengeschichte in drei Zeitalter: Alte, Mittlere und Neue Kirchengeschichte. Die Alte Kirchengeschichte umfaßt die Zeit bis zur Aufrichtung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation 800 und gliedert sich in die zwei Perioden, die eine bis zur Regierung Konstantins, als das Christenthum, eine verfolgte Sekte, den Thron des Weltreichs bestieg; die andere schildert die Begründung einer bischöflichen Hierarchie und die Anfänge der germanischen Kirche. Die Mittlere Kirchengeschichte wird gerechnet bis zum Beginn der Reformation 1517 und zeigt die Herrschaft des römisch-germanischen Katholizismus, ihre eine Periode schließt mit dem Johannistag des Papstthums: mit Innocenz III. hat die päpstliche Monarchie ihren Gipfel erreicht; ihre andere zeigt die beginnende Auflösung des Katholizismus, die Vorboten der Reformation. Die Neue Kirchengeschichte reicht bis zur Gegenwart und ist gekennzeichnet durch das Nebeneinanderbestehen des Katholizismus und Protestantismus. Ihre erste Periode enthält das Hervortreten des Protestantismus im Kampf um sein Dasein als eigene Kirche und die neue Feststellung des Katholizismus; sie schließt mit dem westphälischen Frieden 1648. Ihre zweite bringt den Kampf, der zwischen beiden Kirchen geführt wird, immer mehr als allgemeinen Principienkampf, als Princip des Verhaltens und des Fortschreitens, des altväterlichen Herkommens und des sich befreienden Geistes, in der protestantischen wie auch innerhalb der katholischen Kirche. Hase hat diese Periode bis zum Ende der siebziger Jahre seines Jahrhunderts fortgeführt.

Aber bei der bloßen Zeitfolge würde der Zusammenhang vielfach zerrissen. Die Geschichte eines Kirchenlehrers, Klosterordens, Papstes, einer Geistesrichtung, kommt nur als ein Ganzes möglichst zusammengefaßt zu einer bestimmten Anschauung; so daß innerhalb der Zeitordnung eine Sachordnung bestimmter Gruppen entsteht, zum Nacheinander ein Nebeneinander, in welches die

Kirchengeschichte den reichen Inhalt einer lebensvollen religiösen Gemeinschaft gliedert. Diese Gruppen sind: die räumliche Verbreitung des Christenthums, die Missionsgeschichte; die Gesellschaftsverfassung der Kirche als kirchliche Rechtsgeschichte; die Darstellung des christlichen Geistes in der Litteratur und seine Gestaltung als Lehre und Wissenschaft; das christliche Leben. Diese kulturhistorischen Bestandtheile zieht Hase in einem Umfang in seine Darstellung herein, wie es bisher in der Kirchengeschichte nicht üblich war, und in derartigen Schilderungen ist er als feiner Kenner von Kunst und Litteratur stets überaus glücklich.

Als einmal einige hochgebildete Frauen sich über die Kirchengeschichte unterrichten wollten und deßhalb nach Hase's Lehrbuch für akademische Vorlesungen griffen, wurde unter ihnen bald die Klage laut, daß es angesichts der gedrängten Kürze dieses Werkes und seiner gedankenschweren Sätze mit diesen Studien nicht recht vorwärts gehen wolle. Da rieth Hase selbst dazu, sein Lehrbuch in Frieden zu lassen und zu der Kirchengeschichte des Baseler Theologen Hagenbach zu greifen als in ihrer poetisch plastischen Weise für solche Zwecke am besten geeignet. Nachdem sein eigenes großes kirchengeschichtliches Werk vollendet ist, würde er seine Bescheidenheit nicht mehr so weit treiben wie damals, sondern zweifellos auf diese eigenen Vorlesungen hinweisen. Denn wenn er auch eine wissenschaftliche Kirchengeschichte verfaßt und gelesen hat, so hat er absichtlich in diesen gedruckten Vorlesungen alles bloß gelehrte Aussehen verlöscht, um jedem Gebildeten verständlich zu sein; weil wir nach seiner Meinung einer Zeit entgegengehen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höheren Bildung rechnen wird. Und es wird auf dem weiten Gebiete des deutschen Schriftthums nicht viel Werke geben, die so wie Hase's kirchenhistorische Vorlesungen tiefgründige Gelehrsamkeit mit lebensvoller Darstellung zu einem wahren Kunstwerk vereinen, das zu lesen jedem Gebildeten eine hohe Freude sein muß. Das Geheimniß dieses Zaubers besteht vor Allem in dem Reiz der anziehenden, feinen, oft durch eigenartige Wendungen überraschenden, wirklich anmuthsvollen Sprache. Da ist nirgends erbauliches Pathos, nirgends trockene Wissenschaftlichkeit; seine Redeweise gleicht dem

klaren, ruhig hinziehenden Fluſſe, von deſſen ſanften leichten Wellen man ſich gern forttragen läßt. Und auch da wo ſich Haſe's Sprache zu hohem dichteriſchen Schwung erhebt, bleibt er fern von hohler Deklamation und verſchwommener Unklarheit: es iſt Alles klar und rein wie Kryſtall. Eine ſolche wundervolle Darſtellung ermöglicht ihm die reiche Beweglichkeit des Geiſtes und die ſie begleitende liebevolle Vertiefung in Alles, was menſchlich groß und ſchön iſt, was im Menſchengeiſte vom Hauche des in der Geſchichte ſich offenbarenden Gottes berührt wird. So hat er mit einer unübertrefflichen Kunſt auch das ſcheinbar Unbedeutende herbeigezogen und gerade durch die Benutzung kleiner individueller Züge, Briefe, Ausſprüche und anekdotenhaften Stoffs ein unvergleichlich plaſtiſches Geſammtbild geſchaffen.

Hier liegt die reifſte Frucht der Lebensarbeit Haſe's vor uns und das deutſch-proteſtantiſche Volk ſchuldet ſeinem klaſſiſchen Kirchenhiſtoriker einen vollen Ruhmeskranz.*

---

* Zu den beiden vorſtehenden Kapiteln vergleiche:

G. Krüger: Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche 3. Aufl. Artikel Haſe. Band 5. S. 453—461.

P. Baumgärtner: Karl v. Haſe's geſammelte Werke, in der Chriſtlichen Welt 1894, Nr. 33 und 38; 1895, Nr. 8, 29 und 48.

E. Schwarz: Zur Geſchichte der neueſten Theologie. 4. Aufl. S. 470—482.

VI. Der Romfahrer.

Wer von Roms ſchmaler und berühmter Hauptſtraße, dem Corſo, ſich kurz vor der Piazza Colonna öſtlich wendet, vernimmt nach einigen Minuten ein ſtarkes Waſſerrauſchen. Es iſt unter all den prächtigen öffentlichen Brunnen Roms der prächtigſte, die Fontana di Trevi, an der ſüdlichen Schmalſeite des Palazzo Poli aufgebaut als eine gewaltige Figurengruppe, davor ein großes Waſſerbecken. Aus ihm pflegt der von Rom Scheidende zu trinken, um ſich der Wiederkehr zu verſichern.

Ob Haſe, da er das erſte Mal von der ewigen Stadt Abſchied nahm, das nützliche Waſſer trank, iſt uns nicht bekannt. Später hat er es jedenfalls „mit frommem Aberglauben" gethan und davon nach Hauſe Kunde gegeben. Und des Waſſerſegens iſt er ſicherlich theilhaftig geworden, denn ſechzehn Mal hat er die Wiederkehr nach Rom feiern können. Eine ſchöne Ferienheimat hat er die Stadt genannt und ausgeſprochen, daß von allen Orten der Welt ihm die liebſten ſeien Jena und Rom. In der Thüringer Heimat hat man die Romfahrten theilnahmsvoll im Geiſte begleitet und manchmal iſt die Rede geweſen, er werde von dort kaum wieder zurückkehren. In Italiens Hauptſtadt hat man dem regelmäßig und rüſtig wiederkehrenden Greiſe den Spitznamen des Kardinals von Jena angehängt, und er hat ſich's lächelnd gern gefallen laſſen. Denn ihm iſt dieſes Italien immer erſchienen

als ein besonders hohes Gottesglück, wohl geeignet, ihm fast die Stelle eines großen Zeitalters und die Wirksamkeit in demselben zu vertreten. Und dem Reisen dort, das er als eine rechte Kunst trefflich verstand, dankte er eine stete Verjüngung; in ihnen liegt die Erklärung seiner immer neu belebten Arbeitslust wie seiner Geistesfrische bis ins höchste Alter.

Nach jener ersten großen Reise in der vollen Sehnsucht und im überschwänglichen Glück an der Seite des Freundes, sind zwei Jahrzehnte dahingegangen, erfüllt mit den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens und des Berufes, bis ihm wieder eine Wanderung nach Rom geglückt ist. 1844 war sie geplant an der Seite der Gattin, doch haben allerlei widrige Umstände die Ausführung gehindert. Erst 1852 war er dort, nun doch mit der geliebten Frau und mit den beiden erwachsenen Töchtern. Noch einmal, im Jahre 1868, hat er die theure Lebensgefährtin nach Rom führen können und sie hat trotz Kränklichkeit in ihrer innigen Weise Italien noch recht genossen. Auch von zwei Söhnen ist er auf einer italienischen Reise begleitet gewesen. Die übrigen vierzehn Male ist er allein unterwegs gewesen, und nachdem er Italien zweimal nach Cornelius Wort als Mutter, d. h. im Herbst, geschaut hat, sah er es dann regelmäßig als Braut, d. h. im Frühling. Im März zog er aus, im Mai kehrte er zurück.

Wie viel war anders geworden in jener langen Zeit, die zwischen der ersten und der letzten Romfahrt, zwischen 1829 und 1882 lag! Schon in der äußeren Art des Reisens hatte sich Mancherlei verändert. Die ersten Male war es natürlich nur ein Reisen im Wagen; der Weg von München nach Verona allein beanspruchte drei Tage und drei Nächte, und über die Alpen mußte oft auf weiten Strecken der Schlitten benutzt werden. Erst 1859 fuhr man von München aus, wo Hase stets im Kreise alter Freunde die ersten Ferientage verlebte, mit der Eisenbahn bis Innsbruck. Erst 1870 ging es auch über den Brenner im erwärmten Dampfwagen. Je beschwerlicher aber die winterliche Fahrt durch das rauhe Gebirge war, desto köstlicher war dann freilich das Hinabfahren der südlichen Sonne entgegen und in den vollen Frühling hinein.

Wie billig ward der erſte Aufenthalt in Verona genommen, dort galt der erſte Gang der Arena, von deren hohen Stufen aus Italien begrüßt wurde. Von Verona ging der Weg nach Venedig, wo dann Alles genoſſen wurde, bei Tage die Stadt und ihre Kunſt, Abends das Theater, und immer der Marcusplatz, „der Einem doch immer wieder wie ein Gedicht vorkommt, das man einſt geleſen hat, und wie ein Traum, über den man ſich wundern möchte, daß er feſte Geſtalt und Wirklichkeit hat". Von hier ging es manchmal über Mailand, zumeiſt über Ferrara nach Bologna im engen Poſtwagen, oft von bewaffneter Macht zum Schutz gegen die Räuber begleitet und bei mancherlei Paßſchererei. Erſt 1862 ging die Eiſenbahn bis Bologna und erſt 1866 auch über den Apennin in kühnem Bau bis Florenz. Nun auch beim geeinten Königreiche Italien mit direkten Fahrſcheinen und gemäßigter Zolluntersuchung.

Florenz nahm einige Tage in Anſpruch, die manchmal ſogar noch etwas ausgedehnt wurden, weil Haſe hier ein Theater hatte, in Rom dafür aber die ganze Faſtenzeit über nur die tägliche Faſtenpredigt — „kein unwürdiger Erſatz" — und die Abende zunächſt ohne Studierlampe und Geſellſchaft. Die Medizeerſtadt am Arno in all ihrer Kunſtherrlichkeit und mit ihren hiſtoriſchen Denkmalen hat es dem Reiſenden immer von Neuem lebhaft angethan; dazu ihre köſtliche Natur in der Blüthenpracht des Frühlings. Auch der Saal des jungen italieniſchen Parlaments wurde beſucht, als es dort eine kurze Zeit tagte für das geeinte Land, mit rechter Freude, doch begreiflicher Weiſe nicht ganz ſo bewegt wie 1848 die Paulskirche.

Auf der Weiterreiſe nach Rom ging's bis 1870 allezeit noch recht kirchenſtaatlich zu. An der Grenze war ſtets ein langes Herumtreiben in naßkalter Halle über der Viſitation der Koffer und Päſſe, und dann entſpann ſich wohl zwiſchen dem ungeduldigen Reiſenden und dem Zollbeamten mit den offenen Händen ein Streit, wobei der Italiener die Theſe zu Grunde legte: das Governo ſei nicht der Fremden wegen da, und wenn es ihnen hier nicht gefalle, könnten ſie wo anders hingehen. Darauf Haſe: das Governo ſei wohlwollend, ja heilig, und wolle nicht ſolche

unnütze Plackerei. „Vielleicht daß er fester an seine These geglaubt hat als ich an die meine."

Ehe die Eisenbahn nach Rom führte, ging der Postweg über den Monte Mario. Nach einer 34stündigen Wagenfahrt herrschte in der engen Kutsche natürlich große Müdigkeit. Aber wenn dann der Schaffner noch am fernen Horizont wie einen dunkeln Hügel die Peterskirche zeigte, und wenn dann die Straße sich hinabsenkte ins Tiberthal, da hatte alle Müdigkeit ein Ende, und selbst die leidigen Paßgeschäfte an der Porta del Popolo wurden mit Geduld ertragen. Es galt ja die Einfahrt in Rom und das war ja immer das eigentliche ersehnte Reiseziel.

Wenn der Angekommene im Gasthofe schnell das Nöthigste besorgt hatte, was zu einem flüchtigen römischen Bürgerrecht gehört, suchte er sich eine Wohnung. Mehrere Male hat Hase dieselben Zimmer bewohnen können in der Via Sistina nahe am Pincio; beim Austritt aus dem Hause sah er rechts den Obelisken von San Trinita in Monte, links den Thurm der Kirche San Maria Maggiore, und unmittelbar vor ihm lag ein Gärtchen voll dunkeln Grüns und dies voll Citronen und Orangen.

In solcher Wohnung richtete er sich etwas studentenmäßig, wie er schreibt, aber auch häuslich ein; und wenn eine Studierlampe aufzutreiben war, hat er gern auch einmal den Abend daheim gesessen, wenn er nicht in Gesellschaft sein konnte. Der Tag begann in der frühesten Morgenstunde mit einem Spaziergang durch das Blüthenreich der Anlagen auf dem Monte Pincio, zumeist in Gemeinschaft mit Gregorovius, dem dichterischen Geschichtschreiber von Rom, der ihm ein vertrauter und verehrter Freund wurde. Erst nach der Rückkehr wurde gefrühstückt. Dann wurden einige Stunden mit häuslicher Arbeit verbracht. Unthätig zu sein war ihm unmöglich, und es war nur sehr relativ gemeint, wenn er von seinem Nichtsthun schrieb. Aber wenn er auch den römischen Frühlingsmonat sich nicht viel mit Bücherstaub verkümmern lassen wollte, so gehörte ihm doch etwas gelehrte Arbeit unbedingt dazu, um sich kein Gewissen über diese Reise zu machen. Namentlich als es galt, die Polemik zu ver-

faſſen, iſt viel von dieſem Buche an Ort und Stelle des zu bekämpfenden Römerthums und an ſeinen Quellen geſchrieben worden.

Nach der Arbeit, der regelmäßig die Frühſtunden, ſeltener die Abendzeit gewidmet war, folgte in der Paſſionszeit der Beſuch einer Faſtenpredigt, zumeiſt in der glänzenden Jeſuitenkirche, wo er denn von ſehr gewandten Rednern viel Weltklugheit und Italieniſch, auch etwas Chriſtenthum lernen konnte. Mit regſter Theilnahme verfolgte er die Gedankengänge des Predigers und es machte ihm wirkliche Freude, wenn einer etwa einmal über die beiden Principe ſprach, in welche die Welt getheilt ſei, das katholiſche und das proteſtantiſche, wobei denn freilich das letztere ſchlecht genug wegzukommen pflegte. Dieſes Anhören der Faſtenpredigt gehörte etwas zum guten Ton; und da man über Koncerte und Theater ſich in der geſchloſſenen Zeit nicht unterhalten konnte, ſo ſprach man über dieſe Mönche, empfahl ſie zu hören oder widerrieth den Beſuch ihrer Reden. So hat die Fürſtin Wittgenſtein Haſe einmal den Dominikaner Romanini empfohlen, der in der Kirche Santa Maria ſopra Minerva täglich gewaltige Predigten hielt über die Ehe, gegen den Luxus, über die Thränen der heiligen Magdalena u. a. m. Eine Predigt über Pflicht und Segen der Arbeit rühmt Haſe als ganz in ſeinem Sinne gehalten — obwohl er ſelbſt in Rom ſo gut wie nichts thue, und ſo habe der Mönch allerdings überſehen ein behagliches Ausruhen nach gethaner Arbeit. Ein Jeſuit predigte einmal darüber, daß man die göttliche Allmacht zwingen könne, die Gebete zu erhören, durch Beharrlichkeit und Vertrauen. „Mein Glaube geht nicht ſo weit, die Ergebung iſt doch vor Allem das rechte Ingredienz eines chriſtlichen Gebets; aber ich bitte doch Gott in heiterer Hoffnung, Dich, meine liebſte Frau und was er uns gegeben, wohl zu bewahren, und mir mein gutes Theil daran.“

War die Faſtenpredigt gehört, ſo ging es an das eigentliche Tagewerk des Rompilgers, an die Beſichtigung der tauſend „Sehenswürdigkeiten“.

Als Haſe einſt mit Hermann Härtel durch die Kunſtſchätze Italiens zog, hat er ſich dem Freunde gegenüber manchmal etwas bedrückt gefühlt, da er jenen ſo kunſtverſtändig erkannte, ſich ſelbſt aber bei aller Liebe zur Kunſt doch im Grunde mehr wiſſenſchaftlich gerichtet. Doch hat er ſich ſchon damals dieſer Frage gegenüber einen ſehr verſtändigen Standpunkt erwählt, den er auch bei fortſchreitender Sachkunde durch das ganze Leben eingenommen hat und der ihm perſönlich vollauf genügte, ohne daß er irgendwie den Anſpruch erhob, rein künſtleriſch zu empfinden und zu genießen. Er ſchrieb: „Von den Bildern verſteh ich höchſtens ſo viel, daß ich einige lieb gewinne, ohne genau zu wiſſen, ob es wirklich die Malerei, die Ausführung oder der Gedanke des Malers iſt, der mich anzieht.“ Nun, es war thatſächlich mehr das Letztere und ſo iſt's geblieben, daß er mehr Freude am Gegenſtand als an der eigentlich künſtleriſchen Technik des Kunſtwerks empfand, alſo der Standpunkt des Dilettanten, aber mit der ſehr weſentlichen Ergänzung dieſes Standpunkts als ein als ſolcher klar erkannter. Allem dilettantiſchen Aburtheilen oder Verhimmeln gegenüber, wie man es gemeinhin findet, hat Haſe daran bewußt feſtgehalten, daß er zwar an allen Werken der Kunſt eine hohe Freude haben könne, aber daß ihm im Grunde doch der perſönliche Geſchmack und noch mehr die an ſie zu knüpfenden hiſtoriſchen Erwägungen dieſe Kunſtwerke näher brachte, als ihr Kunſtwerth an ſich. „Indeß freue ich mich, in ein Reich eingeführt zu werden, in welchem ich ein Gaſt bleiben muß.“ Aber ein kluger und edler Gaſt iſt's geweſen in dieſem Reiche!

Aus der romantiſchen Anſchauung ſeiner Jugend heraus hatte Haſe auf der erſten großen Reiſe zunächſt eine Vorliebe für alles Süße und Anmuthige gezeigt, an Michelangelo's herber Kunſtgewalt vorerſt alſo keinen Gefallen gefunden. Je tiefer er ſich aber in die reiche vielgeſtaltige Welt der Kunſt verſenkte, deſto unbefangener lernte er auch ihren Werken gegenüber zu ſtehen, und wenn es auch kaum je völlig geſchah ohne die, ſo ſelbſtverſtändliche wie unbewußte, Tendenz des Kirchenhiſtorikers: er hat die Kunſt Italiens erkannt und genoſſen in der beſonnenſten und feinſinnigſten Freude.

So wanderte Haſe mit offenem Auge und empfänglichem Sinn durch die unermeßlichen Kunſtſchätze der ewigen Stadt. Der erſte lange Gang galt der antiken Ruinenwelt über Kapitol und Forum nach dem Coloſſeum, wo damals noch die Gelbveigelein reichlich in den Trümmern blühten und das große Kreuz in der Mitte der Arena ſich erhob als ein rechtes Siegeszeichen; von hier herauf zu dem Gartenlande über den Kaiſerpaläſten, das ihm allezeit ein Lieblingsplatz geweſen iſt, von dem er gern die Sonne untergehen ſah. Zuletzt ging es dann zum Pantheon, jener am beſten erhaltenen Ruine aus Roms erſter Glanzzeit und wohl dem ſchönſten Innenraum, der je von Menſchenhänden geſtaltet wurde. Hier hat Haſe mit Vorliebe volle Stunden geweilt und gar andächtig iſt es ihm unter dieſer weiten Kuppel geworden, durch deren runde Oeffnung oben der blaue Himmel Italiens frei herein glänzt. Und ſo lebhaft hat ihn die erträumte volle Wiederherſtellung dieſes Wunderbaues beſchäftigt, daß er die kurze Spanne Zeit ſeines Pontifikats lediglich dazu verwendet hat, hierüber bedeutſame Dekrete ausgehen zu laſſen. Er hatte ſich nämlich einſt bei augenblicklicher Abweſenheit des Thronwächters auf den päpſtlichen Stuhl in der Capella Siſtina niedergelaſſen und von hier als Pontifex Maximus ſeinem Reiſegenoſſen und einzigen Zuhörer eine eindringliche Anſprache darüber gehalten, wie wohl am beſten mit kunſtverſtändigem Sinne dem Pantheon aufzuhelfen ſei. Einige dieſer ſeiner Wunſcherlaſſe ſind übrigens ſpäter thatſächlich ausgeführt worden: die häßlichen Glockenthürme Berninis fielen dem geläuterten Geſchmack zum Opfer, und die Ausgrabungen bis zur urſprünglichen Grundfläche der Umgebung ſind fleißig fortgeführt worden.

Die Sammlungen des Vatikan, der die Kunſtherrlichkeit des Alterthums in reicher Fülle in ſich birgt und zugleich die Blüthe der Renaiſſance in den Hauptwerken Michelangelo's und Raphael's, leitete aus dem antiken Heidenthum hinüber in den Glanz des Papſtthums. Als deſſen eigentlicher künſtleriſcher Vertreter gilt die Peterskirche. Ihr hat Haſe von vorn herein mit erſtaunlich reifer Anſchauung gegenüber geſtanden, gleich weit entfernt von dem chriſtlich-deutſchen Enthuſiasmus ſeiner romantiſchen Zeit-

genoſſen, die dieſe Kirche für ein förmliches Ungeheuer erklärten, und von jenem herkömmlichen Ueberſchwang der Empfindung, die vorgiebt, vor der bloßen Größe des Baues ſich überwältigt und bedrückt zu fühlen. Er hat dieſen Rieſentempel angeſchaut mit dem Auge des Geſchichtskundigen, der ſich ſagt, daß das Große desſelben nicht liegt in ſeiner Ausdehnung und nicht in ſeiner Schönheit, ſondern in ſeiner Beſtimmung als Sinnbild des Papſtthums und der ganzen katholiſchen Chriſtenheit, die in dieſer Kirche gleichſam eingepfarrt iſt, ſie mag leben in welchem Lande ſie will. Was vor Allem den Gothikern an dieſer Kunſt zu mißfallen pflegt, die Vermiſchung des Antiken mit dem Chriſtlichen, löſt ſich für den Hiſtoriker in jener höheren Nothwendigkeit, daß der römiſche Katholizismus ſelbſt nichts ſei als eine Verbindung des Chriſtlichen mit dem Römiſch-Heidniſchen, das nicht gemeint in der kleinlich gehäſſigen Weiſe, wie es gewöhnlich von Proteſtanten vorgebracht wird als ein bloßer Vorwurf der Verſchlechterung des Chriſtenthums, ſondern in dem Sinne, daß das in der menſchlichen Natur von Haus aus liegende Heidniſche: die Freude an der Gegenwart, die Achtung des irdiſchen Lebens und die Liebe zur Kunſt, in der römiſchen Kirche ſeine Heimat gefunden habe.

Eine wirkliche Erbauung gewährten auch dem Proteſtanten die Geſänge der Nonnen zur Veſperandacht in der Kirche S. Trinita in Monte, für deren ſüße Stimmen einſt auch Felix Mendelsſohn Chorlieder geſchrieben hat.

Und ſinnend iſt der Kirchenhiſtoriker in den dunklen Gängen der Katakomben umhergewandert, die ſo rührendes und beredtes Zeugniß von dem Leben der erſten Chriſtenheit ablegen; und gern folgte er dabei der kundigen Führung De Roſſi's und anderer römiſcher Alterthumsforſcher, denen er auf ſolchem Rundgang mancherlei Neues verdankte, das er für ſeine Kirchengeſchichte mit nach Hauſe nahm.

Zwei Hauptereigniſſe des öffentlichen Lebens in Rom hat Haſe faſt bei jeder Anweſenheit dort mit feiern helfen: die Weltfreude des Karnevals und das gottesdienſtliche Leid der heiligen Woche.

So munter wie einſt das erſte römiſche Mal hat er freilich

die tolle Luſtigkeit der Karnevalswochen nicht wieder mit erlebt, aber er hat doch auch ſpäter nicht ungern an ihren Vergnügungen Theil genommen, bis zuletzt im Theater die unwiderſtehliche Kette der Soldaten im Hintergrund des Saales aufmarſchirt und ſtill vorwärts ſchreitend der lauten Maskenluſt ein Ende macht.

Die Feierlichkeiten der Charwoche waren zu des Kirchenſtaats Zeiten freilich weit glänzender als ſpäter, und die von Hunderttauſenden beſuchten Gottesdienſte in der Peterskirche, in denen der Papſt im vollen Pompe ſeiner Herrſcherſtellung erſchien, entbehrte nicht des Eindrucks. Am andächtigſten pflegte die Stimmung zu ſein bei den Paſſionsgottesdienſten in der Capella Siſtina, wo das Miſerere ergreifend geſungen wird. Am Oſterſonnabend fand bis 1870 die berühmte Beleuchtung der Peterskuppel ſtatt, am Sonntag die Segnung der unabſehbaren Menſchenmaſſen durch den Papſt von der Loggia ſeiner Kirche herab.

Als Haſe 54jährig zum erſten Male allein nach Rom kam, erwartete er ein einſames Leben, denn Männer ſeines Gewerbes ſeien dort gar ſelten, jüngere Leute aber ſchlöſſen ſich dem älteren Manne doch nicht dauernd an, und auch er ſelbſt ſei damit nicht ſo raſch. So wurde es ihm anfangs doch zuweilen mitten in dieſer Herrlichkeit etwas melancholiſch zu Muthe; doch paßte es ihm ſo auch nicht übel zu dieſer Welt voll Trümmer, und allein ſeines Wegs zu gehen war er ja auch ſonſt in mancherlei Beziehung gewohnt. Doch war ihm ſchon damals durch mancherlei Geſelligkeit für die Abende geſorgt, ſo daß er kaum nöthig gehabt hätte, in den deutſchen Künſtlerverein einzutreten.

Je öfter er nach Rom kam und je vertrauter er mit dem Leben der Stadt wurde, deſto mehr nahm für ihn die Schar der Bekannten und Freunde zu, und ſchließlich iſt der ehrwürdige und geiſtreiche Theologe ſtets der gefeierte Mittelpunkt eines großen Kreiſes und der regelmäßige liebe und verehrte Gaſt einiger deutſcher Familien geweſen.

Zuerſt waren es naturgemäß Künſtler, denen ſein Umgang galt. So hat er Cornelius vielfach beſucht in jener Caſa Bartholdi

in der Via Sistina, in deren Saal der Künstler einst mit jungen Freunden der neuen Schule die Josephsgeschichte gemalt hatte, damals aufsehenerregend, von vielen Seiten auch heftig verworfen als frevelhafte Werke zügelloser Neuerer; jetzt hängen sie in der Berliner Nationalgalerie und muthen Einen recht zahm und altmodisch an. Auch mit Overbeck, dem katholischen Maler, wurde lebhafter Verkehr unterhalten. Mit Paul Heyse wiederholt zusammen hat Hase auf die Gestaltung von dessen Thekla-Dichtung einigen Einfluß gewonnen. Liszt, ihm von Weimar aus bekannt und befreundet, hat vielfach zu seinem römischen Umgang gehört. Mit dem älteren Preller ist er durchs Sabinergebirge gewandert. Der Bildhauer Kopf hat von ihm ein wohlgelungenes Flachrelief in Medaillonform modellirt, das neben der Marmorbüste Hildebrand's und den Oelbildnissen Türk's (1852) und Hübner's (1875) die Züge des protestantischen Theologen treu für die Nachwelt bewahrt hat.

Eine Zeitlang bildete vor Allem Frau Schwabe, die getaufte Jüdin aus England, mit ihrer Freundlichkeit, ihren Kindern und ihrem Reichthum den geselligen Mittelpunkt eines weiten heiteren und geistig angeregten Kreises. Da ist Hase auch einmal der Sultan Saladin zugefallen, als mit vertheilten Rollen Nathan gelesen wurde. Eine andere werthe Befreundung wurde ihm mit Frau Grunelius aus Frankfurt, einer Badenschen Pfarrerstochter, die in Rom ein großes Haus machte, wobei denn vielerlei interessante Persönlichkeiten und andere „recht hübsche Leute" gesehen wurden. Auch in der Familie des Malers Lindemann-Frommel hat Hase viele gute Stunden verlebt. Die treffliche Hausfrau ist jahrelang krank gewesen und lag bleich und freundlich in ihrem schneeweißen Bett; der Stuhl am Kopfkissen und zu Füßen war selten unbesetzt, man unterhielt sich so gern mit der Leidenden. Im Jahre 1876 ist sie sanft verschieden und Hase hat sie mit zur letzten Ruhestatt geleiten können „Cestius Mal vorbei", dorthin, wo unter den Cypressen des protestantischen Friedhofs auch Goethe filius den letzten Schlaf träumt und wohin 1830 der unselige Schwabe Waiblinger von den trauernden deutschen Freunden gebettet worden war.

In der preußischen Gesandtschaft — der nachmaligen deutschen Botschaft — ist Hase jederzeit viel und gern aus- und eingegangen. Als im Konzilsjahr zur Feier des königlichen Geburtstags die Gäste, unter ihnen sämmtliche preußischen Bischöfe in großem Staat, dort durch einen französischen Taschenspieler unterhalten wurden, hat es dem Theologen großen Spaß bereitet, daß gerade die Bischöfe mit solchen Wundern regalirt würden. Vom nächsten Jahre an feierte man am gleichen Frühlingstage den Geburtstag des deutschen Kaisers. Vor Allem war es der Botschafter Herr von Keudell, der durch längere Jahre auf dem Kapitol die edelste Gastfreundschaft hielt mit glänzenden Festen und freundlichen Abenden in kleinerem Kreise. In seinem Hause hatte die Musik eine schöne Heimat, so daß bei einem der Kaiserfeste auch einmal ein Chor von Herren und Damen, durch den Hausherrn selbst geschult, vaterländische und Volkslieder sang bis nach Mitternacht. Der 82jährige hatte den Schmerz, die Trauerfeier für Frau von Keudell mit begehen zu müssen; er hat die Heimgegangene als den guten milden Genius des Hauses lebhaft beweint. Damals ist er nicht sehr erbaut gewesen von der Trauerrede des aushelfenden Kandidaten, während er doch sonst sehr gern und regelmäßig zu den deutschen Protestanten gehörte, die sich andächtig im kapitolinischen Kirchlein versammelten, in der mancher geistvolle Mann das Amt des Botschaftspredigers verwaltet hat.

Es konnte nicht fehlen, daß der berühmte Gelehrte auch in den Kreisen der Hierarchie Beachtung fand. Und so ist er thatsächlich auch vielen der römischen Prälaten nahe getreten, wenngleich dem Papste selbst nicht, in begreiflicher Zurückhaltung. Das haben seine beiden weltlichen Söhne gethan, die einmal in voller Unbefangenheit eine Audienz bei Pio Nono improvisirten und mit zahlreichen anderen Pilgern freundlich von dem greisen Kirchenfürsten empfangen wurden.

Doch suchte Hase des Papstes damalige rechte Hand, den Kardinal Antonelli, die mächtige Eminenz, auf, eingeführt durch einen Brief des Großherzogs; der war zwar sehr huldreich gegen den protestantischen Professor, hat aber doch Schwierigkeiten

gemacht, als er Vergünſtigungen für die Benutzung der vatikaniſchen Bibliothek gewähren ſollte: das Reglement (das er doch ſelbſt gemacht hatte) ſei ſehr ſtreng u. ſ. w. So war die Audienz für ihren eigentlichen Zweck ziemlich ergebnißlos. Doch hat Haſe das Geſpräch mit dieſem klugen und ſchönen Papſtgewaltigen großes Vergnügen gemacht.

Eine ſehr fruchtbringende Bekanntſchaft ſpann ſich 1854 mit Theiner an, dem Vorſteher des Vatikaniſchen Archivs und römiſchen Kirchenhiſtoriker. Ein kleiner munterer Mann, der Haſe oft in ſeiner vatikaniſchen Behauſung empfing oder ihn im Weinberg ſeines Ordens auf dem Monte Mario mit köſtlichem Wein bewirthete. Da fühlten ſich die beiden Männer von ſo ganz verſchiedener Bildung und Beſtrebung durch das gemeinſame Band der Wiſſenſchaft verbunden. Dieſer Bund hat mit unveränderter Freundlichkeit durch Jahrzehnte gewährt. Theiner ſchenkte dem deutſchen Arbeitsgenoſſen mancherlei werthvolle Bücher; als der ihm einmal dafür ſeine „Neuen Propheten" brachte, ſich entſchuldigend, daß er gerade nicht etwas Anderes hätte, das man anſtändigerweiſe in den Vatikan bringen könnte, erwiderte der römiſche Theologe: „Ach, in meiner Studierſtube iſt Alles gern geleſen, was Sie geſchrieben haben." Dafür hat man ihm aber auch die Thür, welche von der nach ſeiner Stube aufſteigenden Treppe unmittelbar in das Archiv führte, zugemauert, da er im Konzilsjahre nicht ſo recht päpſtlich zuverläſſig erſchienen war.

Dieſes ökumeniſche Konzil in der Nähe zu ſehen hatte Haſe von Anfang an den lebhafteſten Wunſch gehegt, in dem er durch ſeine Freunde, auch durch den Großherzog, eifrig beſtärkt wurde. Als Mitte März 1870 die römiſchen Heiligen noch immer zuſammen ſaßen, machte er ſich daher bei Beginn der Oſterferien mit einiger Neugier auf, wie ſich dieſe Geſchichte in der Nähe ausnähme. Unterwegs ſprach er in München bei Frohſchammer vor, der ihm erzählte, wie die Aufſehen erregenden Briefe der Allgemeinen Zeitung von Döllinger geſchrieben würden, der durch einen Engländer in Rom, welcher reich genug ſei auch Geheimes zu erfahren, auf heimlichem Wege die genaue Kenntniß der Vorgänge erhalte. In Rom war es freilich ein etwas langwieriges

Warten, denn die Berathungen gingen nicht so schnell vorwärts, wie man erwartet und gehofft hatte. Dabei ward das Geheimniß so ängstlich gehalten, daß während der Sitzungen der obere Theil der Peterskirche durch eine starke Schweizerwache für Jedermann abgeschlossen war, damit man auch nicht vom Schalle des Redners und gelegentlich vieler Stimmen etwas vernähme. Wenn am Schluß der Versammlungen die Thüren sich aufthaten, bildeten die Neugierigen eine Gasse in der Kirche, durch welche die Prälaten hindurch mußten, und es war für Hase ein anregendes Schauspiel, diese 700 Würdenträger aus so vielen Völkern in ihren verschiedenen Trachten und Gesichtern vorüberziehen zu sehen. Er trat zu einer ganzen Anzahl von Bischöfen in freundliche Beziehungen, obgleich sie wohl seinen „Franz von Assisi" und seine „Polemik" kannten. Und wie nun damals im Mittelpunkte des Katholizismus eine tiefe Spaltung zu Tage trat, so galt Hase der liberalen Opposition als ein innerlich Befreundeter und, mitten in den Ereignissen lebend, war er immer so ziemlich mit dem Laufenden und Erwarteten bekannt. Dabei gestaltete sich natürlich für ihn das gesellige Leben noch bewegter und interessanter als sonst. Doch hat er das Ende der Kirchenversammlung nicht abwarten können; die Pflicht des Semesters rief ihn und so eilte er im Mai über München, wo er sich mit Döllinger besprach, heimwärts.

Aus jener Zeit stammte die Bekanntschaft mit dem deutschen Kardinal Hohenlohe, die ihm nachmals besonders werth wurde. Er hat denselben später wiederholt aufgesucht, und als es galt den Kulturkampf zu beendigen, lebhafte und fördernde Unterredungen mit ihm gehabt. In seiner Gegenwart verhandelte er mit dem Prälaten Laurenzi, dem Vertrauten Leo XIII, welcher sich Hase's Denkschrift über „Des Kulturkampfes Ende" hatte übersetzen lassen. In der dem Kardinal eigenen Villa d'Este in Tivoli hat Hase als Gast des liebenswürdigen Kirchenfürsten köstliche Frühlingstage unter den 300jährigen Cypressen und in der ganzen reichen Natur des herrlichen Gartens verlebt, zusammen mit seinem Neffen, dem Hallischen Chirurgen Richard Volkmann (Leander). Da hat der Kardinal den Gästen nach dem Abendbrot auf seinem Harmonium

Volkslieder und Choräle vorgespielt, darunter „Nun danket Alle Gott" von Liszt bearbeitet und dem evangelischen Theologen gewidmet. Als Hase ein anderes Jahr am Palmsonntag den ehrwürdigen Freund besuchte, schenkte ihm der die Palme, die er als vom Papste soeben geweiht erhalten hatte, und so zog der protestantische Professor mit der päpstlichen Palme durch die Stadt zurück. Zu Ostern war er dann Gast des Kardinals in dessen bischöflicher Residenz in Albano. Ihm kam dabei die Lage eines Bischofs in seinem Sprengel nicht allzu behaglich vor, denn der wurde bei seinen Ausgängen hart von Kindern und Weibern zum Handkusse bedrängt. Am Ostersonntag (1881) hielt der Kardinal dort das Hochamt, wobei sich die ganze Pracht der Kirche entfaltete, doch hielt zu Hase's Genugthuung inmitten der Messe ein Kapuziner eine beredte kurze Festpredigt „und so traten die beiden Elemente dieses Kultus, die vergoldete Pracht des Episkopats und der Bettelmönch wohlthuend zusammen". Neben den Festen und der Annehmlichkeit des Aufenthaltes hat es doch an einsamen Gesprächen nicht gefehlt, und Hase schrieb sich einigen stillen Antheil daran zu, wenn es zum kirchlichen Frieden des Vaterlandes käme. Noch einmal besuchte Hase den Kardinal 1882, und wurde von ihm mit gewohnter Freundlichkeit und besonderer Offenheit aufgenommen, da die Eminenz damals durch die Jesuitenpartei ganz in die Opposition gerathen war.

Wer das Tagewerk eines Rompilgers eine Zeit lang fleißig geübt hat, fühlt lebhaft das Verlangen, nach all der vergangenen Kunst und gegenwärtigen Herrlichkeit freie Natur zu genießen. So zog es auch Hase in den schönen Frühlingstagen mächtig hinaus, um draußen im braunen Wellenland der Campagna umherzuschweifen, die Albanerberge aufzusuchen oder in den Schluchten des Sabinergebirges zu wandern. Hier war es Tivoli mit seinen gewaltigen Wasserfällen, seinem Sibyllentempel und dem schon erwähnten Garten der Villa d'Este, das regelmäßig besucht und bewundert wurde, wie es so malerisch an der Pforte der düstern

Gebirgswelt hinlagert und von ſeiner Höhe den Blick weithin lenkt in das römiſche Land. Nur einmal iſt Haſe den Weg noch weiter in das Gebirg hineingewandert, als er mit dem Maler Preller nach Subiaco und Olevano zog, begeiſtert von dieſer großen wilden Natur.

Lieber noch als zu den Sabinerbergen lenkte Haſe ſeine Schritte ins Albanergebirge, das ſich weniger großartig aber um ſo anmuthiger giebt. In ſeiner erſten Romzeit nahm er ein Pferd und ritt durch die Campagna nach Frascati. Später ging dahin der Weg mit der Eiſenbahn, und das Rauſchen des Bahnzuges durch das ſtille Land kam ihm vor wie durch die Lagunen von Venedig, etwas frevelhaft, doch ein ſtattlicher Fortſchritt der Kultur. Von Frascati, wo Tusculum beſucht wurde, ging's nach Grotta Ferrata. Hier wurde jährlich am Palmſonntag der Schinkenmarkt gehalten in einer Allee alter immergrüner Eichen und im Kloſterhofe. Ganze Wälle von Schinken und Speckſeiten lagen zwiſchen den Bäumen aufgeſchichtet, und als der Hauptartikel ließen ſich zahlreiche Ferkel vernehmen. Es herrſchte da ein lebhaftes Getümmel rechten Volkslebens, in Laubhütten ſaßen die Einheimiſchen und Fremden und tafelten vergnügt bei Wein, Brot und Schweinebraten, wie es zum Feſte gehörte. Faſt jedes Mal beſuchte Haſe das heitere Getümmel, nicht ſelten darüber die päpſtliche Palmenfeier in der Capella Siſtina verſäumend, zumal wenn draußen die Frühlingsſonne ſo lockend ſchien und ſich muntere Gefährten zum fröhlichen Ausfluge fanden.

Ueber Caſtel Gandolfo ging der Weg nach Albano. Von da durch den grünen Buchenwald mit ſeinen ungezählten Anemonen beim Schlagen der Nachtigallen hinauf zum Monte Cavo oder lieber noch zum Nemiſee, an deſſen Ufern die Frühlingspracht des Waldes und der Blumenteppich ſo herrlich zu ſchauen war, wie ſonſt nie, der darum auch Haſe's Lieblingsplatz geblieben iſt, und der Pfad um ihn herum von Genzano aus bis Nemi und auf der anderen Seeſeite zurück ſein Lieblingsweg, den er nie verſäumte, zu Fuß oder zu Eſel mehrere Male zu wandern. Auch der 82jährige Greis hat ihn noch zurückgelegt an einem köſtlichen Lenztage durch den duftenden und tönenden Wald, freilich nun

nicht mehr als rüſtiger Fußgänger oder ſtolzer Reiter, ſondern in einem bequemen Wägelchen.

Italiens ganze Herrlichkeit iſt ausgebreitet über Neapel und ſeine Umgebung als ein rechter Garten Gottes. Nicht weniger über Sizilien mit ſeiner zauberiſchen Schönheitsfülle; doch iſt Haſe dahin nach ſeiner erſten Reiſe nie wieder hingekommen. Wohl aber jedes Mal nach Neapel. Zuerſt auch hier in der Poſtkutſche von Rom aus mit dem Nachtquartier in Terracina, ſpäter mit der Eiſenbahn, und von da an iſt's ihm immer nur wie eine Spazierfahrt dahin erſchienen.

Er hat ſich das bekannte excentriſche Sprüchwort „Sieh Neapel und ſtirb" immer ſo gedeutet: Sieh dir Neapel recht an und lebe da ſo vergnügt wie möglich. Und ſo hat er auch ſeine Freude gehabt an dem geräuſchvollen Getümmel der volkreichen lärmenden Stadt. Gern nahm er ſeine Wohnung in einem der Gaſthöfe, die nach dem Meer hinausliegen, ſo daß vor ihm die ganze Herrlichkeit des Golfs ausgebreitet lag mit den beiden Schlußpfeilern, nach Oſten der Veſuv, nach Südweſt Capri. Behaglich ſchaute er in den engen Gaſſen dem eigenartigen neapolitaniſchen Volksleben zu, das er denn freilich auch gelegentlich in ſeinen Schattenſeiten kennen lernte, wenn ihm etwa ein Taſchentuch — „eins der großen" ſchreibt er der ſorglichen Gattin — geraubt wird, oder wenn er ſeine Uhr vor den geſchickten Fingern eines kecken Diebes mit der Fauſt retten mußte.

Weniger geſellig wie in Rom, doch auch nicht einſam, verbrachte der Reiſende hier goldene Frühlingstage. Die Abende gehörten faſt ausnahmslos dem Theater trotz des engen Raumes, der ſtarken Hitze und der langen Dauer der Vorſtellungen, die vor Mitternacht nie zu Ende waren; zu beſonderer Freude hat er da auch einmal Schiller's Maria Stuart geſehen.

Wenn die ſchier unermeßlichen Kunſtſchätze des Muſeums und der Spaziergang in der Villa Nationale unter den Blüthen am Meer genoſſen war, dann wurden die Ausflüge in die Umgebung

vorgenommen. Hinauf ging's als nächste Bergeshöhe nach Camaldoli, wo sich eine der schönsten Aussichten der Welt vor dem entzückten Auge ausbreitet — hier ist es dem Kirchenhistoriker das einzige Mal in Italien begegnet, daß ihm ein Priester in aller ernstlichen Naivität hat zum Katholizismus bekehren wollen, denn der sei viel besser. Weiter empor zu dem Vesuv, an dessen Gipfelkrater der 30jährige einst die letzte süditalienische Nacht verbracht hatte; nun ritt der 60jährige zu Pferde hinauf; der 70jährige hat sich den dampfenden Berg nur noch von unten angesehen. Die auferstandene Todtenstadt Pompeji wurde durchwandert, dann ging der Weg südwärts über Salerno, bis wo in einsamer Haide still und groß die Tempel von Pästum liegen. Nach Amalfi führte die prachtvolle Straße, die wie über dem Meere hängt. Dort wurde der Ausflug ins kühle Mühlenthal unternommen, und dann ging es auf dem Saumpfad über den Monte S. Angelo in den reichen Orangengarten von Sorrent, von wo zuerst der Ritt nach der Höhe des Telegraphen ging, von dem aus man beide Meerbusen sieht, den von Salerno und Neapel. Von Sorrent aus wurde — doch nicht immer — die Ueberfahrt nach Capri gemacht; und besonders unvergeßlich war es Hase, als er einmal erreicht hatte, nicht nur flüchtige Stunden, sondern Tag und Nacht geruhig auf der wunderlichen Insel zu bleiben, auch Anacapri zu besuchen, und im zauberischen Schein der Nacht auf dem hohen Dach des Gasthofes unter dem Vollmond zuzubringen. Zweimal führte ihn der schwankende Dampfer auch nach der Insel Ischia.

Und wenn so Alles vollbracht und genossen war, was in Neapel zu suchen, ging der Weg nach Rom zurück, von wo denn nach einem zweiten kürzeren Aufenthalt der Heimweg angetreten wurde, mit beschleunigter Eile bei zunehmenden Lebensjahren, wie der Greis einmal nach Haus schrieb: „Du kennst das Gesetz meiner Heimkehrungsgedanken, wie das Gesetz des Fallens mit verdoppelter Geschwindigkeit."

So etwas in Sehnsucht nach der Heimat klingen die Zeilen des 82jährigen aus Neapel: „Und nun, liebste Frau, laß mich in Deinem Abendsegen eine Stätte finden, daß diese 10 bis 12 Tage mir günstig seien wie bisher und ich das Glück, das in ihm

liegen kann, mit kräftiger Hand ergreife, und Du Dich freuſt über mein Wiederkommen.“ Noch einmal ging nun der Weg über Amalfi nach Sorrent, „mit einer Fülle von Knoſpen und Blüthen, wie ich's noch gar nicht erlebt zu haben meine, und es thut Einem nur leid, das allein zu genießen. Welch ein Gegenſtück zu unſerm armen lieben bereiften Garten!“ Dann noch drei Tage in Rom, in ernſter Betrachtung Abſchied nehmend, und dann ging's heim von Italien mit dem Gedanken, daß es genug ſei: „Gott hat meinem Wunſche viel davon gegeben.“

VII. Vaterländiſches.

In übermüthiger Studentenlaune hatten die Jünglinge einſt ihr Erlanger Kaiſerreich begraben. Zu guter Letzt waren ſie bei der luſtigen Todtenfeier doch über all die Thorheit gerührt geweſen und Haſe hatte als Kaiſer Karl der Rothbart eine halb ſcherzhafte halb ernſte Schlußrede gehalten: „So ziehe ich denn heim zum alten Vater Rothbart im Kyffhäuſer, unſere Zeit iſt noch nicht gekommen, ſein Bart kann noch manches Jahr um den Felſentiſch wachſen ... Wir meinen's doch redlich mit dem Reiche, in unſeren Scherzen liegt eine tiefe Wehmuth und Sehnſucht ... Haltet denn feſt, ihr Jünglinge, am rechten deutſchen Reich! Iſt das einmal in aller Herzen aufgerichtet, ſo wird's auch hinausſtreben in die Wirklichkeit, der alte Kaiſer wird kommen, ein neues Reich wird die Herrlichkeit unſeres Volks begründen und in ſich aufnehmen. Dieſem Reiche, das nie untergegangen iſt in treuen Herzen, bringe ich das letzte Lebehoch, der ſchönen Zukunft des unſterblichen deutſchen Reichs!"

In dieſer zuverſichtlichen Zukunftshoffnung hat Haſe ſeine Studentenjahre beſchloſſen, in ihr hat er wartend die Mannesjahre durchlebt, dann und wann auch ſchriftſtelleriſch in die langſame Entwickelung der Dinge eingreifend.

Als er nach dem erſten kurzen Jenaiſchen Sommer die Ferien über in Dresden weilte, kam dorthin die Nachricht vom Sturze des Königs in Frankreich und von der davon ausgehenden politi-

ſchen Bewegung, die ſich auch in die einzelnen deutſchen Staaten verbreitete. In Sachſen kam die Spannung zwiſchen Polizeigewalt und Bürgerſchaft gelegentlich eines harmloſen Polterabends in Leipzig zum Ausbruch und von hier wurde der Aufſtand nach Dresden gebracht. Von der Bewegung und ihren treibenden Grundgedanken innerlich ſtark ergriffen, ſchrieb Haſe alsbald eine Flugſchrift „Sachſen und ſeine Hoffnungen", doch um dieſe Art Schriftſtellerei von ſeiner eigentlichen theologiſchen Perſönlichkeit zu ſcheiden nicht unter dem eigenen Namen, ſondern nach ſeinem Geburtsort, Karl von Steinbach, eine ziemlich durchſichtige Bezeichnung, die auch nur kurze Zeit ſeine heimliche Verfaſſerſchaft bewahrte. Datirt vom 18. Oktober, alſo zehn Jahre nach einer ergreifenden Rede des Jünglings, der mit den Freunden die damals in Sachſen verbotene Feier des Leipziger Schlachttags beging, ſtellte dieſe an die „hochachtbare Bürgerſchaft zu Leipzig und Dresden" gerichtete „politiſche Denkſchrift der Septemberwochen 1830" die Ereigniſſe der Volksbewegung im Königreiche Sachſen, ihre Urſachen, Forderungen und Hoffnungen für ein konſtitutionelles Staatsleben anſchaulich dar. Als die wünſchenswerthen Folgen der Bewegung fordert Haſe für die Gemeinden die Einrichtung einer Nationalgarde, eine neue Städteordnung, die jährliche und öffentliche Rechnungsablegung einführt. Ferner wünſcht er am Throne ſtatt der fremdländiſchen, fanatiſchen und ultramontanen Prieſter mildgeſinnte Männer aus Sachſen ſelbſt. Weiter hofft er von der Staatsregierung zweckmäßigere Hebung der Zölle, gleichmäßigere Vertheilung der Laſten und Erſparungen in den öffentlichen Ausgaben; vor Allem auch eine zeitgemäße Umgeſtaltung des Landtags und größere Preßfreiheit gegenüber der ungeheuerlichen polizeilichen Cenſur. So bietet die Schrift in überſichtlich begrenzter Darſtellung eine ſtimmungsvolle und freimüthige Schilderung dieſes gemüthlichen Aufſtandes eines treuen Volks, wie wir ſie ſonſt gerade aus dieſer erſten Revolutionszeit nicht beſitzen.

Wenn Haſe damals noch in Leipzig ſeßhaft geweſen wäre, würde ihn die Flugſchrift höchſtwahrſcheinlich als Abgeordneten in den Landtag und ſomit in eine führende politiſche Stellung eingeführt haben, denn ſie fand wenig Tadel, aber vielen Beifall,

ſo daß ſie ſogar in der Allgemeinen Zeitung beſprochen wurde, als die „Schrift eines einſichtsvollen Staatsmannes". Die von ihm ausgeſprochenen Wünſche ſind damals theilweiſe erfüllt worden unter dem mit eintretenden Mitregenten Prinz Friedrich Auguſt. Doch blieb noch übergenug von der Zukunft zu erhoffen, zumal für das große deutſche Vaterland, und die Bundestagsbeſchlüſſe jener Zeiten haben den beſorgten Patrioten noch häufig ereifert, wie 1832, wo er ſie ſchlimmer fand, als jene Ordonnanzen, welche Karl X. mit dem ſchönen Throne Frankreichs bezahlen mußte.

Zur vaterländiſchen Wirkſamkeit Haſe's gehört auch die Rede, die er 1836 beim Eintritt in die ordentliche Profeſſur hielt, obgleich ſie um der gelehrten akademiſchen Zuhörerſchar willen in der „nackten Ehrbarkeit des Lateiniſchen" geſprochen wurde und erſt durch einen jungen findigen Buchhändler aus Parchim verdeutſcht — nun allerdings nicht im rechten Haſedeutſch, ſondern in etwas römiſchem Periodendeutſch — herausgegeben wurde. Sie handelte über das „junge Deutſchland", das damals in Aller Munde war und rechnete mit ſeiner damals beliebten Chriſtenthumsfeindſchaft und der Predigt vom Evangelium des Fleiſches als mit einer von Paris bezogenen abgeſtandenen Weisheit und mit einem Zerrbilde der echten deutſchen Jugend gründlich ab. Das chriſtliche Lebensideal ſei weder ein asketiſches, wie ihm Heine, Mundt und Gutzkow vorwürfen, noch ein helleniſches, wie ſie es ſelbſt zu verwirklichen ſuchten, ſondern eine rechte Miſchung von beiden, enthielte gleichviel Weltfreude als Weltüberwindung. Uebrigens hat bei ſeiner Befeindung dieſer damals modernen Strömung Haſe ausdrücklich jede geiſtige Freiheit voll gewahrt haben wollen, denn wie er ſtets den Kriminalrichter in der Poeſie ſcheute und den Gerichtsdiener in der Litteratur fürchtete, ſo wollte er auf keinen Fall irgendwelche polizeiliche Zenſur. Auch Heinrich Heine ſei gewiß ein echter Dichter, der größten Lyriker Einer, aber der wahre Dichter deutſcher Jugend unter den Zeitgenoſſen ſei Ludwig Uhland, der die heimlichſten Gefühle eines ſchwäbiſchen und eines deutſchen Herzens in Lieder gebracht habe, und neben ihm als ebenbürtiger Genoſſe ſtehe Friedrich Rückert, in deſſen Wanderliedern die ewigen Gefühle der Menſchheit eine Blumen-

ſprache redeten, deren Worte auf deutſchen Bergen, in der Naturfülle des Morgenlands und in geheimen Zaubergärten gepflückt ſeien. „Dieſe ſind durch den Adel ihrer Geſinnung unſterbliche Jünglinge, die Dichter des alten und des jungen Deutſchlands, und dem künftigen Deutſchland wird ihr Andenken geſegnet ſein.“

Das Jahr 1848 iſt Haſe wie allen deutſch und freiheitlich Geſinnten jener Tage zuerſt erſchienen wie herrlicher Lenz. „Der Anſtoß iſt wie damals [1813] unwillkürlich von Frankreich ausgegangen, aber das war nur der Weſtwind, der über den Rhein herüberbrauſt und vielleicht bald zum Sturme wird: es iſt uns geſchehen wie der Landmann ſagt, wenn der Frühling in der Tiefe fertig iſt, braucht es nur einen warmen Regen, und plötzlich ſteht der Frühling im Felde mit dem unabſehbaren Heere ſeiner Sproſſen und Knoſpen, und Jedem, der einigen Muth und ein gutes Gewiſſen hat, iſt es frühlingsmäßig zu Muthe geworden.“ Was als Grundgedanke die mächtige Volksbewegung zuſammenhielt, war ja die Erfüllung der Beſtrebungen ſeiner Jugend: Einigung Deutſchlands durch einen volksthümlichen Reichstag, konſtitutionelle Regierung der einzelnen Länder mit ihren angeſtammten Fürſten unter einem kaiſerlichen Haupte. Gern hätte er ſich ins Parlament wählen laſſen, in das ſo mancher ſeiner alten Genoſſen einzog, aber in der Jenaiſchen Gegend ſiegte bald eine radikale, republikaniſch und kommuniſtiſch geſinnte Partei, ſo daß er ſich hier nicht zur Wahl ſtellen mochte. Und auswärts, wo er es vielleicht verſucht hätte, war er doch nur als gelehrter Theologe bekannt. Doch hat er damals im inneren Drang einige bedeutſame Flugſchriften verfaßt, verhaltene Parlamentsreden nennt er ſie ſelbſt.

Die erſte „Das Kaiſerthum des deutſchen Volkes. Eine Stimme aus Sachſen von Karl von Steinbach“. Daß ein Kaiſerthum wieder aufzurichten ſei, ſtand ihm außer Frage, denn die geforderte Nationalrepräſentation, der deutſche Reichstag, müſſe neben ſich einen Kaiſer haben. Die Schwierigkeit war nur, wer

Kaiſer werden ſolle. Und da Deutſchland in die beiden Vormächte Oeſterreich und Preußen zerſpalten war, erſteres aber um ſeiner Bedeutung und geſchichtlichen Vergangenheit willen nicht aus der Reichseinheit herausgedrängt werden könne, ſo ſei hier keine Aushilfe, keine Vermittelung außer der Einen, Nothwendigen, Unbedingten, nämlich das gleiche Recht beider Mächte auf die Kaiſerkrone anzuerkennen. Alſo, daß das Reich zwiſchen den Monarchen beider Staaten wechſele, daß einmal der Kaiſer von Oeſterreich, das andere Mal der König von Preußen deutſcher Kaiſer ſei, jeder der es iſt auf Lebenszeit. Anzufangen habe Preußen mit Friedrich Wilhelm IV.* Dazu wurde zur kaiſerlichen Reſidenz wunderlicher Weiſe Bamberg als beſonders geeignet gefunden, das dann freilich zuerſt aus dem bayriſchen Landesverband ausſcheiden und freie Reichsſtadt hätte werden müſſen. Dem neuen Reiche ſollten aber neben dem vor Allem wichtigen Ausbau des inneren Staatslebens zwei große äußere Aufgaben gleich als Pflicht mit überwieſen werden: die Wiedergewinnung der beiden vom Reiche losgeriſſenen Landſchaften Schleswig und Elſaß. Erſteres ſei ſeinem deutſchen Geſchicke ja bereits wieder nahe. Für letzteres ſollte leichtſinnig kein Krieg vom Zaune gebrochen werden. „Aber der erſte Krieg mit Frankreich, wie er zwiſchen Nachbarvölkern wohl entſtehen kann, ohne daß das eine oder das andere ihn ernſthaft gewollt hat, wird darum handeln, ob Frankreich die Rheingrenze gewinnen oder das Banner des Reichsadlers vom Münſter zu Straßburg wehen ſoll? und dieſe Frage wird in einem furchtbaren Zweikampf beider Völker entſchieden werden."

Die zweite „Die Republik des deutſchen Volkes", unter gleichem Untertitel und Namen wie die erſte ausgegangen, wendet ſich mit Abſicht an die weiteren Kreiſe des Volkes und legt in wirklich volksthümlicher Weiſe und ſchlagender Beweiskraft dar, daß nie und nimmer die demokratiſche Republik, ſondern allein das konſtitutionelle Kaiſerthum für Deutſchland, wie es geſchichtlich geworden ſei und ſeine Weſensart entfaltet habe, die geeignetſte

* Wäre es damals wirklich ſo gekommen, ſo ſäße jetzt der öſterreichiſche Kaiſer Franz Joſeph noch auf dem deutſchen Kaiſerthron.

Regierungsform ſei. Ihr iſt bezeichnender Weiſe angefügt ein Anhang „Zur Beſſerung des Looſes der Arbeiter", der, ohne in kommuniſtiſche oder ſocialiſtiſche Einſeitigkeiten verfallen zu wollen, doch zur Enträthſelung der ſocialen Frage fordert: die Aufhebung aller Steuern auf die einfachen Lebensbedürfniſſe (Salz, Roggenmehl, Fleiſch und Bier); Einführung einer progreſſiven Einkommenſteuer von 2 bis 8 vom Hundert, letzteres bei einem Einkommen von 10000 Thalern und mehr; Erhöhung des Sparkaſſenzinſes von 3 auf 4 vom Hundert durch ſtaatliche Beihilfe; Einführung eines Schutzzolles für eine Reihe von Erzeugniſſen; Herſtellung einer zeitgemäßen Zunftverfaſſung; Herabſetzung des Schulgeldes in den Volksſchulen auf einen ganz kleinen Betrag.

Die dritte „Das deutſche Reich und ſeine Staaten", den Jugendfreunden, insbeſondere den Genoſſen von Hohenasperg zugeeignet, handelt von Deutſchlands Einheit und Zerſpaltung und von der Form für Deutſchlands Vereinigung, die Gedanken der erſten Schrift ausführlicher behandelnd, wie das die inzwiſchen durch die Frankfurter Beſchlüſſe und die Ereigniſſe der letzten Monate veränderte Sachlage erheiſchte.

Die vierte „Preußen und Oeſterreich", eine politiſche Denkſchrift vom Juli 1849, den großdeutſchen Gedanken beredt vertheidigend, war urſprünglich als Zeitungsartikel gedacht, aber von den beiden großen Zeitungen, denen ſie überſandt worden war, zurückgewieſen, von der einen als zu preußiſch, von der anderen als zu öſterreichiſch. Das war ſehr bezeichnend für die Denkungsart und Schreibweiſe des Hiſtorikers, der gerecht abwägend und vorſichtig urtheilend nicht ohne Weiteres ſich auf eine Seite allein ſchlagen mochte. Da aber auch die anderen Schriften wohl in glühender Vaterlandsliebe und reichſter Sachkenntniß, aber mit nüchterner Beſonnenheit ohne Ueberſchwang der Empfindung und der Redensarten verfaßt waren, eigneten ſie ſich nur wenig dazu, in den damals hochgehenden Leidenſchaften einigen Einfluß zu gewinnen. So ſind ſie alle vier in dem Getümmel damaliger Schriften und Streitigkeiten nicht groß beachtet worden, und als die buchhändleriſche Abrechnung kam, hatte Haſe zum erſten und einzigen Male einen kleinen Fehlbetrag zu decken, denn der Ver-

trag mit der befreundeten Handlung lautete auf Theilung von Gewinn und Verlust.

Heute, nachdem die Entwickelung der Dinge vielfach in so anderen Bahnen verlaufen ist, als Hase damals dachte und hoffte, ist es freilich leicht, über einige seiner Pläne als über unpraktische Gedanken eines Ideologen zu spotten; aber richtiger ist es, neben der unerschütterlich vertrauensvollen Gesinnung, aus der heraus diese Schriften verfaßt sind, das Viele anzuerkennen, was sich als bleibender Gewinn dieser Bestrebungen siegreich in den Ueberzeugungen und in der Wirklichkeit durchgesetzt hat. Daneben ist es ein Genuß und Gewinn, sie zu lesen als Zeugnisse für die Art selbstloser und hingebender Vaterlandsliebe, mit der damals die besten Köpfe für Deutschlands Einheit wirkten.

In Jena war das aufgeregte Jahr verhältnißmäßig still verlaufen und hatte sich nach seiner unangenehmen Seite nur in etlichen studentischen Ungezogenheiten gezeigt, so daß für Hase nichts Anderes zu thun blieb als vaterländische Reden zu halten und, wenn auch nicht mit besonderer Ausdauer im Exerzieren, bei der Volksbewaffnung mit zur Büchse zu greifen. Dagegen in Weimar war während der Märztage eine kleine Revolution entstanden, obwohl der Großherzog schon im ersten Gedränge Allerlei zugestanden hatte, was ihm schwer genug angekommen sein mochte. Auch Studenten aus Jena waren dazu hingezogen, hatten sich in das Getümmel gemischt und eine Art Führung der ländlichen Volkshaufen gewonnen. Als Hase dorthin geeilt sich dazwischen legte, und die Jünglinge auf seinen Einspruch hin das Ministerstürzen aufgaben, hat er sich dadurch den Zorn der Bauern zugezogen und ist von ihnen hart bedrängt, doch von den Studenten frei gemacht worden. Schließlich endigte dieses Idyll mit einem munteren Abmarsch der Umstürzler unter der Führung der singenden akademischen Jugend. Zog Hase nicht die parlamentarische Pflicht nach Frankfurt, so doch mächtig sein Herz, und es flossen ihm die Thränen, als er während der Pfingsttage in der Paulskirche zum ersten Male die Vertreter von ganz Deutschland erblickte. In den Herbstferien ging er wieder diesen Weg zum Quell der neuesten deutschen Geschichte, die Verhandlungen mit regster Theil-

nahme begleitend und mit vielen Parteiführern in nahem erſprießlichen Verkehr ſtehend.

Wie die große Bewegung ein ſo klägliches Ende fand durch viel ſchwere Verſchuldung auf allen Seiten, iſt Haſe darüber niedergeſchlagen geweſen, als wäre ihm ſelbſt und den Seinigen ein Leid geſchehen. Er konnte das Gefühl im Innern nicht los werden, daß ſein Volk vor einem Abgrund ſtehe, und ein paar Jahre laſtete das Alles ſchwer auf ſeiner Stimmung. Nur die Flucht in die Wiſſenſchaft und die kalten Bergquellen von Elgersburg halfen wieder zur Geneſung. Doch hat er ſich nach außen hin bemüht, den alten ſicheren Gleichmuth zu bewahren und die Hoffnung, die bei ihm ſelbſt faſt ſchwach zu werden drohte, bei Anderen zu ſtärken. So hat er die letzte Verſammlung des konſtitutionellen Vereins, deſſen Vorſitz er geführt hatte, 1849 mit den Worten geſchloſſen: „Große Hoffnungen ſind uns in dieſem Jahre untergegangen; gehen wir mit größeren dem nächſten Jahre entgegen.“ Das neue Jahr hat doch auch nur Enttäuſchung gebracht.

Gleichſam eine Vermittelung zwiſchen dem ablaufenden politiſchen und dem um ſo ſtärker anſchwellenden theologiſchen Intereſſe bildete ihm ſelbſt eine kirchenpolitiſche Denkſchrift, 1849 vollendet, „Die evangeliſch proteſtantiſche Kirche des deutſchen Reiches“. Sie enthält eine ausführliche Darſtellung aller der Wünſche und Anfänge für einen neuen beſſeren Rechtszuſtand der einzelnen deutſchen Landeskirchen in der Hoffnung ihrer Zuſammenfaſſung zu einer großen Kirchengemeinſchaft. Der Schrift, welcher inhaltlich ſchwer etwas anzuhaben war, wurde von der damals erwachſenden gegneriſchen Seite zum Vorwurf gemacht, daß der Verfaſſer in ſo ernſten Zeitverhältniſſen ſeiner ſarkaſtiſch-witzigen Laune nicht genügend Einhalt gethan hätte. Haſe hat treffend erwiedert, daß er ein ſpitziges oder witziges Wort nie geſucht habe, aber er ſehe nicht ein, warum, wenn ihm ein Wort in den Lauf komme, daß ſeine Meinung kurz und ſchlagend ausdrücke, er ihm aus dem Wege gehen ſollte, wäre es auch etwas heiteren Klanges. Und damit hat er ſein gutes Recht auf das vertheidigt, was ihm als Schriftſteller einen beſonderen ſchätzens-

werthen Vorzug giebt: den eigenen perſönlichen Stil. Man muß doch wahrlich ſchon ſehr ſteifleinen ſein, wenn man den nicht verſtehen kann und nicht gelten laſſen mag. Freilich hat Haſe bei religiöſen Darlegungen nie die Sprache Kanaans, wie ſie damals neu belebt wurde, geredet, und bei wiſſenſchaftlichen Erörterungen iſt er der üblichen ledernen Trockenheit weit ausgewichen, wiewohl nur ſie manchem Gelehrten die rechte Sprache der Profeſſoren-Weisheit gilt.

Bald machte ſich eine zweite Auflage nöthig. Sie iſt geſchrieben 1852 und bringt die weſentlichen Beſtimmungen der Kirchgemeindeordnungen, wie ſie ſeit der großen Bewegung rings entſtanden waren. Und wie ſich inzwiſchen ſo Vieles in den Anſchauungen und Gewalten geändert hatte, ergab es ſich, daß Haſe, der in den Revolutionsſtürmen konſervativ den alten Bund der proteſtantiſchen Kirche mit dem deutſchen Fürſtenthum zu erhalten beſtrebt war, jetzt liberal das Kirchenregiment in den Händen der Fürſten etwas beſchränkt ſehen wollte, da es die neueſten Gläubigen und Staatsmänner ihnen gar nicht genug übertragen konnten. Und ſo fand er, nicht ſein eigener Standpunkt, nur ſeine Stellung zu denen, die ihn gewechſelt hatten, ſei inzwiſchen recht verändert worden.

Seufzend hat Haſe von Neuem die Wartezeit durchlebt. Selbſt für den erhaltenen Frieden ging ihm der Dank nicht recht von Herzen. Faſt Alles, was im öffentlichen Leben vorging, betrübte ihn, obwohl er nicht allen Glauben verlor, ſelbſt noch einiges Gute zu erleben. Und ſo iſt er in den nächſten ſchweren Jahren als ein aufrechter Mann geradeaus ſeines Wegs geſchritten, gleicherweiſe dem ſich überſtürzenden Liberalismus wie der dunkeln Reaktion wehrend.

Gleichſam als einen Zeitſpiegel ſchrieb Haſe ſein „Jenaiſches Fichtebüchlein“. Es entſtand aus einer Roſenvorleſung, die wiederum ihren letzten Grund in der Auffindung wichtiger Aktenſtücke hatte, und erzählt die Enthebung des Philoſophen Fichte von ſeinem Lehramte in Jena 1799, unter Herzog Karl Auguſt, unter Goethe's Miniſterium, unter Betheiligung Herder's und Schiller's; ein leidiger Vorgang und nicht eben ein Ruhmesblatt im Leben

der Thüringischen Hochschule, wenn auch durch die mißliche Verkettung vieler Umstände wohl erklärlich. Dieser Hinweis auf Fichte, den vaterländischen Propheten, sollte zugleich hinweisen auf die damals neu gefährdete Denkfreiheit für Deutschlands Hochschulen. Karl August's Enkel freilich, der jetzige Großherzog, als er mit Hase auf Grund des Büchleins über Fichte's Vertreibung zu sprechen kam, hat das hübsche Wort gesprochen: „Ich möchte lieber das Mittel wissen, die Professoren in Jena festzuhalten."

Es war immer Hase's Ueberzeugung gewesen, daß Oesterreich aus der politischen Gestaltung Deutschlands nicht so ohne Weiteres ausgeschlossen werden könne. Und wie nun die Entwickelung der Dinge immer mehr dahin wies, daß diese seine Meinung doch irrig gewesen war, ist es ihm natürlich erst hart angekommen, das Herz mit diesem Ausgang auszusöhnen. Doch war's ihm eine große reine Freude, als er im Theater zu Neapel die Siegesnachricht von Düppel erhielt. Und als im Jahre des Bruderkriegs der jüngste Sohn nicht recht wußte, ob seine heimliche Theilnahme für Preußen des Vaters Billigung finden würde, da hat der ihm diese Antwort gegeben (11. Juli 1866): „Du wolltest neulich meine Ansicht wissen, wo das Recht und Unrecht des derzeitigen Kriegs mit seinen furchtbaren Opfern liegt. Es läßt sich das wohl nicht so genau vertheilen. Preußen und Oesterreich haben beide Unrecht gethan, daß sie den Krieg gegen Dänemark mit Zurückweisung des deutschen Bundes nur auf eigne Hand führten, und nicht um ein wohlbegründetes Recht, sondern um eine Eroberung. Preußen hat dann den näheren Anlaß gegeben, indem es diese Eroberung für sich allein haben wollte. Aber tiefer lag dem zu Grunde, was irgend einmal ausbrechen mußte, die Eifersucht zwischen den beiden Großstaaten, welcher von beiden die so weit mögliche Einheit Deutschlands begründen solle. Jedenfalls müssen wir Gott danken, daß nicht Oesterreich gesiegt hat, und dieser Sturm preußischer Siege bewährt es, wo die wahre Kraft des Landes ist und reißt selbst die Herzen mit sich fort."

Im Tagebuch am 1. Januar 1867 heißt es: „Das Jahr 66 hat die große politische Wendung gebracht, die zur deutschen Einheit führen soll, aber nicht ohne herbe Opfer, und viel bittrer Haß

geht durch die Volksstimme.“ Darin klingt noch etwas wieder von leisem Groll und doch auch spricht es von hoffnungsvoller Aussöhnung mit dem Laufe der Dinge.

Von Rom mit seinem Konzil zurückgekehrt, hatte sich Hase mit frischer Lust in die nun besonders fesselnde Arbeit zu einer neuen Auflage der Polemik gestürzt, als Frankreich sein Kriegswort über den Rhein warf und nun eine deutsche Erhebung anhob, wie er sie einst mit kindischer Theilnahme erlebt hatte, und wie sie seines Herzens sehnender Traum gewesen war. Seine drei Söhne zogen mit hinaus ins Feld, alle in einem Armeecorps, der älteste als Arzt, der zweite als Feldgeistlicher, der dritte als Kürassier. Und nun folgte die große herrliche Siegeszeit. Wie hat sie der alte Burschenschafter mit so inniger Freude durchlebt trotz des bang zitternden Vaterherzens. Sehnsüchtig sah er mit der geliebten Frau jedem Lebenszeichen entgegen, das ihnen Kunde gab vom Wohlsein der Söhne und überaus köstliche Briefe schrieb der Vater hinaus ins Feld. Auch das einmal an den Divisionspfarrer: „Mir wirst du zutrauen, daß meine Theilnahme an diesen hohen vaterländischen Geschicken sich nicht verzehrt in der Sorge um meine Söhne, doch ist dies schwer.“

Auf der Universität war's still geworden, $^2/_3$ der Studenten waren theils einberufen, theils freiwillig eingetreten, mit 13 Zuhörern führte Hase das Sommersemester zu Ende, 17 waren's zur Dogmatik im Winter; dazwischen suchte er sich trotz Kriegslärm und Siegesfreude zur lieben Arbeit an seiner Polemik zusammenzufassen. Der 70. Geburtstag wurde daheim gefeiert, nach langer Zeit zum ersten Male wieder. Nur ein kurzer Ausflug, mit Ilmenau als dem bescheidenen Ferienziel, diente der Erholung, alle Zeit und alle Kräfte gehörten der Arbeit und dem Kriege. Und so jugendfrisch war die innere Betheiligung des Greises an den Ereignissen dieser begeisterten Tage, daß der eigene heilige Zorn und der Schwung der Empfindung den besonnenen Historiker manchmal zu brieflichen Aeußerungen verleitete, die mit seiner sonst so gerecht abwägenden und maßvoll urtheilenden Art im schreienden

und heiteren Widerspruch standen. Denn wie hätte gerade er wohl in ruhigen Zeiten von Tob- und Blödsinn bei den Franzosen reden und die armen eingeschlossenen Pariser gar so grob als Bande bezeichnen können. O Furor teutonicus wie wandelst du selbst die feinen Weisen! Es ist schier verwunderlich, aber sehr erquicklich zu sehen.

Groß war die Freude, als alle drei Söhne unversehrt aus dem Felde heimkehrten, noch dazu alle drei geschmückt mit dem Ehrenkreuze von Eisen.

Schon in den Märztagen des ersten Kaiserjahres war Hase in Berlin, dort unmittelbar berührt von der Herrlichkeit des neuen Reiches, in das er sich nun mit tiefer innerlicher Freude einlebte.

Dem alten Kaiser gehörte seine ganze Anhänglichkeit. Wenn er ihn in Gastein herumspazieren oder in dem einfachen Wagen fahren sah, berührte es ihn fast andächtig, weil sich da eine Idee, welche die Sehnsucht seiner Jugend war, in voller Gestalt, personifiziert in dem schlichten fürstlichen Greise darstellte, das deutsche Kaiserthum, die Einigung seines Volkes. Nach den Attentaten fiel es Hase zu, die Adresse der Reichsangehörigen dem zur Erholung in den Bergen weilenden kaiserlichen Herrn zu verfassen. Er that es in diesen Worten:

„Ew. Kaiserl. Königl. Majestät

begrüßen die aus allen Gauen des deutschen Reiches hier Weilenden in ehrfurchtsvoller Freude, daß der geliebte Kaiser bei vorgeschrittener Genesung wieder in gewohnter Weise das Gasteiner Thal zu besuchen vermochte. Wir hoffen zu Gott, daß Ew. Majestät in der Luft der Alpen und an den Wassern, die aus geheimnißvoller Tiefe aufquellen, die volle Kräftigung erlangen werde, das große Reich, das in Ew. Majestät sich persönlich darstellt, in der Erinnerung großer Thaten, noch lange in Frieden zu regieren."

Zur goldenen Hochzeit des Kaiserpaares wählte die Universität neben ihrem Prorector Hase zum Abgeordneten; und er hat gern diese Jubelherrlichkeit in der Reichshauptstadt und im kaiserlichen Schlosse mit erlebt. Bestand doch schon von Weimar aus lange ein freundliches Verhältniß zur Kaiserin Augusta.

Auch zur Kronprinzessin, zur nachmaligen Kaiserin Friedrich, trat Hase in Beziehung. In Rom hatte der 80jährige mit ihr eine lange ernste Unterredung; es war ihm eine rechte Freude, die Herrscherin der Zukunft ehrfurchtsvoll zu begrüßen und auf ihren Wunsch in ihr Gedenkbuch seinen Namen zu schreiben. Es schnitt ihm tief ins Herz, als später die Nachrichten von dem unheilbaren Leiden des Kronprinzen kamen, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, namentlich auch in Bezug auf freiheitlichere Zeiten für das Fach seines Berufes. „In das Scheiden unseres Kronprinzen müssen wir uns ergeben, es ist eine harte, unverständliche Schickung durch Gott und die Natur. Ich hätte dennoch ein Stück des heranziehenden Kampfes gern mit erlebt." Dazu der Brief an den jüngsten Sohn nach dem Heimgang des alten Herrn: ‚Ich habe heut und gestern, als die unleugbare Todeskunde Kaiser Wilhelms I. allmählich zu uns drang, viel an Dich gedacht, doch ohne ein Bedürfniß zu schreiben. Wußte ich doch, daß es kaum eines gegenseitigen Händedrucks bedurfte, um uns gegenseitig auszusprechen über das, was uns drohte, das geschehen ist, und geschehen wird. Ich suche nur innerlich ruhig zu werden, und so fortzufahren in meiner kleinen Arbeit, da ich im Großen nichts zu, nichts abthun kann."

Wie alle großdeutsch Gesinnten hat auch Hase Mühe gehabt, sich in die Gestalt Bismarck's hineinzufinden; dem frei- und feinsinnigen Gelehrten konnte der Gewaltige von altpreußischer und konservativer Herkunft zunächst nicht sympathisch sein. Doch hat auch er die große Wendung mitgemacht, und weniger besiegt durch die Macht der Erfolge, als vielmehr fortgerissen von dieser einzigartigen großen Persönlichkeit, hat er dem eisernen Kanzler trotz mancherlei Verschiedenheit der Meinungen von Herzen gehuldig, und in ihm den thatkräftigen Erfüller gepriesen, der seinem Jugendtraum Wirklichkeit gegeben. Noch dem 86jährigen war es zu inniger Freude vergönnt, eine Begegnung mit dem Fürsten zu haben. Darüber sagt das Tagebuch aus Gastein vom gleichen Tage (21. August 1886): „Wir waren, meine Enkelin und ich, eine Stunde Wegs auf der Kaiserpromenade an einem Nachmittag den 21. August im ‚Grünbaum', und als wir aus dem Kaffee-

garten heraustraten, ſaß auf einer Bank der Kanzler Bismarck mit der Fürſtin und ihrem Sohn Graf Herbert, an denen wir ehrerbietig grüßend vorübergingen. Einen Moment nachher ſtand der Kanzler an meiner Seite mit den Worten: ‚Unſere Nachbarſchaft hat ſich bisher auf einen Austauſch von Karten beſchränkt: ich freue mich Eure Excellenz nun auch perſönlich kennen zu lernen.‘ Ich erwiederte: ‚Kurze Zeit nach dem Ableben Cavour's bedachte ich einmal in Rom auf Monte Pincio ſtill hin bei mir: Wenn der liebe Gott doch auch einmal einen Cavour nach Deutſchland ſenden wollte, aber der lange genug lebte, um ſein großes Werk zu vollenden.‘ Der Kanzler ſagte: ‚Gott hat mir die Gnade eines langen Lebens beſchieden.‘ Wie ſich daran ein kurzes Geſpräch knüpfte, habe ich ſehr bewegt doch von dem Einzelnen keine feſte Erinnerung. Zuletzt winkte der Kanzler der Fürſtin, die herzukam und mir freundlich die Hand gab. In beſcheidner Ferne hatte ſich ein kleiner Halbkreis von Badegäſten aufgeſtellt. Gleich danach auf dem Rückweg überholte uns der Kanzler mit den Seinen und machte eine Minute ſtillhaltend eine Bemerkung über meine Rüſtigkeit: ‚Euere Excellenz thun es darin unſerm Kaiſer gleich.‘ Darauf ich: ‚Ew. Durchlaucht thun das im höchſten Sinn.‘ Darauf er noch: ‚Der Kaiſer iſt 90 Jahr alt und ich 70. Ich diene ihm gern‘.“

VIII. Ruhm und Ende.

Der Student, der in den ſiebziger Jahren nach der thüringiſchen Hochſchule zog, um neben anderen tüchtigen Theologen vor Allem Jenas berühmten Kirchenhiſtoriker, den „alten Haſe“ zu hören, fand bei Beginn des Sommerſemeſters im Kollegiengebäude am ſchwarzen Brett links oben an erſter Stelle einen Anſchlag, lateiniſch abgefaßt, in kräftiger klarer Handſchrift mit ſteil nach aufwärts ſteigenden Zeilen geſchrieben und vielleicht gar von Rom datirt, daß die Vorleſungen an dem und dem Tage beginnen würden. War bis zur feſtgeſetzten Stunde ein anderer Dozent gehört worden, ſo galt es eiligſt den Weg nach der Unterlauengaſſe zurückzulegen, denn Haſe hielt das akademiſche Viertel nicht ein. Man betrat ſein Haus von der Saalgaſſe aus an der Rückſeite durch den „Sack“. Ein ſchmaler Flur war zu durchqueren, dann war das zu ebener Erde gelegene Auditorium erreicht, ein großer nicht hoher Raum, ſeine Wände geſchmückt mit Hunderten von Bildniſſen hervorragender Männer aus der mittleren und neueren Kirchengeſchichte, viele in zeitgenöſſiſchen ſeltenen Stichen, andere in Holzſchnitt und Lithographie. Auf ſchmalen Tiſchen, neben dem Katheder, lagen die Bücher, welche in der nächſten Vorleſung citirt oder beſprochen wurden, zur Einſicht und Entlehnung für die Studenten. Ueber dem Katheder an der Wand ſtand die Büſte Schleiermacher's von Rauch; daneben eine Nachbildung von Raphaels Theologie.

Der Raum war rasch gefüllt, ein Diener öffnete die Thür und Hase trat ein, eine nicht eben große Gestalt, vom Alter etwas gebeugt, das dichte Haupthaar silberweiß, die Gesichtsfarbe rosig gesund, das Auge mild und klar aus dem ehrwürdigen Antlitz leuchtend, das nicht schön doch geistvoll zu nennen war, dem man ansah, daß viele ernste Gedanken durch diesen Kopf gegangen waren und das doch auch den heiteren Schalk nie ganz verleugnen konnte. Mit freundlichem Gruß durchschritt der verehrte Professor die Reihen der ehrerbietig stehenden Studenten, er betrat das Katheder, die Hörerschar setzte sich und der Vortrag begann. Das Haupt ein wenig zur Seite geneigt und die Augen nach unten gerichtet fing Hase zu sprechen an, mit sanfter Stimme, die doch deutlich durch den kirchenstillen Raum zu hören war; je mehr er sich für einen Gegenstand beim Reden erwärmte oder je lebhafter er in einen schwierigen Gedankengang hineintauchte, um so höher hob sich Antlitz und Auge, bis dann plötzlich bei dem Ergebniß der Denkarbeit oder dem Facit der eigenen Meinung das Haupt sich wieder rasch nach unten senkte. In gemessener Ruhe und unübertrefflich klarer Gestaltungskraft floß der Vortrag von des Redners Lippen, auch der einfachste Satz war gedankenschwer und formvollendet; nicht durch äußere Mittel des rednerischen Schwungs begeisterungsvoll packend war diese Vortragsweise, aber fesselnd vom ersten bis zum letzten Wort, das rechte Muster einer Vorlesung, die nicht überreden sondern überzeugen, nicht glänzen aber anregen und belehren will, ohne je in den Stil des gedruckten Lehrbuches oder in die zwanglose Art der freien Rede zu fallen. So hat er Hunderten und Tausenden von andächtig lauschenden Studenten die reichen Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung dargeboten.

Hase stand auf der Höhe seines Ruhms. Und mit der unbefangenen Vorurtheilslosigkeit des kundigen Historikers hat er damals an der Schwelle des Greisenalters für die verschwiegene Stille seines Tagebuchs ein Bild von sich selbst entworfen, darin er in edlem Selbstbewußtsein und in klarer Selbsterkenntniß seines bisherigen Lebens Werdegang und seines Wirkens Bedeutung als Lehrer, Schriftsteller und Theologe unübertrefflich wahr und schön

schildert: „Die Freunde meiner Jugend, die nächsten sind geschieden. Mein ältester Sohn, der rüstigste von allen, dem ich scheidend alle geschäftliche Sorge und schon jetzt übertragen konnte, ist mir vorausgegangen. Meine treuen Schwestern mußte ich überleben. Doch das Weib meiner Jugend ist mir geblieben, selbst noch in geistvoller Anmuth, und fünf Kinder sind herangewachsen, voll guter Erfüllung oder Hoffnung, dazu zwei Enkelpärchen."

„Was von Naturgaben in mir war, hat sich unter der Gunst friedlicher Verhältnisse entwickelt, nur der Redner ist etwas zurückgeblieben."

„Für eine wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu habe ich die Bahn gebrochen und bin der weiteren Entwickelung selbständig gefolgt. Für die Kirchengeschichte habe ich einen reichern Inhalt, eine edle Form und freie Anschauung angegeben, und darin am ersten auch Nachfolger gehabt. In der Glaubenslehre habe ich eine Schule nicht gegründet und keiner der herrschenden Parteien angehört. Daher war ich nie von einer Partei getragen, aber mit Einzelnen aus allen drei theologischen Hauptparteien im freundlichen Verkehr, und nicht Wenige sind aus meiner Schule hervorgegangen, oder doch durch mich angeregt worden, welche christliche Begeisterung, freies Denken und moderne Bildung vereinten. Als Schriftsteller habe ich wohl großen Einfluß geübt, als mündlicher Lehrer war ich fast nur auf Jena beschränkt, und habe da auch gedrückte Zeiten durchlebt. Große Ereignisse, denen ich vielleicht gewachsen gewesen wäre, sind nicht an mich gekommen zur Entwickelung verborgener Kräfte." ...

„Aber die Haare sind schon lange weiß, nach allgemein menschlichem Gesetze neigt sich das Leben zum Niedergange: o daß ich's in Arbeits- und Lebensfreude noch Manchem ein Segen zu Ende führen möchte!"

Nicht mit der gleichen zusammenfassenden Beschreibung des eigenen Wesens, aber aus derselben Grundstimmung heraus klingt es aus einem Briefe des 81jährigen an die geliebte Frau: „Ich bin ganz mit Dir einverstanden und mein Gebet ist lange schon gewesen, daß Gott uns noch eine Weile erhalte, was er uns

gegeben hat. Auch mit Deinem guten Spruche vom ſich genügen laſſen. Doch vermuthe ich, daß Du denſelben im beſcheideneren Sinne nimmſt als ich. Du haſt durch Kränklichkeit viel leiden müſſen, und in mancher ſchlafloſen Nachtſtunde Ergebung gelernt, während ich außer drei ſchweren Krankheitszuſtänden bisher mit friſchem Muth meines Wegs gehen konnte. Ich bedachte mir's geſtern [25. Auguſt, Haſe's Geburtstag], als ich ſo einſam durch das ſtille Waldthal ging, daß der liebe Gott mir drei große Dinge gegeben oder auch zugelaſſen habe. Vorerſt daß ich durch ernſte lange Arbeit zu den Höhen der Wiſſenſchaft gelangt ſei, der ich mich jung ergeben hatte, ſo weit ſie vielleicht derzeit erreicht werden könnten, und daß ich dadurch auf künftige Jahrhunderte mitwirken werde, genannt oder ungenannt. Zweitens daß die goldenen Flitter, die an Dir hingen, verſtändig benutzt zu Mitteln geworden ſind, ... um an Allem Theil zu nehmen ‚was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt', ſo weit es in unſeren Kram paßt, z. B. die italieniſchen Frühlinge .... Zum Dritten, daß ich Dich gewonnen habe, mir das geliebte Ideal aller Weiblichkeit, natürlich nicht ohne einige kleine Marotten, da wir Gott ſei Dank noch in Fleiſch und Knochen wandeln, und daß Gott durch ſeine freundliche Natur uns einander über ein halbes Jahrhundert beiſammen erhalten hat ..."

Als das Alter nahte, hat ſich Haſe noch einmal in die alte Heimat aufgemacht, Abſchied zu nehmen von Gräbern und Erinnerungen. In Steinbach ſtand das Pfarrhaus noch, die grauen Bretter hoch hinauf mit Epheu bewachſen, nahe der Thür des Pfarrhofes des Vaters Grab, am Pfarrwäldchen die alte Linde. In Penig die Gräber der Mutter und Schweſter.

Um dieſelbe Zeit ſchrieb er ſeine Lebensgeſchichte, die Jugend in ausgedehntem Sinne, bis zur Ankunft in Jena, zunächſt mit dem Gedanken der Veröffentlichung nach ſeinem Tode. Als er das Schriftſtück ſeiner Frau zeigte, wollte es ihr nicht groß gefallen, noch weniger zur Veröffentlichung. Doch ließ es ihm damit keine Ruhe und allmählich beſchloß er, das Buch gegen die

Familieneinsprache, nach mancher Milderung und Löschung, doch schon bei Lebzeiten und zwar gleich herauszugeben. Es wurde als Geheimniß bei Brockhaus in Leipzig gedruckt und kam dort 1872 als „Ideale und Irrthümer" heraus. Die Nachricht davon kam ins Hase'sche Haus durch den Großherzog, dem das köstliche Buch sehr gefallen hatte. Der Verfasser meinte selbst, es liege in diesem offenen sich Hingeben einige Kühnheit, doch denke er, die Tüchtigkeit des Werkes werde es nicht zu Schanden werden lassen, zudem pralle an seiner Haut manche Kugel ab. Das Buch ist allenthalben sehr freundlich aufgenommen worden, selbst dort, von wo Hase ernsteren Angriffen entgegensah. Nur war er nicht ganz damit einverstanden, daß ihm auf Grund seiner Schilderung allerlei freundliche Theilnahme ausgesprochen wurde über ein hartes, bedrängtes junges Leben. Er meinte, Armuth sei kein Unglück für eine rüstige hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichthum. Er habe vielmehr das Bewußtsein, Gott für eine sehr glückliche Jugend zu danken, und sei nicht gemeint gewesen, daß ihre Darstellung den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen würde, zumal bei dem freigewählten Abschlusse zu einer Zeit, als dieses Leben der Erfüllung liebster Wünsche mit sicherem Schritt entgegenging. Schon nach Jahresfrist war eine zweite Auflage nöthig. Das und so viel reich gespendetes Lob hat denn der Gattin recht zur Beruhigung gedient, und Hase konnte die bedenklichen alten Freunde heiter darauf hinweisen, wie ihm die Ideale und Irrthümer wohl einige Neckereien eingetragen, aber der Achtung und Anhänglichkeit sicher keinen Eintrag gethan hätten. Als er 1877 in Tübingen war, fand er, daß er durch das Buch geradezu noch einmal eine populäre Person im Schwabenlande geworden sei.

In der Neujahrsbetrachtung von 1871 steht: „Hiermit wäre denn, was der Autor auf dem Herzen hatte, wohl vollendet und ich danke Gott, der mir's zu vollenden Zeit und Raum gegeben hat." So war er zum ersten Male ohne schriftstellerische Pläne und seine Gedanken gingen nur dahin, eine theologische Aehrenlese zu halten, das früher Verfaßte durchzusehen, vielleicht auch neu zu veröffentlichen. Doch verursachten die nothwendigen

neuen Auflagen der alten Bücher noch Jahr um Jahr Arbeit genug, und die Herausgabe der großen Kirchengeschichte gab auch tüchtig zu thun. Immerhin, die Müdigkeit vor ganz neuen Arbeitsplänen ließ es Hase deutlich erkennen, daß der Feierabend angebrochen sei, da kein neues Werk mehr gewagt werden könnte; sondern daß es gälte, in heiterer Thätigkeit Altes bewahrend zu fördern, und dem, was der Augenblick bringe oder fordere, zu genügen.

Auch der rüstige Greis hat noch alljährlich weite Reisen unternommen, da er sich bis auf einige Zahnnöthe und das abnehmende Namengedächtniß, darin er doch nie stark gewesen war, völlig gesund und kräftig fühlte, dazu die Phantasie noch so lebendig, „daß ich im Alter auch die Jugend mit habe mit ihren Gefühlen, guten wie minder guten". Die dem fleißigen Gelehrten nothwendige jährliche Erholung schaffte er sich am liebsten in den Fluthen der Nordsee, und es war ihm ein hartes Wort, als sein Arzt und Schwiegersohn erklärte, er sei zu alt für die See, er solle ins Gebirg. „Zu alt für den fröhlichen Kampf mit den stürmischen Wellen! Und doch mag ein Jubilar es der Gnade Gottes und seiner Natur absonderlich danken, daß ich noch munteren Schrittes in diese Alpen hineinsteigen kann, sind's auch nur ihre hohen Thäler mit den schneebekränzten Felsen umschränkt." Seitdem (1873) ist er jährlich nach Gastein gegangen und hat dort in anregendem Freundeskreise regelmäßig schöne Erholungswochen verlebt; zumal mit dem künstlerisch veranlagten und schwunghaft geistvollen Emil Frommel verband ihn dort innige Freundschaft, und der kunstreiche Redner Rudolf Kögel ist ihm persönlich sehr werth geworden. Zudem fehlte es nicht an allerlei ehrenden Aufmerksamkeiten, die dem berühmten Gelehrten von der Kurgesellschaft, darunter viele namhafte und einflußreiche Männer, auch von den anwesenden Fürstlichkeiten zu Theil wurden. Zum letzten Male hat er die geliebten Berge geschaut, als er in ihrem Kranze den 89. Geburtstag feierte.

Die hohen Lebensjahre brachten hohe Ruhmestage.

Zuerst war es die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem einst das philosophische Doktordiplom ausgefertigt worden war, die zu einem frohen Festtage Anlaß gab, 1873. Kinder und Verwandte waren von allen Seiten herbeigeströmt, Geschenke gab es in reicher Fülle. Der Landesherr sandte eine höhere Klasse seines Ordens; die anderen Ernestinischen Fürsten deßgleichen, und solche Sterne waren einem Jenaischen Professor bisher noch nicht zu Theil geworden; der Jubilar meinte, die Lust weltlicher Ehren sei dadurch auf immer befriedigt und überboten, er werde die Sterne nicht abnutzen. Kaiserin Augusta bezeugte ihm schriftlich ihren innigen Antheil, „nicht nur aus Anhänglichkeit an Alles, was die Heimat betrifft, sondern auch aus persönlicher Hochachtung und Anerkennung für den Jubilar". Von den Kirchenregierungen, der heimischen Universität und mancher fremden Hochschule, von den Thüringer Geistlichen kamen Glückwünsche. Die Juristenfakultät ernannte den philosophischen und theologischen Doktor noch zum Doktor juris utriusque, eine Ehre, der sich Hase besonders erfreute, da sie seinem früheren Schwanken zwischen Theologie und Jurisprudenz entspräche. Auf den Tischen häuften sich die stattlichen Einbände der Adressen, die Rollen von auswärtigen theologischen Fakultäten. Er selbst übergab dem Prorektor eine Stiftung, halb zu Stipendien für Theologie Studierende, halb Zins auf Zins zu Grundstücksankauf in der Zeit des Universitäts-Jubiläums im 20. Jahrhundert. Abends brachten ihm die Studenten einen Fackelzug. Etwas verspätet kam das Carmen saeculare von Karl Gerok aus Stuttgart mit einem Epheuzweig von Hohenasperg; das Gedicht in all seiner sinnigen Liebenswürdigkeit, seiner mild-versöhnlichen Anschauung und seinen gewagten Reimen ein echter Gerok.

Als der Greis gegen Abend dem festlich bewegten Tage die ruhige Stunde abzwang, in Einsamkeit durch den lieben Berggarten zu gehen, hat er's gethan in heiterer Ruhe und voll Dankens, daß auch das der liebe Gott und noch in voller Kraft erleben lasse; auch mit dem sicheren Gefühl, daß es die äußere Sonnenhöhe seines Lebens sei.

Es folgten andere Jubiläen. 1878 das der Zugehörigkeit zum

Freimaurerbunde. Es wurde in der Leipziger Apollologe mit großer Feierlichkeit begangen, wiewohl er ſeit faſt vierzig Jahren nicht dort geweſen war. Er hat ſich bei ſeiner Erwiederungsrede nach Leſſing's berühmtem Muſter durchgeholfen mit dem geiſtig allezeit geübten Maurerthum der Humanität.

Auch des Tages wurde gedacht, an dem er vor 50 Jahren außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Leipzig geworden war; der König von Sachſen überſandte ihm einen Orden, zum Beweis, „daß Ihr ſächſiſches Vaterland Sie nicht vergeſſen hat".

Durch die in den Idealen und Irrthümern vermerkte genaue Bezeichnung ſeiner Ankunft in Jena hatte Haſe abſichtslos ſelbſt die Handhabe dazu gegeben, daß die 50. Wiederkehr dieſes Tages am 15. Juli 1880 feſtlich begangen wurde. Dabei kam mit einem Württembergiſchen Orden der perſönliche Adel, „den ich natürlich nicht führe". Kaiſerin Auguſta telegraphirte: „Ich wünſche der Univerſität Jena Glück, Sie ſeit 50 Jahren zu beſitzen." Feſtgrüße kamen von allen Himmelsgegenden, aus Athen und aus den Vereinigten Staaten. Außerdem Freundlichkeit und Ehre die Fülle. Haſe hat ſie gern erlebt, doch ſchien ihm bei ſeiner klugen Beſonnenheit in den theologiſchen Begrüßungen das Zuviel gefährlich, als ſei er ein Reformator der Univerſität geweſen, die Rede von einer Jenaiſchen Theologie u. dergl. Er hat ſich's mit Recht daraus erklärt, daß es der liberalen Partei angenehm war, ſich in einem durch hohe Lebensjahre ehrwürdigen, durch ſchriftſtelleriſchen Ruhm getragenen Repräſentanten verherrlicht zu ſehen. Und ſo hat er das Ueberſchwängliche nicht gern aber in verſtändiger Gelaſſenheit über ſich ergehen laſſen.

Wenige Wochen darauf feierte er den 80. Geburtstag in Gaſtein an fröhlicher Tafelrunde mit dem Reichsgerichts-Präſidenten Simſon und anderen Vertrauten, die doch Alle nichts von der Bedeutung des Tages wußten. Von der geliebten Frau kam dieſer Brief:

Kiſſingen, den 23. Auguſt 1880.

Liebſter Mann, wären wir zu Haus, ſo brächteſt Du mir wohl jetzt eine Roſe, ſelbſtgepflückt aus dem Berg, das Zeichen

Deiner Liebe und Deiner Art, die immer geben will ohne an nehmen zu denken, es sei denn auch die Liebe. Mit der leeren Hand aber warmen Wünschen komme ich zu Dir, den seltenen Tag zu begrüßen, der nur Wenigen gegönnt wird ohne Beschwerde der Jahre aufsteigen zu sehen, das Gefühl der Kraft behalten zu dürfen, die Macht über sich zu gebieten, auch bei neuer Anforderung, tritt sie heran, so wie diese Zeit unter den Ehren und der Verehrung des Dankes und der Liebe.

Und übermorgen, wenn wohl schon fünf Uhr Du früh zum Bad geweckt wirst, mag Dir ein neues, gutes, segensreiches Jahr aufleuchten! Die Kinder können es sich nach der Vereinigung des Jubelfestes schon gefallen lassen, diesen 80sten Tag nicht um Dich zu sein, ihre Briefe liegen wohl schon gelesen bei Dir, wenn dieser hier zu Dir kommt.

Pauline.

Am 12. September 1881 feierte Hase mit seiner treuen Gefährtin, beide in voller geistiger und körperlicher Frische, das hohe Fest der goldenen Hochzeit, und so wurde ein Phantasiegedanke, der weit wie ein Stern über ihm gestanden hatte, zur schönsten Wirklichkeit. Es war eine Familienfeier, zu der Kinder und Kindeskinder jubelnd zusammenströmten, zu der der Bruder des Jubelbräutigams und die Schwestern der Jubelbraut wie einst zur Trauungsstunde in der Thekla-kirche erschienen, und die doch von einer großen Oeffentlichkeit mit begangen wurde. Unter den Gebern die deutsche Kaiserin, die eine Blumenvase mit dem Bilde des alten Kaisers schenkte. Gegen Mitternacht hat das greise Paar fröhlich den Großvaterreigen getanzt.

Als der Hochbetagte meinen mochte, die Feierabendglocken läuten zu hören, schrieb er in das Tagebuch: „Für den Winter liegen mir die gewissensschweren Kollegien ob: Leben Jesu und Dogmatik, und ich möchte sie gern noch einmal recht durchdacht durchführen." 1875 las er zum letzten Male jenes höchste Leben mit besonders lebhafter innerer Antheilnahme, die Dogmatik 1882.

Im Mai 1883 ging Haſe, ein längſt Beſchloſſenes plötzlich zur Ausführung bringend, in Weimar zum Miniſter mit der Bitte, ſeine Inruheſtandſetzung zu bewirken. Die iſt ihm ungern gewährt worden, weil man meinte, ihn in Jena nicht entbehren zu können, aber ſo ehrenvoll, daß ihm geſtattet wurde, hinfort die Lehrthätigkeit aufzugeben, ohne irgendwie an ſeinen Rechten als Mitglied der theologiſchen Fakultät und des Senats geſchmälert zu werden. Sein Entſagungsentſchluß war veranlaßt durch die Bemerkung, daß ſeine alte Vergeßlichkeit der Namen immer ärger wurde, und daß er, wenn auch geiſtig nicht bedrückt, doch jetzt langſamer arbeitete, ſo daß die Vorleſungen faſt ſeine ganze Zeit in Anſpruch nahmen. Er aber hatte das berechtigte Bedürfniß, für das kirchenhiſtoriſche Werk wie auch zum eigenen innerlichen Leben, Zeit zu gewinnen. So hat er nach Abſchluß ſeines 60. Dozentenjahres von dieſer Thätigkeit Abſchied genommen. Noch einmal (Sommer 1883) las er den erſten Theil der Kirchengeſchichte bis zu Karl den Großen mit der für Jena damals ſchon hohen Zahl von 63 Zuhörern, das Seminar hielt er mit 12 Mitgliedern, auch das Dekanat war ihm noch einmal zugefallen. Am 21. Juli hat er beim Schluß des 120. Semeſters die Abſchiedsworte an ſeine letzten Schüler gerichtet:

„Meine Herren! Wir haben in dieſem Semeſter nur Hiſtoriſches mit einander getrieben, längſt Vergangenes, deſſen Antlitz ſtill und bleich iſt gegen den heftigen Herzſchlag der Gegenwart. Aber wie die Kirche ſich immer Raths erholen wird bei dieſen Jahrhunderten — wie man ſie nennen will — ihrer Jugend oder ihres Alters, ſo gehört auch der Sinn, mit welchem wir die Geiſter der Vorzeit um uns verſammelt haben, der lebendigſten Gegenwart an. Und in dieſer Geſinnung der Aufrichtigkeit und Treue, die jedes zu ſeinem Rechte kommen läßt, Jeden in ſeiner Weiſe zu verſtehen ſucht, in dieſem echten Freiheitsſinn wollen wir auch in der Wiſſenſchaft immer verbunden bleiben.“

„Vordem, wenn wir bis zu Karl dem Großen gekommen waren, dieſer hohen Irmenſul, da habe ich meine Zuhörer vor den langen Herbſtferien etwa derart begrüßt: ‚Diejenigen, die nicht wiederkehren, mögen den vollen Segen von Jena mit ſich nehmen; die

aber im Spätherbst wiederkommen, mit denen wollen wir uns vertiefen in die Romantik des Mittelalters und in den Ernst der Reformation.' Nunmehr wird Keiner von Ihnen wiederkehren zu dieser Stelle und dieser Hörsal, durch den manches Jahr hindurch eine hoffnungsreiche, auf Ideale vorgebildete Jugend hindurchgegangen ist, dieser Hörsal wird fortan öde und leer stehen. Genau sind es 60 Jahre, seit ich die akademische Cathedra bestieg, einst in Hoffnung, dann war es die Freude meines Lebens. Ich habe doch das Bewußtsein des Rechts und der Pflicht nunmehr aus diesem Verhältniß auszuscheiden. Viele meiner früheren Schüler, nachdem sie der protestantischen Kirche treu gedient, sind bereits übergegangen in die Ruhe, sei es des Alters, sei es des Todes. Es geht bei solchem Scheiden nicht ohne Wehmuth ab, solch einem Scheiden aus den lieben Gewohnheiten und aus einem hohen Beruf! Aber so lange hat mich Gottes Gnade durch eine wohlwollende Natur lebens- und arbeitsfreudig erhalten, daß ich dankbar heiteren Muthes Ihnen den Abschiedsgruß zurufen kann, der in der Genossenschaft unserer Bergmannssöhne üblich ist: Ein freudiges ‚Glückauf'."

„Meinen lieben letzten Zuhörern und unserm lieben Jena ein gläubiges, herzliches Glückauf!"

An den Bruder Franz schrieb er am 1. Juli: „Ich habe nun meine Entlassung in der Tasche, nämlich als zum Schluß des Semesters. So ist das Menschenleben! Wie viel Arbeit und Freude ist mir's gewesen, um Professor zu werden, und nun, wenn auch nicht dieselbe Arbeit, um wieder aufhören es zu sein... Gestern hatten wir unser Johanneskonzert. Am Schlusse wurde das ‚Nun danket alle Gott!' aufgeführt, das Liszt mir zum 4. Juni komponirt hat; die Einleitung ließ mich kalt und unverstanden, aber wie er zum eigentlichen Kirchenton kam, der erste Vers ganz einfach im vollen Chor gesungen, er dirigirte selbst, hat's mich doch sehr bewegt, und ich nahm es im Stillen als den eigentlichen Festabschluß meines Professorenthums."

Der Schluß des Semesters brachte noch einmal hohe Ehren. Die Stadt Jena verlieh ihrem treuen Bürger das Ehrenbürgerrecht. Die drei Ernestinischen Höfe sandten das Großkreuz ihres Haus-

ordens, mit dem der erbliche Adel verbunden ist, der Großherzog ernannte seinen Theologen zum wirklichen Geheimen Rath mit der Excellenz, welche Ehren denn einem evangelischen Gottesgelehrten bisher noch nicht zu Theil geworden waren.

Um den Greis ward es einsam. Allerlei Wegberufungen nahmen ihm treue Arbeitsgenossen und Freunde. 1875 verschied sein alter Freund und Schwager Dr. Hermann Härtel in Leipzig, dem er einst sein Liebesglück und Italien verdankte. Das Verhältniß zu ihm war nicht das feste, naiv enthusiastische und traute geblieben, doch immer achtungsvoll und zuverlässig.

Auch der Bruder Franz ging heim. Er hatte einst als Apothekerlehrling mit zur burschenschaftlichen Zeit in Leipzig gelebt, mit Hilfe des Bruders studierte er dann Medizin, wohnte auch einige Jahre bei ihm in Jena. Dann ließ er sich als Arzt in Oschatz nieder, wo er, vom Bruder Karl ausgestattet, seinen Hausstand gründete und, von den Mitbürgern hoch geehrt, bis zum Lebensende wirkte. Er ist oft und gern in Jena gewesen, neidlos sah er den Bruder zu hohen Ehren kommen, dankbar empfing er von ihm mancherlei Liebesbeweise; noch kurz vor seinem Tode saß er mit ihm in trautem Gespräch im lieben Berggarten, beide damals junge Ehrenbürger ihrer Städte. 83jährig ist er entschlafen.

Im gleichen Jahre traf Hase das schwerste Leid. Die Gefährtin seines Lebens verließ ihn. Sie war seit Jahrzehnten viel kränklich gewesen und hatte jährlich Badereisen zur Erholung unternehmen müssen. Eine schwere Operation hatte sie scheinbar glücklich überstanden. Doch ist sie nicht lange darauf entschlafen. Das Tagebuch vom 20. März 1885 erzählt es in ergreifender Schlichtheit: „Früh gegen acht ist sie von uns geschieden, die Liebste von Allen, und ich habe allein das nicht große irdische Leben noch übrig. Ich hatte mir das anders gedacht. Sie hat den ganzen Winter nicht in die freie Luft gedurft, etwa vor acht Tagen Füße schwächer, Husten schärfer und quälend, dazwischen gute Stunden in all ihrer Freundlichkeit, durch Adele in ihrer ahnungsvollen Angst am Sonntag die treue Helene berufen, meine Winterblumen im

Doppelfenſter mußten weggenommen werden, ſie erfreute ſich noch an einem blauen Blümchen, das ich aus dem Berge mitgebracht. Wir haben zuſammengelebt 53 Jahre in reichgeſegneter Ehe, und näher beſehen die ſchönen zwei Vorjahre. Wem der gütige Gott und eine freundliche Natur ein ſolches Kleinod 55 Jahre lang in geiſtigen und leiblichen Armen gelaſſen, ſoll ſich zufrieden geben, und ich will es, im liebevollen Andenken mit Dir, meine Line."

Haſe war ſelbſt längſt zum Abſchied bereit und hat jedes zugeſetzte Jahr ſtets nur als eine unerwartete Gnadenzeit dankbar angeſehen. So hieß es zum 80. Geburtstag im Tagebuch „... ſo iſt das Eintreten in das achtziger Jahr eine Art Todesurtheil. Da das doch über uns Allen vom erſten Geburtstag her geſprochen iſt, und die Exekution mir wahrſcheinlich näher liegt als anderen Leuten, ſo will ich, ſo lang mir Gottes Gnade durch die Mächte der Natur Leib und Seele friſch erhält wie heut und gern das Geſchäft und den Streit des Lebens getroſt weiter führen." Und am Neujahrsmorgen 1888: „Ich bin älter geworden als ich vermeinte, da mag denn das Weitere getroſt in der Hand eines gnädigen Gottes und einer milden Natur liegen, obwohl ich den 2. und 3. Band der Kirchengeſchichte gern noch vollendete; doch iſt es ſchon ſehr einſam um mich her geworden, und das Leben faſt nur in Briefen beſteht, die ich nicht gern ſchreibe."

Als in Weimar das Goethehaus der öffentlichen Beſichtigung zugänglich gemacht wurde, ging Haſe hin und in den Zimmern tauchten die Erinnerungen raſch auf an den Tag, als er vor 56 Jahren neben dem Großen auf ſeinem harten Sopha geſeſſen.

Das Leben verlief ſtill. Im Hauſe walteten erſt liebe Enkelinnen, dann eine Pfarrtochter mit munterem Sinn und häuslichem Eifer. Der tägliche Spaziergang auf den Berg wollte zu Fuß nicht mehr gehen, ſo fuhr er nach Tiſch hinaus in einer der kleinen Droſchken, trat durch die obere Thüre ein: „dann ſetz ich mich neben eine der Säulen und ſtarre in die junge Blüthenwelt".

An allen häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten nahm er noch regen Theil, vor Allem brannte er aber in Ungeduld, das große kirchengeſchichtliche Werk wenigſtens in ſeinem 2. Bande zu vollenden, und doch konnte er ſich's nicht bergen, daß das Alter

ihn nur noch langsam schreiben lasse und daß ihm die Gedanken nicht mehr so geschlossen zur Verfügung ständen. Und doch auch kam ihm der Plan, den kaum vollendeten ersten Theil noch einmal drucken zu lassen, nämlich die Lust zu stattlichen Verbesserungen.

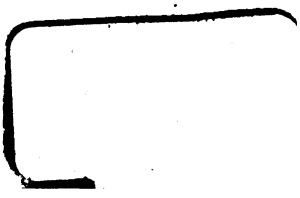
Um die Weihnachtszeit 1888 erkrankte Hase an hohem Fieber. Er genas, doch machte sich seitdem ein Verfall der Kräfte bemerkbar. Zumal der Ortssinn war unsicher geworden. Die Nothwendigkeit, die oben gelegene fast 60 Jahre bewohnte Studierstube gegen ein anderes, im ersten Stock des Hauses bequemer gelegenes Zimmer zu vertauschen, mag das gemehrt haben.

Immer wieder nahm der Greis die Arbeit vor, aber der Hand entfiel oft die Feder. Am Fenster sitzend mit dem Blick in den grünen Garten und auf die Berge Jenas las er gern in den „Idealen und Irrthümern", in seine Jugendzeit sich versenkend. Ehedem nirgends lieber als in der Stille seiner Studierstube, blieb er nun, zumal des Abends, gern im traulichen Wohnzimmer, dem Gesang der alten Volkslieder lauschend, bis das Haupt mit dem dichten schneeweißen Haar sich im Schlummer niedersenkte.

Noch hat er im Jahre 1889 nicht selten in seiner gewohnten kurzen Art Briefe geschrieben, den fernen Kindern von den Ereignissen des eigenen und des Jenenser Lebens Kunde zu geben und von neuen Arbeitsplänen zu berichten. Am 18. November: „Nicht eine nennbare Krankheit liegt auf mir, nur etwas Mattigkeit, die es zu nichts Rechtem kommen läßt, bei Tage tänzelt mir, Abends singt und spielt die anmuthige Pfarrerstochter, die wir Dir verdanken. So geht ein Tag nach dem andern." Der letzte Brief stammt vom 26. Dezember; er ist an den erkrankten jüngsten Sohn gerichtet, den er zu besuchen plant, und erzählt von der eigenen stillbescheidenen Weihnachtsfeier.

In den letzten Tagen des Jahres befiel ihn Krankheit, die Nacht zum neuen Jahre war unruhig, am Neujahrstage die Müdigkeit groß. Die auswärtigen Kinder wurden herbeigerufen. Am Nachmittag des 2. Januar sprach er sein letztes Wort. In den Morgenstunden des 3. Januar 1890, unter den Gebeten seiner Kinder, die sein Lager umknieten, ist er sanft entschlafen.

Am Abend des 5. Januar, nach einer Trauerfeier im Hause, die der Sohn abhielt, wurde die Leiche unter dem Fackelgeleite der Theologie Studierenden in die Stadtkirche übergeführt. Am Nachmittag des folgenden Tages erfolgte die öffentliche Feier. Vom Rathhause wehte die Trauerflagge, die gesammte Studentenschaft hatte Trauer angelegt. Auf dem alten Gottesacker wurde der Sarg an der Seite der geliebten Frau ins Grab gesenkt, und alle Fahnen der akademischen Jugend senkten sich beim Segen über der Ruhestätte des großen Theologen, der ein langes, arbeitsvolles und glückerfülltes Leben hindurch nur einen Ruhm gekannt hatte: ein rechter deutscher Professor zu sein.



Educ 4712.77
Karl von Hase, ein deutscher Profes
Widener Library 007471387
3 2044 079 774 261